Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

lassischen Romane aller Nationen.

Sechszigster bis Dreiundsechszigster Band.

Enthält:

Pariser Mysterien.

Sechszehnter bis achtzehnter Band.

Jeder Band kostet **6** Kreuzer oder **2** Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.

1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. F. Mayer.

Pariser Mysterien.

Ein Sittengemälde aus der neuesten Zeit

von

Eugen Sue.

Deutsch bearbeitet

von

Erwin von Moosthal.

Sechszehnter bis achtzehnter Theil.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1843.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

I.

Mutter und Sohn.

Ohne die entfernteste Ahnung von den verruchten Plänen, welche die Seinigen gegen ihn schmiedeten, trat Martial langsam in die Küche.

Von Natur aus von einem gewissen Drang zum Guten beseelt, und zu jeder wirklich gemeinen oder bösartigen freveln Handlung unfähig, führte Martial trotz Dem ein höchst ungeregeltes, ja ungesetzliches Leben. Er trieb Fischdiebstahl und Wilderei, und seine ungewöhnliche Stärke, sein unbeugsamer Muth flößten den Fischhütern so viel Scheu ein, daß sie seinem Treiben wenigstens nachsahen oder es zu ignoriren schienen.

Außer diesem, den Gesetzen schnurstracks entgegenlaufenden Gewerbe betrieb Martial noch ein anderes, weit strafbareres. Als gefürchteter und furchtbarer Bravo übernahm er gerne — doch noch mehr aus einem Uebermaß von Muth, aus tollkühner, gährender, überschäumender Kraft als aus Habsucht — die Rache durch Faustkampf und Stockschläge für Individuen, die sich ihren Gegnern an Kraft nicht gleich wußten; dabei aber muß man zu Martial's Rechtfertigung noch hinzusetzen, daß er stets mit einem gewissen Rechtsgefühle in der Wahl und Uebernahme der „Aufträge" zu Werke ging, die er mit Faustschlägen vollführte, und fast stets nur die Partei des

Schwächern und Unterdrückten gegen den stärkern Bedränger übernahm.

Der Liebhaber der Wölfin hatte viele Aehnlichkeit mit Franz und Amandine; er war von mittlerem Wuchse, doch äußerst kräftig und breitschultrig; seine dichten, kurzgeschnittenen rothen Haare bildeten fünf Winkel auf seiner offenen Stirne. Sein dichter, kurzer harter Bart, seine dicken Wangen, die breite, dicke vorspringende Nase und kühne dunkelblaue Augen verliehen seinem männlich ernsten Angesicht den Ausdruck einer ganz besondern Energie und Entschlossenheit.

Martial trug einen alten Wachstuch-Hut auf dem Kopfe, allein trotz der heftigen Kälte doch nur eine alte blaue Blouse über einer elenden Jacke und schlechten Beinkleidern von verschossenem kahlen Baumwollensammt. In der Hand hatte er einen derben Knotenstock getragen, den er auch jetzt wieder neben sich auf den Tisch legte.

Ein großer Dachshund mit krummen Beinen und schwarzem hellgeflecktem Fell war mit Martial in das Gemach getreten; allein er blieb an der Thüre liegen und wagte weder dem Feuer noch den bereits zu Tische sitzenden Leuten des Hauses zu nahe zu kommen, da die Erfahrung dem alten Miraut — wie der frühere Gefährte des Wildschützen hieß — gelehrt hatte, daß er, gleich seinem Herrn, bei der Familie nur wenig beliebt war. —

„Wo sind die Kinder?“ war Martial's erste Frage, als er sich zu Tisch setzte.

„In der Haut bis über die Ohren!“ erwiderte Kürbisflasche in kurzem, unverschämtem Tone.

„Wo sind die Kinder, Mutter?“ wandte Martial sich an diese, ohne sich um die Antwort der Schwester zu kümmern.

„Zu Bette!“ versetzte die Wittwe barsch.

„Haben sie denn kein Abendbrod erhalten, Mutter?“ fragte Martial gelassen weiter.

„Was kümmert das Dich?“ schrie Nicolas, nachdem er zuvor ein großes Glas Wein hinuntergestürzt, um sich

Muth zu machen, denn die Stärke und der Muth seines Bruders machten ihm einigermaßen bange.

Martial blieb gegen seines Bruders Angriffe eben so gleichgültig und kaltblütig, als gegen die der Kürbisflasche, und sagte von Neuem zu seiner Mutter: „Es ist mir nicht lieb, daß die Kleinen schon zu Bette geschickt worden sind.“

„Desto besser!“ erwiderte die Mutter bitter.

„Nein, desto schlimmer, denn mein Essen mundet mir noch einmal so gut, wenn ich die Kinder dabei neben mir habe!“ sagte Martial.

„Bei uns ist's das Gegentheil, und da sie uns hindern und unwillkommen sind, haben wir sie in's Bett gesandt!“ rief Nicolas; — „wenn Dir's nicht so behagt, kannst Du zu ihnen hinaufgehen!“

Martial schien über diesen Ton betroffen, und blickte seinem Bruder starr in's Gesicht, zuckte aber alsdann, gleichsam überzeugt von der Nutzlosigkeit eines Streites, die Achseln, schnitt sich ein Stück Brod ab, und zog einen Schnitt Fleisch auf seinen Teller.

Der Dachshund hatte sich, wiewohl in sehr ehrerbietiger Entfernung, Nicolas genähert, als dieser mit seinem Bruder so herausfordernde und drohende Blicke wechselte; die verächtliche Gleichgültigkeit seines Bruders steigerte den Groll des Räubers immer mehr, und in der Hoffnung, hiedurch endlich die Geduld Martial's zu erschöpfen, gab er Miraut heimtückischer Weise einen so schmerzhaften Fußtritt, daß dieser in ein entsetzliches Geheul ausbrach.

Martial's Antlitz überflog tiefer Zornespurpur; er umfaßte mit krampfhafter Gewalt das Messer, und schmetterte einen schweren Schlag auf den Tisch hernieder, doch bezwang er sich am Ende noch, lockte seinen Hund herbei, und hieß ihn sanft sich zu seinen Füßen niederzustrecken.

Diese unerwartete Mäßigung durchkreuzte unerbittlich die Plane des Bruders Nicolas; er wollte seinen Bruder noch weiter treiben, um endlich einmal einen Ausbruch zu erzielen, darum setzte er hinzu:

„Ich kann die Hunde nicht leiden — der Deinige darf hier nicht in der Küche bleiben!"

Statt aller Antwort goß sich Martial ein Glas Wein ein, und trank es langsam aus.

Die Wittwe wechselte einen verstohlenen, aufmunternden Blick mit Nicolas, und bewog ihn dadurch, die Feindseligkeiten gegen Martial noch weiter zu treiben, in der Hoffnung, dadurch einen erbitterten, gehässigen Zank, einen Bruch, und demzufolge Martial's gänzliche Entfernung herbeizuführen.

Nun ergriff Nicolas die dicke, lange Weidengerte, deren seine Mutter zur Züchtigung seines Bruders Franz sich bedient hatte, schritt auf den Dachshund zu und schlug ihn mit den Worten:

„Willst Du hinaus, verfluchtes Vieh!?"

Nicolas hatte seither nur heimtückischer Weise seinen Bruder Martial anzugreifen und zu kränken gewagt, und noch nie seither die Frechheit gehabt, ihn auf diese hartnäckige und sichtbare Weise herauszufordern, zu provociren.

Der Geliebte der Wölfin merkte wohl, daß man ihn nicht ohne eine geheime Absicht so auf die Spitze treiben wolle, und verdoppelte daher seine Mäßigung.

Als der Hund bei Nicolas Schlägen wieder zu heulen anfing, stand Martial auf, öffnete die Küchenthüre, um den Hund hinauszulassen, und setzte sich alsdann wieder ruhig zu seinem Abendbrod nieder.

Diese unsägliche und unglaubliche Geduld, welche mit dem sonst so lebhaften und jähzornigen Charakter Martial's gar nicht in Einklang zu bringen war, verwirrte seine Dränger — sie betrachteten sich mit dem lebhaftesten Erstaunen.

Er kümmerte sich jedoch gar nicht um Das, was um ihn her vorging, aß ruhig weiter, und verharrte in tiefem Schweigen.

„Nimm den Wein fort, Calebasse!" sagte die Mutter zur Tochter, und diese wollte eiligst gehorchen, als ihr Martial auf einmal sachte den Arm hielt, und sagte:

„Halt, Mädchen, ich bin noch nicht mit Essen fertig!"

„Desto schlimmer für Dich! geschieht Dir aber recht!" rief die Mutter barsch, und nahm nun selbst die Flasche hinweg.

„Ei dann ist's etwas Anderes!" versetzte der Wildschütz, schenkte sich ein Glas Wasser ein, trank es, schnalzte mit der Zunge wider den Gaumen, und sagte: „Vorzügliches Wasser das!"

Diese unverwüstliche Kaltblütigkeit seines Bruders steigerte den grimmen Zorn Nicolas, der schon durch den Genuß zahlreichen Getränkes sich aufgeregt hatte, immer mehr; trotz dem aber fürchtete er sich bis jetzt noch vor einem offenen Angriff, da er die ungewöhnliche Körperkraft seines Bruders kannte, bis ihn auf einmal der Uebermuth der Trunkenheit zu dem Ausrufe hinriß:

„Du hast wohl daran gethan, wegen Deines Dachshundes nachzugeben, Martial! und Du wirst gut daran thun; Dich auch in andern Dingen so nachgiebig zu gewöhnen, denn Du mußt gewärtig sein, daß wir Deine Maitresse mit Fußtritten aus dem Hause jagen, wie Deinen Hund, wenn sie frech genug sein sollte, hieher zu kommen!"

„Ja wohl!" bestätigte Kürbisflasche, welche Nicolas' Absicht wohl durchschaute, — „die Wölfin soll sich's nur beikommen lassen, hieher auf die Insel zu kommen, wenn sie aus dem Gefängnisse entlassen wird .... ich werde sie ordentlich abprügeln!"

„Und ich will sie im Schlamm dort unten an der andern Inselspitze bei der Baracke untertauchen!" fuhr Nicolas fort, — „und wenn das L...r dann nicht ersäuft, wieder heraufkommt, schlage ich ihr den Schädel mit Fußtritten ein!"

Diese auf die Wölfin gehäufte Schmach — auf das Wesen, das er mit wilder, leidenschaftlicher Gluth liebte, — siegte endlich über die friedlichen Entschlüsse und unbegreifliche Langmuth Martial's; das Blut stieg ihm in's Angesicht, er runzelte die langen Braunen und die Stirnadern schwollen ihm zu dicken Strängen an; doch besaß

er noch so viel Selbstbeherrschung, daß er mit anscheinend ruhiger, vom niedergehaltenen Zorn nur leicht erzitternder Stimme Nicolas zur Antwort geben konnte:

„Nimm Dich in Acht, Bursche! . . . . Du suchst Händel mit mir, aber sie könnten eine Wendung nehmen, die Dir unlieb seyn möchte!"

„Mir unlieb? . . . . oho, Du Prahlhans!" rief Nicolas.

„Ich treffe Dich besser, als das letztemal," sagte Martial.

„Wie, Nicolas! Du hast Dich von Martial schlagen lassen?" rief Kürbisflasche mit spöttischem Erstaunen, — „hörst Du's, Mutter? . . . . nun wundert mich's nicht mehr, daß Nicolas sich so vor ihm fürchtet!?"

„Er hat mich nur schlagen können, weil er mich hinterrücks und meuchlings anfiel!" rief Nicolas und ward ganz bleich vor Wuth.

„Du lügst, Bube!" donnerte ihm Martial entgegen, — „Du hattest mich heimtückisch angegriffen, ich aber prügelte Dich erst tüchtig ab und ließ Dich dann aus Erbarmen gehen! — Unterfängst Du Dich aber noch einmal, so von meinem Mädchen zu reden, — hörst Du? — von meinem Mädchen — so rechne ja nicht auf Erbarmen — Du sollst noch lange die Spuren davon an Dir herumtragen!"

„Wenn ich aber über Deine Wölfin spreche, über dieses L . . . r?" rief Kürbisflasche.

„So bekommst Du ein paar Maulschellen, um Dich zu verwarnen!" sagte Martial, — „und bist Du dann noch nicht zufrieden, so kann ich Dir mit noch mehr dienen!"

„Und wenn ich über die Wölfin schimpfe?" . . . . fragte Mutter Martial lauernd.

„Ihr, Mutter?"

„Ja, ich!" rief die Alte höhnisch.

„Ihr — Ihr?" wiederholte er, und gab sich mächtige Mühe, seinen Groll zu bemeistern.

„Wirst Du mich nicht auch schlagen, Taugenichts? wie?" . . . . rief sie.

„Nein," versetzte Martial, — „aber wenn Ihr über die Wölfin schimpft, prügle ich Nicolas; — so, nun wißt Ihr's und könnt Euch darnach richten, und er ebenfalls!"

„Du? . . . . Du willst mich durchprügeln?" . . . . rief der Räuber wuthschäumend und zuckte sein langes spanisches Messer.

„Nicolas, brauche Dein Messer nicht!" rief die Wittwe und sprang blitzschnell empor, um ihrem Sohne in den Arm zu fallen; dieser aber stürzte, von Wein und Zorn trunken, vorwärts, stieß seine Mutter zurück und wollte auf seinen Bruder losgehen.

Martial sprang zurück, erfaßte den schweren Knotenstock, den er beim Eintreten neben sich auf den Schenktisch gelegt hatte, und setzte sich zur Wehre.

„Nicolas, lege das Messer weg!" rief die Mutter.

„Laß ihn doch gewähren!" rief Kürbisflasche, und erfaßte die Handart des Räubers.

Nicolas schwang noch immer sein furchtbares Messer, und lauerte auf den günstigen Augenblick, über seinen Bruder herzufallen.

„Ich sage Dir," rief er ihm zu, „daß ich Dich und Deine Wölfin, das Aas, umbringen werde, und zwar jetzt gleich! — hieher, Mutter! . . . . komm', Kürbisflasche! wir wollen ihn kalt machen, — es hat lange genug mit ihm gedauert!" . . . .

Da er den Augenblick für seinen Angriff günstig wähnte, stürzte er auch alsbald mit dem blanken Messer auf seinen Bruder zu.

Martial aber, im Stockkampfe wohl geübt, warf den Oberkörper rasch zurück, holte blitzschnell mit dem Stocke aus, der kaum sichtbar und pfeifend einen Achter um seinen Kopf beschrieb und mit so furchtbarer Wucht auf Nicolas Vorderarm niederfiel, daß dieser, plötzlich gelähmt und mit den empfindlichsten Schmerzen, sein Messer fallen ließ.

„Schurke! . . . . Du hast mir den Arm abgeschlagen!“ rief er Martial zu, und erfaßte mit der Linken seinen rechten Arm, den er schlaff an der Seite herabhieng.

„Erlogen!“ versetzte Martial, „ich habe deutlich gefühlt, wie mein Stock zurücksprang!“ und mit einem Fußtritt schleuderte er das Messer unter den Schenktisch hinunter.

Alsdann machte er sich den Schmerz, der Nicolas lähmte, zu Nutze, packte ihn am Kragen, stieß ihn rauh zurück bis zur Thüre des kleinen Kellers, dessen wir oben erwähnten, öffnete diese mit der einen Hand, schleuderte mit der andern seinen Bruder hinein, der über diesen plötzlichen Angriff noch ganz verblüfft war, und sperrte die Thüre wieder zu.

Hierauf trat er wieder zu den beiden Weibern, packte Kürbisflasche bei den Schultern, und sperrte sie, trotz ihres Widerstandes, ihres Geschrei's und eines Hiebes mit der Axt, wodurch sie ihn leicht an der Hand verwundete, in das andere Gemach der Schenke, das an die Küche stieß.

Nachdem dieß ebenso schnell als überraschend geschehen, wandte er sich an die über dieses Manoeuver noch immer bestürzte Mutter, und sagte kaltblütig:

„Nun, Mutter, wollen wir mit einander reden!“

„Ja, was wirst Du mir sagen?“ rief sie, und ihr leidenschaftloses kaltes Gesicht belebte sich auf einmal, ihr fahler Teint überlief mit einer lebhaften Röthe, und ein düsteres unheimliches Feuer glühte in ihren seither erloschenen matten Augen; Zorn, Wuth und Haß verzerrten ihre Züge auf's Unheimlichste; — „nun, was willst Du von mir?“ rief sie mit drohender Stimme; — „ich habe schon lange auf diesen Augenblick gewartet, damit Du endlich einmal erfährst, was mir auf dem Herzen liegt!“

„Ja, Mutter, Ihr sollt jetzt auch erfahren, was ich auf dem Herzen habe!“ rief Martial.

„Und wenn Du hundert Jahre lebst, sollst Du an die heutige Nacht gedenken!“ sagte die Mutter.

„Wahrlich ja, ich werde dran denken!“ entgegnete er; — „Bruder und Schwester wollten mich umbringen,

und Ihr thatet nichts, Mutter, um sie daran zu hindern! .... doch laßt hören, sprecht, was habt Ihr gegen mich?"

„Was ich habe? .... schon seit des Vaters Tode begehst Du nur feige, elende, memmenhafte Bubenstücke!" .... rief sie zornig.

„Ich?" fragte Martial erstaunt.

„Ja, Du, Memme!" versetzte sie; — „anstatt bei uns zu bleiben, und uns im Gewerbe an die Hand zu gehen, entliefst Du nach Rambouillet, um mit jenem Wildprethändler, den Du in Bercy kennen gelernt hattest, Wilderei zu treiben!"

„Wenn ich hier geblieben wäre," sagte Martial kalt, — „würde ich nun entweder auf der Galeere, wie Bruder Ambrosi, oder doch weniger dafür reich sein, wie Nicolas; — ich habe kein Spitzbube und Räuber werden wollen, wie die Andern .... und deßhalb haßt Ihr mich!"

„Und was für ein Gewerbe treibst Du denn jetzt?" rief die Wittwe, — „erst stahlst Du Wildpret, jetzt stiehlst Du Fische! — ein Diebstahl ohne Gefahr, wie ihn nur eine Memme treiben mag!" .....

„Fisch und Wild gehören eigentlich Niemanden, heute Dem, morgen Jenem, wer sie eben gerade zu bekommen und zu erlegen weiß!" entgegnete Martial; — „ich bestehle Niemanden, — und wer mich feige nennen kann...."

„Schlägst Du nicht für Geld die Leute, die schwächer sind als Du?" rief die Wittwe.

„Nur wenn sie sich gegen noch Schwächere, als sie sind, vergangen haben!" sagte Martial. —

„Feigling, Dein Gewerbe ist das einer Memme!"

„Es mag wohl ehrbarere geben, als das meinige," erwiderte der Sohn, — „aber Euch, Mutter, steht es nicht zu, mir das zu sagen!"

„Warum hast Du aber denn keines von Deinen ehrbaren Handwerken und Gewerben gelernt, anstatt hier herumzuschlingeln und auf meine Kosten zu leben, Du Memme?"

„Falle ich Euch unnütz zur Last, Mutter?" rief Martial, „gebe ich Euch nicht alle Fische, die ich fange, und

alles Geld, das ich mir verdiene? — Es ist freilich nicht viel, aber doch genug, und ich entschädige Euch so doch wenigstens für Das, was Ihr mir gebt! — Ich habe versucht, Schlosser zu werden, um mehr zu verdienen, — allein, wenn man von Jugend auf mir am Flusse und in den Wäldern herumgestromt hat, kann man sich nicht anderswo festsetzen, das ist ausgemacht; — die alten Gewohnheiten haften Einem für's ganze Leben an. — Und zudem," fuhr Martial mit düsterem Tone fort: — „zudem wollte ich lieber ganz allein auf dem Wasser oder in den Forsten leben, wo mich Niemand fragt, — anstatt hier oder anderswo, wo ich, wenn mich Einer nach meinem Vater fragt, sagen muß: Er sei guillotinirt worden! — oder von meinem Bruder: er sitze auf der Galeere! — oder von meiner Schwester: Sie sei eine Diebin!......"

„Und wenn man nach Deiner Mutter fragt, was sagst Du dann?" fragte die Wirthin.

„Ich .... ich sage — sie sei todt!" entgegnete Martial stotternd.

„Und daran hast Du ganz Recht — ich mache es ebenso mit Dir, Feigling! ich verläugne Dich ebenfalls!" rief die Mutter erbost; — „Dein Bruder ist freilich im Bagno, Dein Vater und Dein Großvater sind als wackere Leute auf dem Schafott gestorben und haben sich noch über Pfaffen und Henker lustig gemacht! — Du aber, Memme, Du zitterst, anstatt sie zu rächen! ......"

„Ich sollte sie rächen?" fragte der Sohn.

„Ja, Du solltest Dich als ein ächter Martial beweisen, solltest dem Kofler[1] auf sein Messer und dem Bagno auf seinen rothen Mantel spucken, und endigen wie Dein Vater und Mutter, Bruder und Schwester!" rief die Wittwe.

So sehr auch Martial an diese wilden, wüsten Reden seiner Mutter gewöhnt war, konnte er sich dießmal ei-

---

1 Der Henker.

nes Schauders nicht erwehren, denn die Physiognomie seiner Mutter bei diesen letzten Worten war abscheulich, schaudererregend.

Mit steigender Wuth und Entrüstung fuhr sie fort:

„Memme! Hundsfott! ja noch niederträchtiger als eine Memme, Du!" rief sie ihm zu; — „Du willst ehrlich werden?! Du ehrlich?! — Wirst Du als Sohn eines Mörders und Bruder eines Galeerensträflings nicht immer verachtet, gehaßt, gemieden und verstoßen sein? — Aber anstatt daß Dir dieses Gefühl Groll und Rache in den Leib jagt, macht Dich das feig und furchtsam und bange! Anstatt zu beißen, gehst Du davon! — Als sie Deinen Vater umgebracht haben, entliefst Du uns, Memme, und doch wußtest Du, daß wir keinen Fuß von der Insel wegsetzen oder uns in's Dorf wagen konnten, ohne daß man die Hunde hinter uns her hetzte, uns beschimpfte und mit Steinen warf wie wüthende Hunde! — O das soll man uns noch theuer bezahlen, glaube mir's! das wollen wir noch quitt machen!"

„Ich fürchte mich vor Keinem, ja nicht vor zehn Männern!" entgegnete Martial, — „wenn ich mich aber von Jedermann schelten und verstoßen lassen soll, weil mein Vater hingerichtet und mein Bruder auf die Galeere gekommen ist, so gestehe ich, daß dieß über meine Kräfte ging! . . . . . Lieber zog ich mich mit Peter, dem Wildprethändler, in die Einsamkeit der Forste zurück!"

„Dann hättest Du auch in Deinen Forsten bleiben können!" rief die Wittwe.

„Wenn ich wiederkam, so geschah es nur wegen meiner Sache mit dem Wildhüter und um der kleinen Geschwister willen!" rief Martial, — „zumal weil diese jetzt in dem Alter waren, wo das schlimme Beispiel sie verderben konnte! . . . ."

„Was geht denn das Dich an?"

„Sehr viel!" versetzte der Sohn, — „ich werde nicht zugeben, daß sie eben so verworfen und niederträchtig werden, wie Ambrosi, Nicolas und die Calebasse! . . . ."

„Oho, das hilft Dich nichts!" rief die Mutter.

„Wenn sie bei Euch allein geblieben wären, möchten sie freilich für immer verloren gewesen sein!" sagte er; — „ich bin nur darum bei einem Handwerker in die Lehre getreten, um mit der Zeit so viel verdienen zu können, daß ich die Kinder zu mir nehmen und mit ihnen die Insel verlassen könnte, — allein in Paris war ich zu gut bekannt . . . . Jedermann wußte, daß mein Vater hingerichtet, mein Bruder im Bagno sei, — ich hatte deßhalb alle Tage Schlägereien und wurde des Handels am Ende müde!"

„Und Du bist's nie müde geworden, ehrlich zu bleiben? Hat Dir's denn so gut angeschlagen?" rief die Mutter höhnisch, — „Du solltest ja gar nicht mehr das Herz gehabt haben, hieher zu kommen, wenn Du nicht sagen wolltest, was wir sind und was — Dir zum Trotze, gerade Dir zum Trotze — auch die Kleinen werden sollen!........ Du glaubtest sie von uns abzusperren, wenn Du sie mit Dir auf den Fischfang nahmst, — aber gemach! noch sind wir da! — Franz gehört nahezu schon zu uns! — bei der ersten besten Gelegenheit gehört er ganz zu den Unsern . . . . . ."

„Das ist erlogen!" rief Martial.

„Magst bald selbst sehen, wer Recht hat!" rief die Mutter, — „ich kenne meine Leute; an dem Jungen ist schon nichts Gutes mehr, er hat mehr Laster, als Du glaubst, und fürchtet sich bis jetzt nur noch vor Dir. Bei Amandinen brauchen wir nur erst zu warten, bis sie fünfzehn Jahr alt ist, dann geht's bei ihr von selbst! — Oho, man hat uns mit Steinen geworfen, hat uns gleich wüthenden Hunden verfolgt, — aber wir wollen ihnen noch zeigen, wer wir sind! . . . . Wir Alle, außer Dir, Memme, denn an Dir müssen wir uns Alle schämen!...."

„Recht schade!" sagte Martial spöttisch.

„Und da Du in unserer Gesellschaft verdorben werden könntest," fuhr die Mutter fort, „so mußt Du schon morgen das Haus räumen und sollst es nie wieder betreten!"

Martial blickte seine Mutter überrascht an und erwiderte nach einer kurzen Pause:

„Ihr habt also beim Abendbrod nur darum Händel mit mir angebunden, um mich so weit zu bringen?“

„Allerdings,“ bestätigte das abscheuliche Weib, — „wir wollten Dir endlich einmal zeigen, daß Dich eine ewige Hölle erwartet, falls Du gegen unsern Willen noch länger hier bleiben willst! .... eine wahre Hölle, hörst Du wohl? — Jeden Tag sollst Du Zank, Streit, Schläge, Püffe haben, wie jetzt, und ich werde dafür sorgen, daß wir nicht immer allein sind, wie heute Abend — wir haben noch Freunde genug, die uns helfen, und Du sollst's nicht acht Tage lang bei uns aushalten können!“

„Glaubt Ihr mir hierdurch bange machen zu können, Mutter?“ fragte Martial.

„Ich sage Dir nur im Voraus, was Deiner hier wartet!“ erwiderte sie.

„Meinetwegen denn! .... ich bleibe trotzdem hier!“

„Du willst bleiben?“ rief sie verwundert.

„Allerdings!“

„Gegen unsern Willen?“ fragte sie.

„Ich trotze Euch, trotze Nicolas, Kürbisflasche und dem ganzen Gelichter Eures Schlages!“ rief Martial entschlossen.

„Geh', ich muß über Dich lachen!“ versetzte die gräuliche Alte höhnisch, und diese Worte waren doppelt schauderhaft in ihrem Munde.

„Ja, Mutter!“ sagte Martial keck und fest, — „ich sag' es Euch geradezu, daß ich hier bleiben werde, bis ich Mittel und Wege finde, mir und den Kindern anderswo das Leben zu fristen; wäre ich allein, so sollte mich das wenig geniren, — ich ginge halt wieder in die Wälder; — allein um der kleinen Geschwister willen brauche ich nun längere Zeit, um zu finden, was ich suche! — Inzwischen aber bleibe ich hier.“

„Aha! Du bleibst also nur, bis Du die Kinder mit Dir fortnehmen kannst, nicht wahr?“ rief die Alte.

„So ist's!“ versetzte Martial; — „die Kinder müssen mit mir; wenn ich ihnen sage: kommt mit mir! so folgen sie mir gewiß alsbald und gerne... verlaßt Euch darauf!“

Die Wittwe zuckte die Achseln und versetzte:

„Horch, Bursche, ich sagte Dir vorhin: wenn Du auch hundert Jahre leben würdest, solltest Du Dich doch an diese Nacht erinnern! — nun will ich Dir auch sagen, weßhalb, — aber zuvor sag' mir noch einmal, ob Du ganz fest entschlossen bist, nicht aus dem Hause zu weichen?“

„Ja wohl, in allem Ernste, ich bin's!“

„Nur gemach, Bursche! Du wirst nun gleich eben so hartnäckig Nein sagen; höre mir nur aufmerksam zu!“ sagte die Alte; — „weißst Du, was für ein Gewerbe Dein Bruder treibt?“

„Ich muthmaße es, aber ich will's nicht wissen,“ entgegnete Martial.

„Du sollst es aber wissen — er stiehlt und raubt!“

„Um so schlimmer für ihn!“ rief Martial.

„Aber, aber auch für Dich!“

„Für mich! — und warum denn?“

„Er stiehlt zur Nachtzeit, und meist mit Hauseinbruch, und darauf steht Galeerenstrafe!“ versetzte die schändliche Alte; — „wir machen seine Diebshehler; entdeckt man uns also, so trifft uns wegen Diebshehlerei dieselbe Strafe wie ihn, und Dich mit uns; alsdann muß die ganze Familie sammt und sonders in die Klemme,[1] und die Kleinen sind sich selber überlassen, ohne Obdach und Hülfsquellen, und da werden sie wohl das Gewerbe ihrer Eltern eben so gut und schnell erlernen, als hier bei uns!“

„Wie und auf welchen Beweis kann man mich als Diebshehler und Euren Mitschuldigen verhaften und bestrafen?“ fragte Martial.

„Wie willst Du ihnen beweisen, wovon Du lebst?“ erwiderte die Wittwe; „man weiß ja, was Du bist, daß Du auf dem Flusse herumlungerst; daß Du bei uns wohnst! Zudem giltst Du allenthalben für einen Taugenichts; wem

[1] Gefängniß; Zuchthaus.

willst Du also glauben machen, daß Du nicht um unsere Räubereien und Diebshehlerei weißst?"

„Ich kann, Gottlob, noch das Gegentheil beweisen!"

„Oho," rief die Alte, „wenn wir Dich aber als unsern Spießgesellen angeben?"

„Und weßhalb wolltet Ihr das thun?" fragte der Sohn.

„Zum Lohn dafür, daß Du wider unsern Willen hier bleiben wolltest!", versetzte sie.

„Vorhin wolltet Ihr mich auf eine andere Art einschüchtern, und nun durch diese Drohung," sagte Martial, „aber es soll Euch auf keine Weise gelingen; ich kann beweisen, daß ich nie gestohlen habe, und darum bleibe ich!"

„So, Du willst bleiben?" rief sie, — „nun, höre nur weiter: erinnerst Du Dich wohl noch, was im vorigen Jahre in der Christnacht hier vorging?"

„In der Christnacht?" fragte Martial, sich vergebens besinnend.

„Ja — besinne Dich nur recht!"

„Mir fällt nichts ein!" erwiderte der Sohn.

„Erinnerst Du Dich nicht mehr, daß Roth-Arm Abends einen sehr gut gekleideten Herrn zu uns brachte, der sich verstecken mußte?" fragte die Wittwe.

„Ach ja, jetzt kann ich mich entsinnen," rief Martial, — „ich legte mich schlafen, als er noch mit Euch beim Abendbrode saß; — er blieb bei uns über Nacht und ließ sich am andern Morgen vor Tage von Nicolas nach St. Ouen führen!"

„Weißst Du es gewiß, daß ihn Nicolas nach St. Ouen gebracht hat?"

„Ihr sagtet mir wenigstens am andern Morgen so!" entgegnete er.

„Die Christnacht hindurch warst Du hier bei uns im Hause, nicht wahr?" fragte die Mutter.

„Allerdings!" gab Martial zur Antwort.

„Nun denn," sagte die Wittwe, „in jener Nacht wurde der fremde Herr, der viel Geld bei sich hatte, hier in diesem Hause erschlagen!" ...

Martial fuhr entsetzt auf und stammelte ein paar unverständliche Worte.

„Erschlagen, ausgeplündert und im Holzschuppen verscharrt!“ setzte die Mutter hinzu.

„Das ist eine Lüge!“ rief Martial bleich vor Schreck, denn er konnte nicht an dieses neue und entsetzliche Verbrechen der Seinigen glauben; — „Ihr wollt mir nur bange machen! — ich wiederhole es, es ist nicht wahr.“

„Geh' nur hinauf und frage Deinen kleinen Liebling, den Franz, was er heute früh im Holzschuppen gesehen hat!“ rief die Alte.

„Und was hat er denn gesehen?“ fragte er.

„Einen der Füße des Erschlagenen, der aus der Erde heraussah,“ rief sie lachend, — „nimm die Laterne und geh' hinaus, dann kannst Du dich selbst überzeugen!“

Martial wischte sich kalten Angstschweiß von der Stirne. „Nein!“ rief er, „und ich kann's nicht glauben, — Ihr sagt mir das nur...“

„Um Dir zu beweisen,“ unterbrach ihn seine Mutter, — „daß, wenn Du länger hier bleibst, Dir jeden Augenblick Gefahr droht, als Theilnehmer an Raub und Mord verhaftet zu werden. Du warst in der Christnacht hier und wir werden angeben, daß Du uns dabei geholfen hast! Wie willst Du alsdann das Gegentheil beweisen?“

„O Gott! o Gott!“ rief Martial verzweiflungsvoll, und barg sein Gesicht in die Hände.

„Wirst Du jetzt gehen!“ fragte seine Mutter mit sardonischem Lächeln.

Martial war wie angedonnert: er konnte leider nicht mehr an der Wahrheit dessen zweifeln, was seine Mutter ihm gesagt hatte; das landstreicherisch unstete Leben, das er führte, sein Zusammenwohnen mit einer so verbrecherischen, verworfenen Familie mußten in der That den dringendsten, entsetzlichsten Verdacht auf ihn werfen, und dieser Verdacht konnte sich in Gewißheit verwandeln in den Augen der Behörden, falls Mutter und Geschwister ihn noch der Mitschuld anklagten.

Die Wittwe empfand eine wilde Freude über die Niedergeschlagenheit und den Kummer ihres Sohnes. — „Du hast ja noch ein Mittel, Dich aus der Verlegenheit zu ziehen," sagte sie, „Du darfst uns nur angeben!"

„Ich sollte es eigentlich!" erwiderte er, „allein ich werde es nie thun — das wißt Ihr wohl!"

„Sonst hätte ich Dir auch nicht Alles so offen gesagt!" versetzte die Mutter; — „aber wirst Du nun gehen?"

Martial wollte noch einen Versuch machen, diese Megäre zu besänftigen; mit weniger rauhem Tone sagte er zu ihr:

„Mutter, ich kann unmöglich glauben, daß Ihr eines Mordes fähig seid!"...

„Thu', was Du willst, aber geh' nur!" erwiderte sie.

„Unter Einer Bedingung werde ich gehen!" sagte er, aber sie unterbrach ihn sogleich.

„Ich will nichts von Bedingungen hören!"

„Wenn Ihr die beiden Kinder weit weg von hier, auf dem Lande in die Lehre geben wolltet?".... sagte Martial.

„Sie bleiben beide hier bei uns!" sagte die Wittwe.

„Sprecht, Mutter, was habt Ihr davon, wenn Ihr sie Euch, dem Vater, dem Bruder Nicolas oder der Kürbisflasche ähnlich gemacht habt?"

„Ei," rief die Alte, „dann können wir mit ihrer Hülfe manchen guten Streich ausführen — wir sind Unserer noch lange nicht genug und können junge Augen und junge Arme recht wohl brauchen! — Kürbisflasche bleibt hier bei mir und hilft mir die Wirthschaft führen. ... Nicolas aber ist jetzt ganz allein! — Sind nur die Kleinen erst einmal dressirt, so kann Franz seinem Bruder und Amandine uns helfen; so klein sie sind, hat man sie doch auch schon mit Steinen geworfen — jetzt müssen sie sich rächen!"...

„Nicht wahr, Mutter, Ihr liebt Nicolas und Calebasse?" fragte Martial.

„Weßhalb fragst Du?"

„Je nun, wenn die Kleinen ihnen nachahmen, —

wenn man sie und Euch auf solchen Verbrechen ertappt? — wenn man sie auf's Schafott bringt?" sagte Martial.

„Was dann?" fragte die Mutter drängend.

„Müßt Ihr alsdann nicht über ihr Schicksal zittern?"

„Ihr Loos ist nur das meinige — weder schlimmer, noch besser!" erwiderte die Wittwe; — „ich stehle — sie nicht minder, ich bebe nicht vor einem Morde — sie sollen es auch noch lernen. Wer die Mutter nimmt, soll auch die Kleinen haben. Wir trennen uns nicht, und wenn unsere Köpfe fallen müssen, fallen sie wenigstens in denselben Korb — dort können sie meinetwegen alsdann auseinandergehen! — Wir beben nicht vor dem Schafott; es ist nur Ein Feigling in unserer Familie, und der bist Du, darum verstoßen wir Dich von uns.... geh', packe Dich!"

„Aber die Kleinen? die Kinder?" rief Martial.

„Die Kleinen werden auch einmal groß werden," versetzte die Wittwe; „ich darf wohl sagen, wenn Du nicht gewesen wärst, hätten wir sie schon längst zugestutzt; dem Buben, dem Franz, fehlt nicht mehr viel, und bist nur Du erst fort, so wird Amandine die verlorne Zeit bald wieder einholen ...."

„Mutter, ich bitte Euch nochmals flehentlich darum, sendet doch die Kinder weit weg von hier in eine Lehre!" rief Martial feierlich.

„Wie oft soll ich Dir noch sagen," rief die Mutter höhnisch, „daß sie hier schon in der Lehre sind?!" — —

In dem Tone, womit sie diese Worte sagte, lag ein so grausamer Hohn und eine so unbeugsame unerbittliche Ironie, daß Martial alle Hoffnung aufgab, diese eherne Seele zu erweichen.

„Wenn es denn nicht anders ist, Mutter," erwiderte er ihr in barschem entschlossenem Tone, „so hört nun auch mein letztes Wort ...... ich bleibe!"

„Ei ei!" rief sie höhnisch grinsend.

„Ich bleibe, aber nicht in diesem Hause ....." fuhr Martial fort, — „Nicolas würde mich entweder meuchlings ermorden oder Calebasse mich vergiften; da ich aber

mit den Kindern kein anderes Obdach habe, werde ich mit ihnen die Baracke auf der andern Spitze der Insel beziehen; die Thüre daran ist dauerhaft und ich werde sie noch verstärken — bin ich erst einmal dort und wohlverschanzt, habe ich noch Flinte, noch Stock und noch Hund bei mir, so fürchte ich mich vor Niemanden. Morgen früh nehme ich die Kinder mit mir hinweg; den Tag über müssen sie bei mir bleiben, entweder im Boote oder draußen in den Forsten: bei Nacht sollen sie neben mir in der Baracke schlafen; einstweilen wollen wir schon vom Fischfang leben, bis ich Gelegenheit gefunden habe, sie irgend wo unterzubringen, und das wird wohl bald möglich seyn......"

„Aha, Du bist wahrlich nicht versteckt!" sagte die Mutter.

„Gelt, Mutter, weder Ihr, noch Nicolas oder Calebasse, noch sonst Jemand kann mich hindern, das auszuführen?" sprach Martial weiter. — „Kommt man alsdann Euren Diebereien oder der Mordthat auf die Spur, so lange ich noch auf der Insel bin, dann muß ich freilich die Gefahr riskiren! — allein ich werde angeben, daß ich nur um der Kinder willen zurückgekommen und hier geblieben sei, weil ich verhindere, daß sie eben so böse und verworfen würden, und die Richter sollen alsdann darüber entscheiden! — Der Blitz aber soll mich erschlagen, wenn ich die Insel verlasse ohne die Geschwister und die Armen nur noch einen Tag länger in diesem Hause lasse! ..... Wißt es nun, wenn Ihr mich von der Insel vertreiben wollt, Mutter, — ich trotze Euch und den Eurigen, Euch Allen!"

Die Wittwe kannte Martial's Entschluß und die Folgen, die er haben konnte; die Kinder liebten ihn ebensosehr, als sie die Mutter und die übrigen Geschwister fürchteten und wären ihm also ohne Bedenken gefolgt, sobald er es verlangt hätte. Er selbst war ein gefährlicher Gegner; gut bewaffnet, voll Muth, stets auf seiner Hut, bei Tage in seinem Boote, bei Nacht in jener Baracke, auf der andern Seite der Insel verschanzt und verrammelt, brauchte

er sich vor den gefährlichen Plänen seiner Familie nicht einmal zu fürchten.

Martial's Vorhaben ließ sich also auf jeden Fall in's Werk setzen, — allein die Wittwe hatte die gewichtigsten Gründe, ihn an der Ausführung zu verhindern.

Wie ehrsame Handwerker manchmal die Anzahl ihrer Kinder, in Anbetracht der Unterstützung, die sie von ihnen haben oder erhalten, als einen Reichthum, einen Schatz ansehen, so rechnete die Wittwe zunächst auch auf Franz und Amandinen als künftigen Helfershelfern bei jeder Art von Verbrechen.

Was sie ferner in Betreff ihres Racheburstes für den Sohn und Gatten gesagt hatte, war ebenfalls wahr. Manche Geschöpfe, die im Laster und Verbrechen erzogen, aufgewachsen und verhärtet sind, treten in offene Empörung und erbitterten Kampf gegen die Gesellschaft und glauben sich durch neue Frevel für die gerechte Sache zu rächen, welche sie und die Ihrigen betroffen hat.

Ein weiteres Motiv für ihre Erbitterung war noch die Furcht der Wittwe, Martial's Gegenwart möchte die heimtückischen Anschläge seines Bruders Nicolas gegen Marien-Blüth und später gegen die Diamantenhändlerin vereiteln oder stören. Sie hatte gehofft, Martial erst durch den Streit und dann noch mehr durch die gemachte Eröffnung aus dem Hause zu entfernen, daß er, wenn er trotzdem darauf beharre auf der Insel zu bleiben, Gefahr laufe, für einen Mitschuldigen bei ihren eigenen mehrfachen Unthaten und Verbrechen gehalten zu werden.

Ebenso verschmitzt als scharfblickend, war aber die Mutter Martial nicht sobald inne geworden, daß sie sich getäuscht habe, als sie auch instinktmäßig fühlte, sie werde noch zu treuloser Hinterlist ihre Zuflucht nehmen müssen, um ihren Sohn in eine blutige Schlinge zu locken. — Nach längerer Pause versetzte sie daher mit anscheinender Bitterkeit:

„Ich durchschaue jetzt diesen ganzen Plan: Du willst

uns zwar nicht selbst verrathen, aber uns durch die Kinder verrathen lassen!"

„Ich? wie sollte ich das?" fragte er.

„Die Kinder wissen nun, daß der Erschlagene hier eingescharrt liegt, daß Bruder Nicolas gestohlen hat!" fuhr die Wittwe fort; — „sind sie einmal irgendwo in der Lehre, so würden sie plaudern — man würde uns packen und uns Allen, — Dir mit uns — den Proceß machen. Sieh', so würd' es kommen, wenn ich auf Dich hörte und Dich die Kinder anderswo unterbringen ließe! ..... Und Du magst noch sagen, daß Du es gut mit uns meinst?!.... Ich verlange ja nicht, daß Du mich lieben sollst, aber beeile wenigstens den Augenblick nicht, wo man uns verurtheilen wird!"

Der sanftere Ton der Wittwe ließ Martial glauben, daß seine Drohungen auf sie einen heilsamen Eindruck gemacht haben, und gerieth in die verruchte Schlinge.

„Ich kenne die Kinder," versetzte er, „ich bin überzeugt, daß sie nichts ausplaudern werden, wenn ich es ihnen anbefehle; — überdem bin ich ja immer um sie, auf die eine oder die andre Art, und kann für Ihr Stillschweigen mich verbürgen!"

„Wer kann sich für das Schweigen eines Kindes verbürgen — zumal in Paris, wo Alles so neugierig und plauderhaft ist?" rief die Mutter; — „wenn ich die Kleinen hier behalten will, so geschieht es weniger wegen ihrer Beihülfe zu unseren Unternehmungen als um mir ihr Stillschweigen zu sichern!"

„Gehen sie nicht auch zuweilen nach Paris hinein und in das Dorf hinunter?" rief Martial; — „wer kann sie da am Reden hindern, wenn sie plaudern wollen? — wären sie aber weit von hier, nun denn, so würde es keinerlei Gefahr für Euch bringen, wenn sie auch plauderten....."

„Und wohin würdest Du sie bringen?" fragte die Wittwe, ihrem Sohne scharf in's Auge blickend.

„Kümmert Euch nicht drum — laßt sie mit mir ziehen!" erwiderte Martial.

„Wovon willst Du denn mit ihnen leben?“ forschte die Mutter weiter.

„Der Schlossermeister, bei welchem ich früher in der Lehre war, ist ein wackerer Mann,“ erwiderte der Sohn; — „wenn ich ihm sage, was ihm zu wissen frommt, würde er mir vielleicht um der Kinder willen, so viel Geld vorstrecken, daß ich sie irgendwo in einer Lehre unterbringen kann, recht weit von hier; wir reisen dann in ein paar Tagen ab, und Ihr sollt nichts weiter von uns hören!“

„Behüte, das gebe ich nie zu,“ sprach die Wittwe bestimmt; „sie sollen bei uns hier bleiben, damit wir ihrer gewiß sind!“

„Gut denn, so beziehe ich schon morgen mit den Kindern die Baracke am andern Ende der Insel, bis ich etwas Besseres finde!“ rief Martial; — „ich kann ebenfalls hartnäckig sein, das sollt Ihr erfahren!“

„O, ich weiß es schon,“ sagte die Wittwe, — „wärst Du doch, wo der Pfeffer wächst! — warum bist Du nicht in Deinen Wäldern geblieben?“

„Ich gebe Euch ja Mittel an die Hand, meiner und der Kinder los zu werden.“

„Dann läßt Du uns doch die Wölfin hier, die Du so gerne hast!“ wandte die Wittwe plötzlich ein.

„Das sind meine Sachen!“ rief Martial; — „ich weiß, was ich zu thun habe, und bin Ihretwegen bereits mit mir im Reinen!“

„Und wenn ich nun Franz und Amandine mit Dir ziehen ließe, würdest Du mir versprechen, nie wieder Paris zu betreten?“

„Rechnet darauf, Mutter!“ sagte Martial, „bevor drei Tage vergingen, wären wir ferne von hier und für immer verschollen.“

„Das wäre mir lieber, als Dich mit den kleinen Nickeln in der Nähe zu haben und Euch stets mißtrauen zu müssen,“ sagte die Wittwe des Hingerichteten nach kurzem Nachdenken; — „wohlan denn, wenn ich mich doch in's Unabwendbare fügen muß, so nimm die kleinen Krüppel

mit Dir, und beeile Dich, so schnell wie möglich von hier fortzukommen! — wenn ich Euch nur niemals wiedersehe!"

„Es gilt, Mutter! topp!". rief Martial.

„Topp!" sagte die Alte, — „gib mir nur den Kellerschlüssel, daß ich Nicolas wieder befreie!"

„Nein," sagte der Wildschütz, — „er soll erst seinen Rausch unten ausschlafen! Morgen früh gebe ich Euch den Schlüssel!"

„Und Kürbisflasche?"

„Die mögt Ihr meinethalben wieder herauslassen, wenn ich oben in meiner Kammer bin!" erwiderte er, — „jetzt ekelt mich, sie anzublicken!"

„Geh'! der Teufel soll Dich holen," rief die Wittwe.

„Ist das Eure gute Nacht, Mutter?

„Ja," versetzte sie barsch.

„Je nun, es ist ja die letzte, Gottlob!" rief Martial.

„Ja wohl, die l e t z t e!" versetzte die Wittwe mit einem teuflisch boshaften Lächeln.

Der Sohn zündete eine Kerze an, öffnete die Küchenthür, um seinem Hund zu pfeifen, der freudig von draußen hereinsprang und seinem Herrn in's obere Stockwerk des Hauses folgte. —

„Geh' nur! Dein Kerbholz ist voll! — Du willst es ja nicht anders!" murmelte die Alte zähneknirschend und drohte ihrem Sohne mit der geballten Faust, als er die Treppe hinaufging.

Dann befreite sie Calebasse, die ein Bündel Dietriche und Nachschlüssel herbeiholte, und schloß mit ihrem Beistande die Thüre des Kellers auf, wo Nicolas eingesperrt war, und setzte diesen in Freiheit.

II.

Franz und Amandine.

Franz und Amandine schliefen in einer Kammer, die unmittelbar über der Küche, am Ende eines langen Ganges gelegen war, auf welchem sich mehrere andere Zimmer mündeten, die den Stammgästen der Kneipe zu Schlafstätten und Schauplätzen ihrer Orgien dienten.

Nachdem sie ihr bescheidenes Abendbrod genossen, hatten die Kinder, anstatt nach dem Befehl der Mutter die Laterne auszulöschen, ihre Thüre offen gelassen und waren noch aufgeblieben, um ihren Bruder Martial zu erwarten, wenn er sich auf sein Zimmer begeben würde.

Die Laterne stand auf einem wackelnden Schemel und warf ein trübes bleiches Licht durch ihre Hornscheibe. Gypsmauern mit braunen Latten durchgezogen, ein Strohsack für Franz, ein altes Kinderbettchen, das überdies noch viel zu kurz war für Amandine, ein großer Haufen Trümmer von Tischen, Stühlen und Bänken, die die unruhigen Gäste in der Kneipe auf der Ile du Ravageur in verschiedenen Sträußen zerschlagen hatten, füllte das Innere dieses Gemachs.

Amandine saß auf dem Rand des Strohsackes eifrigst bemüht, das gestohlene Seidentuch, welches ihr Bruder Nicolas ihr geschenkt hatte, en marmotte um den Kopf binden zu lernen.

Franz kniete vor seiner Schwester und hielt ihr das Bruchstück eines Spiegels hin, damit sie den Kopf zur Seite geneigt die große Schleife binden lerne, welche aus der Vereinigung der beiden Zipfel entsteht.

Voll Verwunderung über diesen Kopfputz und von dem kunstfertigen Streben seiner Schwester ganz in Anspruch genommen, vergaß Franz auf einen Augenblick, ihr den

Spiegeltrümmer so hinzuhalten, daß sie sich beschauen konnte.

„So halte doch den Spiegel etwas höher, Franz, ich sehe mich ja gar nicht mehr darin — recht so — noch ein Bischen höher! — so, nun warte ein Wenig! . . . . sieh! nun bin ich fertig — ei! wie gefällt Dir mein Kopfputz?“

„O, wie niedlich! wie niedlich!“ rief Franz; „mein Gott! welch eine hübsche Schleife! Du mußt mir auch so eine an mein Halstuch knüpfen, nicht wahr?“

„Recht gerne,“ entgegnete sie, „aber nun laß mich ein wenig umhergehen — Du mußt rückwärts vor mir herlaufen und immer den Spiegel in die Höhe halten, damit ich mich auch im Gehen betrachten kann . . . .“

Franz vollführte dieß schwierige Manöuvre nach besten Kräften, und befriedigte damit seine Schwester, die sich nicht wenig auf die schönen Zipfel und die feine Schleife ihres Kopfputzes zu gut that.

Diese Eitelkeit, die in einem andern Falle höchst unschuldig und unbefangen gewesen wäre, ward nun ein Frevel, da die Kinder einmal wußten, daß der Gegenstand ihrer Freude nur der Ertrag der Frevelthat, eines Diebstahles sei. Es war wiederum ein Beweis für den entsetzlichen Leichtsinn und die große Leichtigkeit, mit welcher solche selbst wohlbegabte Kinder fast unbewußt sich verderben lassen, wenn sie beständig nur Verbrechen und Laster zur Umgebung haben.

Und zudem war ja, wie wir schon oben gesagt, der einzige Mentor dieser unglücklichen Kinder, ihr Bruder Martial, selbst nicht untadelhaft; war er auch unfähig, einen Mord oder Raub zu begehen, so führte er doch nichts desto weniger das ungeordnete, mit Recht verdammliche Leben eines Landstreichers. Die verbrecherische Lebensweise seiner Familie empörte ihn zwar, er liebte seine beiden jüngern Geschwister zärtlich und schützte sie vor Mißhandlung, ja, er suchte sie nach besten Kräften dem verderblichen Einfluß des bösen Beispiels in der Familie zu entziehen, allein da sein Rath sich auf keinen Unterricht in strenger,

unerbittlicher Sittlichkeit stützte, vermochte er seine Schützlinge nur schwach zu bewahren. Sie hüteten sich freilich, gewisse als böse erkannte Handlungen zu verüben, allein nicht aus angebornem Triebe zur Redlichkeit, sondern nur, um ihrem Bruder Martial zu gehorchen, den sie liebten, und aus Ungehorsam gegen ihre Mutter, die sie nur fürchten und hassen konnten.

Das Bewußtsein von Recht und Unrecht fehlte ihnen ganz, da sie von Jugend auf täglich nur schlimmes Beispiel vor Augen hatten und mit Freveln ganz vertraut geworden waren, denn diese Dorfkneipe, die nur der Auswurf der untersten Volksklasse besuchte, diente, wie gesagt, zum Schauplatz der gemeinsten Orgien und der ausschweifendsten Schlemmerei, und Martial, so sehr er auch Raub und Mord haßte, bewies sich doch stets gleichgültig gegen diese gemeinen Saturnalien.

Das soll nur beweisen, wie unbestimmt und zweifelhaft der sittliche Trieb in diesen beiden Kindern war; Franz insbesondere konnte keine hohe Achtung vor dem Begriff des Guten und Sittlichen haben, da er gerade in jener gefährlichen Altersstufe sich befand, wo das Gemüth unentschieden zwischen Gutem und Bösem schwankend in einem Augenblick auf immer verloren oder gerettet sein kann.

* *
*

„Ach, Schwester! Dein Kopftuch steht Dir allerliebst! Du bist wunderhübsch darin,“ hub Franz an; — „wenn wir wieder drüben auf dem Kies vor dem Gypsofen des Kalkbrenners spielen, mußt Du Dich wieder mit diesem Kopftuch putzen um seine Kinder recht wüthend zu machen, die immer mit Steinen nach uns werfen und uns die geköpften Kleinen schelten. — Ich will dann ebenfalls meine hübsche rothe Halsbinde umthun und ihnen sagen: scheltet nur so viel ihr wollt, ihr habt darum doch keine so hübschen Tücher wie wir.“

„Aber sag' mir nur, Franz,“ erwiderte Amandine, die sich einen Augenblick besonnen hatte — „wenn sie nun wüß-

ten, daß die Tücher, welche wir tragen, gestohlen sind, würden sie uns da nicht kleine Spitzbuben schelten?"

„Ei!" entgegnete Franz, „sie machen sich ja ohnedieß nichts daraus, uns jetzt schon so zu schelten."

„Ich weiß wohl," sagte Amandine, „so lange es aber nicht wahr ist, liegt ja wenig daran — allein jetzt...."

„Nicolas hat uns ja die Tücher geschenkt und wir haben sie nicht gestohlen," erwiderte der Kleine.

„Freilich!" sagte das Mädchen, „aber er hat sie ja von einem Boot genommen und Bruder Martial sagt uns ja immer, man solle nicht stehlen."

„Je nun, da Nicolas sie gestohlen hat, geht es ja uns nichts an," meinte Franz.

„Glaubst Du, Bruder?"

„Ganz gewiß!" erwiderte der Knabe.

„Mir däucht doch," wandte das Mädchen wieder ein, „daß es mir lieber wäre, wenn uns die Person, der sie gehörten, diese Tücher geschenkt hätte — was meinst Du, Franz?"

„Daran liegt mir nichts," erwiderte der Kleine, „man hat sie ja uns zum Geschenk gemacht, also gehören sie uns."

„Glaubst Du wirklich?"

„Ja doch! ja! laß mich nun endlich einmal in Ruhe," rief Franz unwillig.

„Nun denn, so thun wir wenigstens nichts, was uns Bruder Martial verboten hat und haben doch schöne Tücher."

„Gelt, Amandine!" sagte Franz, „wenn er wüßte, daß Kürbisflasche Dich neulich das kleine gewürfelte Seidentuch aus dem Ballen des Taboulettkrämers stehlen hieß, als er eben den Rücken gewendet hatte?"

„O, Franz, sage nur das dem Bruder nicht," bat das Mädchen mit Thränen in den Augen, „Bruder Martial könnte mich gar nicht mehr lieb haben.... siehst Du, er wäre im Stande, uns allein hier zu lassen...."

„Du brauchst Dich nicht zu fürchten, von mir erfährt er nichts — ich mußte darüber lachen," sagte Franz.

„O, lache ja nicht darüber, Bruder!" bat die Kleine,

„es kam mir recht schwer an, und ich bereue es jetzt auch aufrichtig, allein ich mußte wohl: die Schwester kniff mich bis auf's Blut und sah mich so fürchterlich an — und dennoch hatte ich zweimal gar nicht den Muth dazu und dachte immer, ich werde es nie thun können — endlich aber mußte ich wohl und der Krämer hat gar nichts gemerkt.... die Schwester aber hat das Tuch behalten; sieh Franz, wenn man mich erwischt hätte, wäre ich in's Gefängniß gekommen...."

„Man hat Dich aber nicht erwischt und nun ist's, als hättest Du gar nicht gestohlen," rief der Knabe.

„Glaubst Du?" sagte Amandine, „ach, wie unglücklich muß man sich doch im Gefängnisse fühlen!"

„Ei behüte, im Gegentheil!" rief Franz, „Du kennst ja den dicken hinkenden Mann, der in Paris bei Gevatter Micou wohnt, weißt Du, bei den Diebshehlern, der eine Herberge in der Passage de la Brasserie in Paris hält?"

„Ein dicker Mann mit einem lahmen Beine?" fragte die Kleine.

„Ei, ja doch!" fuhr Franz fort, „er kam ja letzten Herbst mit einem Auftrag vom Gevatter Micou hieher und brachte den Mann mit den tanzenden Affen und zwei Weibern hieher?"

„Ach ja! ich erinnere mich," versetzte Amandine, „es war ein großer dicker Mann, der gar viel Geld verbrauchte."

„Das will ich meinen!" rief der Knabe voll Verwunderung, „er hielt zumal Jedermann frei, erinnerst Du Dich noch, wie sie auf dem Wasser spazieren fuhren? ich ruderte sie damals: und der Affenmann hatte seine Orgel mitgenommen, um im Boote Musik zu machen? ...."

„Ach ja! und am Abend brannten sie ein so niedliches Feuerwerk ab, nicht wahr, Franz?"

„Und freigebig war der dicke Lahme, er gab mir zehn Sous Trinkgeld!" rief Franz wohlgemuth, „nie trank er etwas Anderes als Wein in versiegelten Flaschen, und bei jeder Mahlzeit mußte er Hühnchen haben, er hat wenigstens Vierhundert Franken verzehrt."

„So viel Geld, Franz?“

„Ja, wohl noch mehr!“ versetzte der Bruder.

„Ei, da muß er wohl sehr reich gewesen sein?“ fragte die Kleine.

„Behüte!“ entgegnete er ihr, „das Geld, mit dem er so dick that, hat er alles im Gefängniß verdient, aus dem er eben entlassen worden war.“

„Wie?“ sagte Amandine, „bekommt man denn im Gefängnisse noch Geld?“

„Allerdings!“ erwiderte Franz, „er hatte, wie er mir sagte, noch siebenhundert Franken übrig; wenn er Alles verbraucht hätte, wollte er wieder einen tüchtigen Streich spielen, damit sie ihn wieder in's Gefängniß brächten — er mache sich gar nichts daraus, sagte er, denn er fühle sich nirgends wohler als bei den wackern Jungen im Gefängnisse.“

„So fürchtete er sich also gar nicht vor dem Kerker?“ fragte das Kind.

„Ei behüte — im Gegentheile!“ gab der Knabe zur Antwort, „er sagte zu Kürbisflasche, daß man nirgends bessere Freunde und lustigere Leute treffen könne, als dort! Nie habe er ein besseres Bett und eine schmackhaftere Kost gehabt, als dort — viermal in der Woche das beste Fleisch, stets hinreichende Kleidung, im Winter eine warme Stube und bei der Entlassung eine hübsche runde Summe — das, sagte er, ist doch ein ganz anderes Leben, als das der dummen Teufel von Arbeitern, die ehrlich bleiben und vor Arbeitsmangel fast Hungers sterben oder zu Tode frieren müssen ; . . .“

„Ist's wahr, Franz? sagte der große Lahme das Alles?“ fragte Amandine.

„Ei, natürlich! ich habe es ja selbst gehört, denn ich steuerte ja den Kahn, während er der Kürbisflasche und den beiden andern Weibern seine Geschichte erzählte; — die Weiber sagten ebenfalls, daß es in den Gefängnissen für Frauen, aus denen sie kaum zuvor entlassen worden waren, eben so zugehe.“

„Aber, Franz, da muß der Diebstahl doch nichts so Böses sein, wenn man es im Gefängnisse so gut bekommt?“ sagte das kleine Mädchen.

„Das kann ich Dir nicht sagen,“ versetzte ihr Bruder, „von all den Leuten, die hier sind, nennt nur Bruder Martial das Stehlen eine Sünde, und wer weiß, ob er Recht hat.“

„Ei mein Franz! wir müssen ihm glauben, er hat uns ja so lieb,“ meinte Amandine.

„Das ist wohl wahr,“ sagte Franz, „wenn er da ist, bekommen wir wenigstens keine Schläge; wäre er heute Abend nicht da gewesen, so hätte mich die Mutter fast zu Tode geprügelt. — Das alte böse Beest, o ich hasse sie, nun ich möchte nichts lieber, als stark und groß genug zu sein, um ihr alle die Hiebe heim zu geben, die sie mir schon gegeben hat — noch mehr aber die, mit welchen sie Dich mißhandelt, die Du doch weit weniger ertragen kannst, als ich.“

„O schweige Franz,“ rief seine Schwester, „ich fürchte mich, wenn ich Dich so sagen höre, daß Du unsere Mutter schlagen willst, das ist recht böse von Dir.“ Dabei schlang sie weinend ihre Arme um den Hals des Bruders und brachte ihn mit Küssen zum Schweigen.

„Nein, laß mich nur,“ fuhr Franz fort, indem er die Schwester sachte wieder von sich stieß; „es ist mein voller Ernst, warum mißhandelt die Mutter und Kürbisflasche uns so sehr?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Amandine, und rieb sich mit der Hand die Augen trocken, „vielleicht plagt sie uns nur aus Kummer darüber, daß mein Bruder Ambrosius auf die Galeere geschickt und der Vater geköpft worden ist.“

„Sind denn wir daran Schuld?“ fragte Franz.

„Mein Gott! nein!“ versetzte die Schwester, „allein was willst Du nun thun?“

„Meiner Treu!“ sagte der Knabe, „wenn ich mich immerwährend nur prügeln lassen müßte, so würde ich am

Ende lieber stehlen, wie sie es haben wollen; — was nützt's mich denn, wenn ich nicht stehle? . . . ."

„Was würde aber Martial dazu sagen?" fragte Amandine.

„Sieh Schwester!" erwiderte Franz, „wenn er nicht da wäre, würde ich längst schon der Mutter und Kürbisflasche gefolgt haben, denn man wird's endlich auch müde, sich immer prügeln zu lassen; nie ward die Mutter so böse, wie heute Abend! sie geberdete sich wie eine ächte Hexe! — Es war hier oben ganz finster, ganz rabenschwarz . . . . sie sprach kein Sterbenswörtchen, und ich fühlte nur ihre eiskalte Hand, mit welcher sie mich im Nacken hielt, während sie mit der andern auf mich losprügelte; — aber glaub' mir, ich sah, wie ihre Augen im Dunkel leuchteten!"

„Armes Brüderchen! nun Du hattest doch nichts gethan, als Dich geweigert, in den Holzschuppen zu gehen, wo Du ein Todtenbein gesehen hattest!" sagte Amandine mitleidig.

„Ja, ich weiß ganz gewiß, daß es der Fuß von einem Todten war, der aus der Erde herausragte," sagte Franz, vor Entsetzen schaudernd.

„Vielleicht ist früher einmal ein Kirchhof hier gewesen?" fragte das Mädchen.

„Wäre wohl möglich," gab Franz zur Antwort, „allein warum hat die Mutter mir gedroht, mich zu ersäufen, wenn ich Bruder Martial etwas von dem Todtenbein sagen würde? — Siehst Du, ich glaube vielmehr, daß man einmal bei Händeln drunten Einen erschlagen und begraben hat, damit nichts davon an den Tag komme."

„Du magst Recht haben, Bruder, denn erinnerst Du Dich wohl noch, daß ein solches Unglück früher schon einmal nahezu begegnet wäre!"

„Und wann denn?" fragte Franz.

„Weißt Du noch damals, wo Barbillon mit dem großen Manne, der so mager ist, daß man ihn für's

Geld sehen lassen kann, Händel bekam und ihm einen Messerstich versetzte."

„Ach ja! mit dem lebenden Skelett, wie sie ihn nennen," rief Franz, „die Mutter kam dazu und riß sie auseinander, sonst hätte Barbillon vielleicht den dürren Kerl umgebracht." —

„Hast Du damals gesehen, wie Barbillon schäumte, und ihm die Augen aus dem Kopf herausdrangen!" rief die Kleine voll Abscheu.

„O der hat gar kein Bedenken, einem nur so mir nichts Dir nichts einen Messerstich zu versetzen!" rief Franz, „das ist ein frecher Kerl und ein Erzgaudieb!"

„Pfui! es ist abscheulich, noch so jung und schon so böse!" rief Amandine.

„Hinkebeinchen ist noch viel jünger und würde noch weit schlimmer sein als er, wenn er stark genug wäre," sagte Franz

„Ja, er ist ein recht böser Junge," erwiderte Amandine, „denk' Dir nur! neulich hat er mich geschlagen, weil ich nicht mit ihm spielen wollte."

„Geschlagen hat er Dich?" rief Franz, „warte nur, er soll nur wieder hieher kommen!"

„Nein! nein! Franz, laß ihn nur gehen, es war ja nur Spaß von ihm," sagte die Kleine — „ganz gewiß, es war sein Ernst nicht, er wollte mir nicht wehe thun."

„Das ist sein Glück!" rief Franz trotzig, „sonst wollte ich schon mit ihm umgesprungen sein! — ich weiß gar nicht, wie es der verdammte Junge angreift, daß er immer so viel Geld hat. Das letztemal, als er mit der Nachteule hieher kam, hat er uns ein paar goldene Zwanzigfrankstücke gezeigt. Weißt Du noch, wie er sich über uns lustig machte und sagte: Ihr könntet auch solche haben, wenn Ihr keine Schlafmützen wäret."

„Was wollte er dann damit sagen?" fragte Amandine.

„Ei nun, im Rothwelsch heißt ja das dumme Leute, die rechtschaffen bleiben, weil sie nicht das Herz haben, zu stehlen," sagte Franz, — „ach! wenn ich 40 Franken

in Gold hätte, was für schöne Sachen wollte ich damit kaufen! Nicht wahr und Du auch, Amandine?"

„Ei freilich!" erwiderte sie mit einem Seufzer.

„Was würdest Du Dir zuerst kaufen, Schwester?"

„Hm!" sagte das Kind und senkte das Köpfchen zur Seite," zuerst würde ich dem Bruder Martial einen hübschen warmen Rock kaufen, daß er in seinem Boote nicht mehr so friert."

„Aber für Dich selbst?" fragte Franz, „was würdest Du da wählen?"

„Da möchte ich am liebsten ein kleines, wächsernes Jesuskindlein mit seinem Lämmlein und dem Kreuze, wie es letzten Sonntag der Gypsfiguren-Händler an der Kirche von Anières feil bot," erwiderte Amandine.

„Ach!" sagte Franz, „die Mutter oder Calebasse möchten es erfahren, daß wir damals in der Kirche waren."

„Freilich, sie haben uns ja immer verboten, dorthin zu gehen," sagte Amandine, „das ist doch ja recht schade, denn es ist ja so schön in der Kirche, nicht wahr, Franz?"

„O ja!" entgegnete dieser, „was für schöne silberne Leuchter!"

„Hast Du auch die schöne silberne Lampe gesehen?" fuhr das Mädchen fort, „und das schöne Tischtuch auf dem Schenktisch hinten, wo der Priester mit seinen zwei Freunden stand, die gerade so gekleidet waren, wie er die Messe las; und weißt Du noch, wie sie ihm Wasser und Wein reichten? Ei Franz! erinnerst Du Dich auch noch, wie wir im vorigen Jahre am Frohnleichnamsfeste alle die jungen Mädchen in die Kirche ziehen sahen, die zum erstenmale zur Communion gingen und so schöne weiße Schleier trugen?"

„Ei freilich! und weißt Du noch, welch' hübsche Blumensträuße sie hatten?" rief Franz.

„Und wie sie so lieblich sangen und die Bänder von dem Kirchenbanner trugen?" setzte Amandine hinzu.

„Und die Silberstickereien von den Kirchensachen flim-

merten so in der Sonne! das muß viel Geld gekostet haben!“ sagte Franz.

„Aber es war doch allerliebst, nicht wahr, Bruder?“

„Das will ich meinen,“ erwiderte dieser, „aber die jungen Knaben gefielen mir fast noch besser, die mit den weißen Atlasschleifen am Arme hinterdrein kamen und brennende Kerzen in Handleuchtern von rothem Sammet mit Gold trugen.“

„Nicht wahr, Franz, die Knaben hatten auch ihre Kirchenfahnen?“ sagte das Mädchen, — „ach lieber Gott! wie hat mich die Mutter an jenem Tag geschlagen! weil ich gefragt hatte, warum wir nicht auch mit der Prozession giengen, wie die übrigen Kinder?!“

„Damals hat sie uns ja für immer verboten, in die Kirche zu gehen, wenn wir in den Flecken oder nach Paris kämen,“ sagte Franz, — „und die häßliche Kürbisflasche hat dabei ihre alten gelben Zähne gefletscht und mit Lachen gesagt: wir dürften nur dann eine Kirche besuchen, wenn wir die Opferbüchse stehlen oder den Leuten die Taschen ausleeren wollten, während sie die Messe hören! — S' ist doch ein recht häßliches heimtückisches Beest, unsere Schwester.“

„Was das anbelangt, Franz! so soll das nie Eindruck auf mich machen,“ sagte die Kleine, „ehe ich in einer Kirche stehlen würde, ließe ich mich lieber umbringen, und Du auch, nicht wahr?“

„Ei! 's ist am Ende eins, wo man stiehlt; ob dort oder anderswo, wenn man sich einmal dazu entschlossen hat?“ rief Franz.

„Ei, das glaub' ich doch nicht!“ wandte das Mädchen ein, „ich würde mich stets fürchten, würde es nicht über's Herz bringen.“

„Und warum nicht? fürchtest Du Dich vor den Pfaffen?“ fragte der Bruder.

„O nein,“ versetzte sie, „eher noch vor dem Bildniß der heiligen Jungfrau, die so lieb und sanft aussieht!“

„O wie dumm," rief Franz lachend, „was kann Dir denn das Bildniß thun? es wird Dich nicht fressen."

„Freilich!" sagte Amandine, „ich weiß das wohl, aber ich würde es doch nicht können, 's ist wahrhaftig nicht meine Schuld."

„Da wir aber von Pfaffen reden," fuhr Franz fort, „da fällt mir gerade ein, daß mir Nicolas einmal ein paar tüchtige Ohrfeigen gesteckt hat, weil ich den Pfaffen vom Dorf droben grüßte, als er am Ufer spazieren gieng; — ich sah, wie die andern Leute ihn grüßten und nahm ebenfalls meine Mütze ab, weil ich nichts Böses dabei zu thun glaubte . . . ,"

„Damals aber," setzte Amandine hinzu, „hat Martial ebenfalls wie Nicolas gesagt: wir hätten gar nicht nöthig, die Pfaffen zu grüßen."

In diesem Augenblick hörten die beiden Kinder Schritte draußen auf dem Gang. Martial gieng ohne Mißtrauen, in Folge jener Unterredung mit seiner Mutter, in seine Schlafkammer hinauf und glaubte den Bruder ruhig bis zum andern Morgen eingesperrt. —

Da er einen Lichtstrahl aus der angelehnten Thür der Schlafkammer der Kinder hervordringen sah, trat Martial zu ihnen in's Zimmer. Beide sprangen ihm freundlich entgegen und liebkosten ihn, was er ihnen nicht minder zärtlich erwiderte.

„Wie, liegt Ihr denn noch nicht im Bette? ihr kleinen Plaudertaschen?" fragte er sie.

„Nein, Bruder, versetzte das Mädchen, „wir warteten auf Dich und Deine Heimkehr, um Dir noch gute Nacht zu sagen."

„Und zudem," setzte Franz hinzu, „haben wir drunten laut reden hören und gefürchtet, es werde wieder Streit unten geben."

„Ja," sagte Martial, „ich zankte mich mit Nicolas, allein es hat nichts zu bedeuten, — 's ist mir aber am Ende doch lieb, daß ich Euch noch wach treffe, denn ich bringe Euch eine gute Nachricht."

„Nun? und welche denn?" riefen die beiden Kinder.

„Möchtet Ihr wohl mit mir von hier weg und anders wohin gehen? recht weit, weit fort von hier?"

Die beiden Kinder bejahten freudig.

„Nun denn!" fuhr Martial fort, „in zwei oder drei Tagen verlassen wir zusammen die Insel."

„Ach! wie gut!" rief Amandine und klatschte vor Freuden in die Hände.

„Und wohin gehen wir denn?" fragte Franz.

„Das sollst Du schon sehen, Naseweiß!" versetzte der ältere Bruder, „'s ist am Ende auch gleichgültig, wohin wir gehen; denn soviel ist gewiß, daß Du ein gutes Gewerbe erlernen mußt, das Dich in den Stand setzt, Dir selbst Deinen Unterhalt zu erwerben."

„Dann darf ich nicht mehr mit Dir auf den Fischfang gehen, Martial?" fragte Franz verdüstert.

„Nein, Junge; Du sollst vielmehr zu einem Tischler oder Schlosser in die Lehre treten!" entgegnete Martial; — „Du bist jetzt stark und gewandt; wenn Du Dich wacker hältst und tüchtig arbeitest, kannst Du Dir nach Jahresfrist schon etwas Ordentliches verdienen! . . . . Aber was ist Dir denn, Bursche? Du machst ja ein gar klägliches Gesicht!"

„Weil ich . . . . nämlich . . . . sieh', Bruder! . . . . ich . . . ich! . . . ."

„Rede doch!" drängte Martial, sichtlich ärgerlich.

„Ich möchte lieber bei Dir bleiben, Martial!" stotterte Franz, — „lieber nicht in eine Lehre treten, sondern Dir fischen helfen und Deine Netze flicken!"

„Ist das Dein Ernst, Junge?" fragte sein Bruder.

„Ja wohl!" entgegnete der Kleine, — „den ganzen Tag in eine Werkstätte eingeschlossen sein, das ist so traurig! — Lehrling zu seyn, — o wie langweilig!"

Martial zuckte die Achseln. — „Du möchtest lieber faullenzen, herumschlingeln, ein Landstreicher werden, nicht wahr? damit später einmal ein rechter Hallunke aus Dir werde!" sagte er mit strengem Tone.

„Nein, gewiß nicht! Bruder!" erwiderte der Kleine, — „aber ich möchte lieber bei Dir bleiben und unser seitheriges Leben fortführen!"

„Ja, ich verstehe Dich, — Du möchtest gut essen und trinken und lange schlafen, und nur hie und da zum Vergnügen ein Wenig fischen, wie ein großer Herr?" sagte Martial; — „nicht wahr, ich hab's errathen?"

„O ja, das wäre mir lieber!" versetzte der Kleine unbefangen.

„Ich glaube Dir's, aber Du mußt auch etwas Anderes liebgewinnen lernen!" gab Martial im ernsten Tone zur Antwort; — „es ist nun die höchste Zeit, daß ich Dich mit mir von hier wegnehme; ehe Du es nur selbst merktest, würdest Du hier ebenso nichtswürdig und böse werden, wie die Andern! — Die Mutter mag Recht haben; Du hast schon etwas Laster an Dir! — Und Du, Amandinchen, möchtest Du nicht lieber ein ehrbares Gewerbe lernen?"

„O ja, Bruder, — von Herzen gerne," versetzte die Kleine, — „lieber will ich Alles lernen, als länger hier bleiben; ich möchte nichts lieber, als mit Dir und Franz hier bleiben!"

„Was hast Du denn da auf dem Kopfe, Mädchen?" fragte Martial, der erst jetzt den stolzen Kopfputz der Kleinen bemerkte.

„Ein Tuch, das ich von Nicolas zum Geschenk erhalten!" erwiderte sie.

„Und mir hat er ebenfalls Eins gegeben!" sagte Franz hochmüthig und mit sichtlichem Vergnügen.

„Und woher kommen denn diese Tücher?" fragte Martial; — „es sollte mich wundern, wenn Nicolas sie gekauft hätte, um Euch eine Freude damit zu machen?"

Beide Kinder senkten verlegen die Köpfe und wollten oder konnten nichts erwidern. Erst nach einer Weile faßte sich Franz ein Herz und sagte:

„Nicolas hat sie uns geschenkt, — aber wir wissen, woher er sie bekommen hat; nicht wahr, Schwester?"

O ja .... Bruder!" bestätigte diese stotternd und mit schamerglühenden Wangen, und wagte ihr Auge nicht zu Martial aufzuschlagen.

„Lüget nicht, Kinder!" sagte Martial ernst und im eindringlichen Tone.

„Wir lügen nicht!" entgegnete Franz keck. —

„Amandine, mein liebes Kind, sage Du mir die Wahrheit!" versetzte Martial sanft, — „Du weißst, daß Lügen feig und eine Sünde ist!"

„Nun denn, die Wahrheit zu sagen," sprach Amandine, — „diese schönen Tücher kommen aus einer großen Kiste voll Stoff-Waaren, die Nicolas heute Abend in seinem Boote heimgebracht hat!"

„Und die er wahrscheinlich irgenwo gestohlen?" fragte Martial hastig.

„Ich glaube ja ..... auf einem Marktschiffe!" erwiderte Amandine.

„Siehst Du, Franz? .... Du hast mich belogen, und das war feig!" sagte Martial. Der Knabe senkte erglühend und beschämt den Kopf, und Martial fuhr fort: „Gieb mir Dein Kopftuch, Amandine, und Du mir Deine Halsbinde, Franz!"

Das Mädchen zog das Tuch vom Kopfe, blickte zum letztenmale auf die hübsche Schleife, die sich unzerstört erhalten hatte und übergab das Tuch ihrem Bruder Martial mit einem unterdrückten Seufzer.

Franz zog ebenfalls langsam sein Tuch aus der Tasche und reichte es Martial hin.

„Morgen früh will ich Nicolas seine Tücher wieder geben," sagte dieser; — „Ihr hättet sie nicht annehmen sollen; denn wer einen Diebstahl sich zu Nutze macht, ist gerade so schlimm wie der Dieb selbst."

„Wie schade!" sagte Franz, „die Tücher waren so hübsch!"

„Wenn Du einmal ein Gewerbe erlernt hast und Dir Dein Geld mit Arbeiten verdienen kannst, wirst Du Dir noch schönere Tücher kaufen können!" versetzte ihm der

ältere Bruder; — „nun aber legt Euch zu Bette, Kinder, es ist schon spät!"

„Du bist uns doch nicht böse, lieber Bruder?" fragte Amandine schmeichelnd.

„Durchaus nicht, Mädchen!" erwiderte Martial, „es ist ja nicht Eure Schuld. Ihr lebt unter lauter Spitzbuben und Gesindel, und ahmet ihnen nach, ohne es selbst zu wissen; — wäret Ihr bei rechtschaffenen Leuten, so würdet Ihr das Beispiel dieser befolgen; — das sollt Ihr aber auch und zwar bald, oder — der Teufel soll mich holen!..... Gute Nacht, Kinder!"

„Gute Nacht, Bruder!"

Martial küßte die Kleinen zärtlich und ließ sie alsdann in ihrer Kammer allein.

„Was ist Dir denn, Franz? Du bist ja ganz betrübt!" sagte Amandine zum Bruder.

„Ach, Bruder Martial hat mir ja mein schönes Tuch genommen!" erwiderte er, „und — hast Du's nicht gehört, was er mit uns vorhat?"

„Und was denn?"

„Er will uns von hier fortnehmen und irgendwo in die Lehre geben!" sagte Franz zornig.

„Und darüber freust Du Dich nicht einmal?" fragte die Kleine.

„Beim Wetter nein!" rief Franz.

„Du willst also lieber hier bleiben und Dich alle Tage prügeln lassen?"

„Ei nun," sagte Franz, „man prügelt mich zwar, aber ich muß doch nicht arbeiten, — ich bin den ganzen Tag im Boote oder auf dem Fischfang, oder darf spielen und den Gästen in der Schenke drunten aufwarten, die mir alsdann ein Trinkgeld geben, wie der dicke Lahme; — das ist doch weit unterhaltender, als den ganzen Tag über, von früh bis spät in einer Werkstätte eingeschlossen zu sein, arbeiten zu müssen wie ein Hund."

„Aber hast Du denn nicht gehört, Franz, daß der

Bruder sagte: wir würden am Ende auch noch Spitzbuben werden, wenn wir länger hier blieben?" sagte Amandine.

„Bah, das gilt mir gleich!" versetzte Franz, — „wenn uns jetzt schon die andern Kinder kleine Spitzbuben, kleine Guillotinirte schelten, wo wir doch nichts Böses gethan haben ..... was kümmert's mich, wenn sie dann erst Recht haben! — Arbeiten, ein Handwerk zu erlernen, das ist mir viel zu langweilig."

„Aber hier bekommen wir ja jeden Tag Schläge?" sagte Amandine.

„Man schlägt uns nur, weil wir mehr dem Bruder Martial gehorchen, als den Andern!" entgegnete Franz.

„Martial ist ja so gut gegen uns!"

„Das will ich gar nicht läugnen, — ich habe Martial auch recht gerne!" erwiderte Franz; — „Niemand getraut sich, uns in seiner Gegenwart zu mißhandeln, ... er fährt uns hie und da spazieren, das ist auch wahr .... aber dabei bleibt's auch, — er schenkt uns niemals etwas!"

„Er hat ja selbst nichts!" sagte Amandine; — „was er verdient, gibt er der Mutter als Kostgeld!"

„Aber Nicolas hat Etwas," entgegnete Franz, — „glaub' mir nur, Schwester, wenn wir ihm gehorchten und der Mutter, würden sie uns das Leben nicht so sauer machen. — Sie würden uns so schöne Sachen geben wie heute, würden uns nicht mehr mißtrauen, und wir hätten alsdann stets Geld genug, wie Hinkebeinchen!"

„Aber, lieber Gott! da müßten wir ja stehlen und das würde den guten Bruder Martial tief kränken!" sagte die Schwester.

„Meinetwegen! was kümmert mich's!"

„Und, Franz, wenn man uns erwischte, da müßten wir ja in's Gefängniß!" sagte Amandine.

„Das kommt am Ende auf Eins heraus, ob man im Gefängniß oder den ganzen Tag über in eine Werkstatt eingesperrt ist!" rief Franz; „überdem hat ja der dicke Lahme behauptet, man habe es nirgends so gut als im Gefängnisse!"

„Aber, wie würden wir Martial hiedurch kränken? Denkst Du denn gar nicht daran?" sagte das Mädchen; — „Du weißt ja, daß er nur um unsertwillen hieher gekommen ist und hier bleibt; wenn er allein wäre, da wäre ihm bald geholfen: er würde so bald wie möglich in die Forsten zurückkehren und Wildschütz werden, — das liebt er ja so sehr!"

„Nun, dann soll er uns mit in die Wälder nehmen!" rief Franz, — „das wäre mir immer noch lieber! .... Ich wäre alsdann bei ihm, den ich so gerne habe, und müßte nicht in einer Werkstätte arbeiten, wozu ich gar keine Lust fühle!"

Die Unterhaltung zwischen Franz und seiner Schwester ward plötzlich unterbrochen, — — man verschloß die Thüre ihrer Kammer doppelt von Außen.

„Man sperrt uns ein!" sagte Franz erschrocken.

„Zu welchem Zwecke wohl, Bruder?" flüsterte Amandine furchtsam, — „lieber Gott, was will man denn mit uns beginnen?"

„Vielleicht ist's Martial!" erwiderte Franz.

„Horch ..... horch, wie sein Hund bellt!" sagte Amandine, gespannt lauschend.

Nach einer Weile, während welcher sie ängstlich gehorcht hatten, sagte Franz:

„Es ist, als wenn man mit dem Hammer an seine Thüre schlüge..... man will sie vielleicht einschlagen..... horch nur, wie sein Hund immer noch bellt!"

„Horch Franz!" entgegnete Amandine nach einer andern Pause, — „nun klingt's gerade, als wenn man etwas nagelte! — Mein Gott, mein Gott! ich fürchte mich ordentlich! ..... Was thut man denn unserm Bruder? warum heult sein Hund so sehr?"

Franz schlich sich zur Thüre und lauschte. — „Jetzt ist Alles still, Amandine!" sagte er, — „man hört gar nichts mehr!"

Beide Kinder lauschten nun gespannt und mit verhaltenem Athem.

„Jetzt kommen sie vom Bruder zurück," flüsterte Franz, — „ich höre sie draußen auf dem Gange gehen!"

„Komm, laß uns zu Bette gehen," sagte Amandine furchtsam, — „die Mutter würde uns umbringen, wenn sie uns noch wachend fände!"

„Nein!" versetzte Franz, noch immer lauschend, — „sie gehen an unserer Thüre vorüber, sie springen eilends die Treppe hinab!"

„Lieber Gott, was bedeutet denn das Alles? . . . ."

„Jetzt machen sie die Küchenthüre auf und gehen hinaus! . . . . . ." sagte Franz, — „jetzt sind sie draußen! . . . ."

„Glaubst Du?"

„Freilich, — ich habe die Angeln knarren hören!"

„Horch nur, Martial's Hund bellt noch immer fort!" sagte Amandine lauschend; — dann rief sie plötzlich: „Franz, der Bruder ruft uns. . . . ."

„Martial?" fragte Franz.

„Ei freilich . . . . . hörst Du? hörst Du?" gab sie zur Antwort.

Wirklich vernahm man auch trotz der Dicke der beiden verschlossenen Thüren den lauten durchdringenden Ruf Martial's, der seine beiden Geschwister wecken wollte, herübertönen.

„Mein Gott, wir sind eingesperrt — wir können nicht zu ihm hinüber!" rief Amandine, — „gewiß haben sie es auf ihn abgesehen, da er uns ruft!"

„O," rief Franz, „sie wären es wohl im Stande! — Wenn ich sie daran verhindern könnte, würde ich es thun, und sollten sie mich auch in Stücke reißen! . . . ."

„Der Bruder kann freilich nicht wissen, daß man unsre Thüre von außen abgesperrt hat!" sprach Amandine schmerzlich bewegt; — „er wird nun glauben, daß wir ihm nicht zu Hülfe kommen wollen! rufe doch hinüber, Franz, daß wir eingesperrt sind! . . ."

Der Knabe wollte eben den Rath seiner Schwester befolgen, als ein heftiger Stoß von Außen den Jalousie=

laden erschütterte, der das kleine Fenster in der Kammer der Kinder verschloß.

„Nun steigen sie gar zum Fenster ein, und werden uns umbringen!" rief Amandine, warf sich erschreckt auf's Bett und barg ihr Gesicht in den Händen.

Franz theilte zwar den Schreck der Schwester, blieb aber unbeweglich am Fenster stehen.

Der Laden hatte sich, trotz des heftigen Stoßes von Außen, doch nicht geöffnet, und das tiefste Schweigen herrschte nun wieder im ganzen Hause.

Selbst Martial hatte aufgehört, die Kinder anzurufen.

Hiedurch einigermaßen beruhigt, aber von der lebhaftesten Neugierde getrieben, wagte Franz leise das Fenster zu öffnen und versuchte zwischen den Stäben der Läden hindurch in's Freie zu blicken.

„Nimm Dich in Acht, Franz!" flüsterte Amandine, die sich, als sie ihren Bruder das Fenster öffnen gehört hatte, schnell aufgerichtet; — „kannst Du etwas sehen?"

„Nein," versetzte er, — „die Nacht ist allzu dunkel!"

„Hörst Du nichts?" fragte sie weiter.

„Nein! der Wind stürmt draußen allzusehr!"

„Komm doch, — geh' vom Fenster!" bat sie.

„Halt, jetzt seh' ich etwas!" flüsterte er, — „es ist der Schimmer einer Laterne, die rasch hin und hergetragen wird! . . . ."

„Wer trägt sie denn?" fragte das Mädchen.

„Das kann ich nicht unterscheiden, — ich sehe nur den Schein davon!" sagte Franz; — „ah, nun kömmt sie näher . . . . . . man spricht unten!"

„Wer denn?"

„Horch, horch! das ist Kürbisflasche!"

„Und was spricht sie denn?" fragte Amandine zitternd.

„Sie sagt, man solle den Fuß der Leiter recht fest halten!" gab Franz zur Antwort.

„Siehst Du nun, Franz? — sie haben die große Leiter weggenommen, die an unserem Fensterladen lehnte, und das hat das Geräusch von vorhin gemacht!"

„Nun ist drunten wieder Alles still, — ich höre nichts mehr!" sagte Franz.

„Was haben sie denn mit der Leiter gemacht?"

„Ich kann's nicht sehen!" sagte der Knabe.

„Hörst Du nichts mehr? . . . . ."

Franz verneinte.

„Ach, Bruder," flüsterte die geängstigte Amandine, — „ich fürchte, daß sie zu Martial durch's Fenster einsteigen wollen und darum die Leiter geholt haben!"

„Das wäre leicht möglich!" meinte der Knabe.

„Ach wenn Du doch ein Bischen den Laden öffnen würdest, um hinaus zu sehen? . . . ."

„Ich getraue mir's nicht!" erwiderte Franz schüchtern.

„Nur ein klein Wenig!"

„O nein, nein! wenn's die Mutter sähe!" flüsterte der Knabe.

„Sie merkt nichts, 's ist ja so finster draußen!" sagte Amandine bittend.

Franz fügte sich, wiewohl ungerne, in das Gesuch seiner Schwester, sperrte den Laden etwas auf und blickte hinaus.

„Nun, Bruder, was siehst Du?" fragte Amandine, die ihr Entsetzen überwand und auf den Zehenspitzen zu Franz an's Fenster trat.

„Bei'm Schein der Laterne," flüsterte dieser, „sehe ich Kürbisflasche den Fuß der Leiter halten, die sie an Martial's Fenster angelehnt haben! . . . . ."

„Was weiter?" drängte Amandine ängstlich.

„Nicolas steigt die Leiter hinauf, — sein Beil in der Hand . . . . . . ich sehe es blinken!" sagte Franz. —

„Wie? Ihr seid noch nicht zu Bette? . . . . Ihr lauert uns ab, verdammte Brut?" rief Mutter Martial von unten herauf, Franz und seiner Schwester zu. Als sie eben in die Küche zurückkehren wollte, bemerkte sie den schwachen Lichtschimmer, der aus dem halbgeöffneten Fensterladen drang, denn die unvorsichtigen Kinder hatten versäumt, ihre Laterne auszulöschen.

„Wartet, ihr kleinen Iltisse! ich komme hinauf und werde Euch das Spioniren vertreiben!“ rief die Wittwe mit drohendem Tone. —

Diese verschiedenen Begebenheiten trugen sich alle am Vorabende des Tages, wo Madame Seraphin die unglückliche Marien-Blüth nach der Isle du Ravageur hinaus bringen sollte, in der Behausung der Martial zu.

III.

Die Herberge.

Die Passage de la Brasserie, ein finsterer, wenig bekannter Durchgang, obwohl er ganz im Mittelpunkte von Paris liegt, stößt auf der einen Seite an die Ru-Traversière-Saint-Honoré, auf der andern an die Cour-Saint-Guillaume.

Etwa in der Mitte dieses feuchten, schmutzigen, düstern, unheimlichen und kothigen Gäßchens, dessen Sohle nie ein Sonnenstrahl trifft, stand eines jener Häuser, die fast ganz aus meublirten und zu vermiethenden Zimmern bestehen und als Hotels garnis, Maisons garnis u. s. w. bekannt sind; — (das, von welchem hier die Rede ist, hieß man gewöhnlich Garni schlechtweg, wegen der ausnehmend niedern Miethpreise, und wir glauben diesen Ausdruck am besten durch das deutsche „Herberge“ wiederzugeben.)

Vorn am Hause war auf einem abscheulichen Schilde zu lesen: „Meublirte Zimmer und Kabinette;“ auf der rechten Seite eines langen dunkeln Hausganges öffnete sich eine Thüre in ein nicht minder dunkles Gewölbe, wo sich gewöhnlich der Hauptvermiether oder Beständer der „Herberge“ aufhielt.

Dieser Mann, dessen Name bei Gelegenheit der Familie Martial verschiedene Male genannt wurde, heißt

Micou; er betreibt offen einen Kram mit altem Eisenwerk, Metall-Abfällen u. s. w., sein geheimes und hauptsächlichstes Gewerbe aber besteht in Diebeshelferei und dem Ankauf gestohlenen Metalls, als da ist: Eisen, Blei, Kupfer, Messing und Zinn.

Den sitlichen Werth des Gevatter Micou schildern wir am besten durch Erwähnung der Thatsache, daß er zu den Martial's nicht nur in Geschäfts-, sondern auch in freundschaftlichen Beziehungen stand.

Es gibt nicht leicht eine merkwürdigere und schrecklichere Thatsache, als diese Art von Verbrüderung, von geheimnißvoller Verbindung und Gemeinschaft, durch welche fast alle Verbrecher und Gauner von Paris unter einander in steter Beziehung und Wechselwirkung stehen. Die Gefängnisse im Allgemeinen sind die großen Herde und Mittelpunkte, in welchen beständig die Fluth der Verworfenheit und des Verbrechens ab- und zufließt, welche allmählig die Hauptstadt überfluthen, überschwemmen und daselbst so viel Frevel- und Unthaten als Strandgüter zurücklassen.

Gevatter Micou ist ein dicker Mann von etwa fünfzig Jahren mit gemeinen verschlagenen Zügen, einer blüthevollen versoffenen Nase und weinrothen Wangen; seine Kleidung besteht aus einer Mütze von Marderfell und einem alten verschossenen Ueberrock von grünem Tuche mit langen Schößen.

Ueber dem kleinen gußeisernen Ofen, an welchem Gevatter Micou eben die Hände wärmt, hängt eine groß schwarze Tafel mit numerirten Feldern an der Wand, hier hängen die Schlüssel der verschiedenen Zimmer, deren Miethsleute eben ausgegangen sind. Die Scheiben der Fenster nach der Straße hin, die durch starke Eisengitter wohl verwahrt worden, sind von innen mit weißer Oelfarbe überstrichen, damit man nicht von draußen hereinblicken und (was wohl so guten Grund haben wird) nicht sehen kann, was innen vorgeht!

Es herrscht deßhalb in diesem Gewölbe eine ziemlich

bedeutende Dämmerung, an welche sich das Auge erst gewöhnen muß, ehe es seine Umgebung zu unterscheiden vermag; an den schwärzlichen, feuchten Wänden hängen rostige Ketten von jeder Dicke und Länge, und fast über den ganzen Boden hin liegen Bruchstücke und Abfälle von Messing oder Eisenwerk.

Auf einmal fallen drei gedämpfte und eigenthümliche Schläge auf die Thür, und ziehen die Aufmerksamkeit des Herbergs-Unternehmers und Diebshehlers auf sich.

„Herein!“ rief er.

Nicolas Martial, der Sohn des Hingerichteten, trat in's düstere Gewölbe; — er war sehr blaß und sein Gesicht erschien noch unheimlicher und abstoßender als am Abend zuvor; dennoch gab er sich Mühe, eine gewisse laute lärmende Lustigkeit zu affektiren, während er mit Gevatter Micou nachstehendes Gespräch flog. (Dieser Auftritt, den wir eben schildern wollen, fand nämlich am Tage nach jenem Streite statt, welchen der Bandit mit seinem Bruder Martial gehabt hatte.)

„Ach, Du bist's, Taugenichts?“ rief der Diebshehler treuherzig.

„Freilich, Gevatter Micou,“ versetzte Nicolas, — „ich hätte ein Geschäftchen mit Euch zu machen!“

„So?“ versetzte dieser, — „nun so sperre wenigstens zuvor die Thüre ab — den Riegel vor!“

„Mein Hund wartet mit dem Schiebkarren draußen — ich habe ihm Alles aufgepackt.“ sagte Nicolas.

„Und was bringst Du mir denn heute? ..... Doppelfett[1] etwa?“

„Nein, Vater Micou!“ war die Antwort.

„Kehricht und Waschzeug[2] ist's gewiß nicht,“ sagte Gevatter Micou lachend, — „dazu bist Du gegen-

1 Gewalzte Bleiplatten von den Dächern, auf die es die Diebe besonders abgesehen haben.

2 Ravage, die Metallreste nämlich, die im Kehricht und im Sand und Schlamm der Seine gefunden und durch Waschen und Schlemmen ausgeschieden werden.

wärtig zu faul, Bursche, Du magst nicht mehr arbeiten! ..... Bringst Du mir vielleicht Härtling?"[1]

„Behüte, Gevatter, aber Röthling[2] und zwar vier ganze tüchtige Klötze, ... wohl an die hundert und fünfzig Pfund, — mein Hund kann's kaum allein ziehen!" entgegnete Nicolas.

„Hole nur den Röthling herein, wir wollen ihn wägen, Nicolas!"

„Da müßt Ihr mir helfen, Gevatter! ich kann's nicht allein — habe einen bösen Arm!"

Bei der Erinnerung an den Kampf mit seinem Bruder, von dessen Stockschlage ihm noch der ganze Arm hoch aufgeschwollen war, überzog ein Ausdruck tiefen Hasses und wilder Freude die Züge des Banditen, gleich als ob er sich über das Gelingen einer längst bedachten Rache freue.

„Was hast Du denn am Arme, Junge?" fragte Gevatter Micou.

„Nichts — nur eine Quetschung," erwiderte Nicolas.

„Da mußt Du Dir ein Eisen rothglühend machen und dann im Wasser ablöschen und den Arm in's Wasser halten, so lange es noch sprudelt," sagte Gevatter Micou, — „gieb Acht, das hilft; es ist ein Hausmittel der Hufschmiede, aber ganz bewährt!"

„Danke, Gevatter! will's probiren!"

„Komm', laß uns den Röthling hereinschaffen, Faulthier! ich will Dir helfen!" sagte der Diebshehler.

Auf zwei Gängen waren die Kupfer-Blöcke aus dem kleinen Schiebkarren, vor welchem eine riesige Dogge gespannt war, geborgen und in Micou's Gewölbe gebracht.

„Ein recht gescheuter Gedanke um Deinen Hundeschiebkarren, Nicolas!" sagte Gevatter Micou, indem er an einen mächtigen eisernen Wagbalken, der an einem der Durchzüge der Decke angebracht war, die hölzernen Wagschalen hängte.

---

1 *Dur*, Stahl und Eisen im Argot.
2 *Rouget*, Kupfer.

„Ja,“ sagte Nicolas, „wenn ich etwas fortschaffen will, was ich nicht tragen mag, nehme ich meinen Hund und seinen Karren in's Boot, und spanne jenen alsdann vor diesen, wenn ich lande. Ein Fiaker würde vielleicht aus der Schule schwatzen, mein Hund aber ist stumm wie ein Fisch.“

„Ist Alles wohl zu Hause? sind Deine Mutter und Schwester gesund?“ fragte der Diebshehler, indem er die Metall-Klötze abwog.

„O ja, Gevatter Micou!“

„Und die Kinder?“ fragte dieser weiter.

„Ebenfalls!“ gab der Bandit zur Antwort, — „aber sagt' mal Gevatter, wo ist denn André, Euer Neffe?“

„Sprich mir nicht von diesem Kerl!“ sagte Micou unmuthig, „er hat gestern den ganzen Tag herumgesoffen, — Barbillon und der dicke Lahme haben ihn mitgeschleppt, und er ist erst heute früh wieder nach Hause gekommen! — Er muß heute Morgen einen Ausgang besorgen — nach dem großen Postamt in der Rue Jean Jacques Rousseau. — Wie geht's denn bei Deinem Bruder Martial? ist er noch immer so scheu?“

„Ich weiß nicht,“ versetzte Nicolas barsch, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„Wie? Du weißt nichts von ihm?“ fragte Gevatter Micou betreten.

„Nein, gar nichts!“ sagte Nicolas, und gab sich Mühe gleichgültig zu erscheinen, — „schon seit zwei Tagen haben wir einander nicht mehr gesehen. . . . . . Vielleicht ist er wieder in die Forsten zurückgekehrt, um dort als Wildschütz zu leben, — wäre auch nicht unmöglich, daß sein Boot, das schon sehr alt und bresthaft war, mit ihm gebrochen und untergegangen wäre. . . . . . Das Wasser ist jetzt so reißend . . . . die Winterstürme . . . . .“

„Das wird Dir nicht viel Kummer machen, Spitzbube, — konntest ja ohnedieß Deinen Bruder nie leiden!“ sagte Gevatter Micou.

„Hm, ja! allerdings! . . . . . der Eine denkt so, der

Andere so; man kann sich nicht mit allen Menschen gleich gut vertragen!" meinte Nicolas, — „wie schwer ist denn der ganze Witz zusammen?"

„Einhundert und achtundvierzig Pfund, Junge! hast's beinahe errathen," entgegnete Micou.

„Und wie viel bekomme ich dafür?" fragte Nicolas.

„Dreißig Franken gerade aus!"

„Wie? nur dreißig Franken, wenn doch das Pfund Kupfer zwanzig Sous kostet, Gevatter? . . . . . nur dreißig Franken!"

„Ich will meinethalben fünf und dreißig Franken sagen, aber dann gieb Dich zufrieden und sag' mir kein Wort weiter, oder ich jage Dich sammt Deinem Hunde, Deinem Karren und Deinen Kupfer-Klötzen zum T—!" rief Micou.

„Bah, Gevatter Micou! dießmal prellt Ihr mich allzusehr, — da müßte man ja wahrlich vernagelt sein!"

„Ei, Junge, wenn Du mir beweisen kannst, daß Du auf rechtliche Weise zu dem Kupfer gekommen, will ich Dir ja recht gern fünfzehn Sous für's Pfund geben!" sagte Micou.

„Das ist stets die alte Leier!" rief Nicolas ärgerlich, — „Ihr seid einander doch Alle gleich, Ihr Spitzbuben! . . . . . schindet man seine guten Freunde auf diese Weise? — Laßt einmal mit Euch reden, Gevatter, gesetzt ich würde Euch die Waaren da in Tausch geben, versprecht Ihr mir alsdann, mich billig zu halten?"

„O ja, ganz natürlich!" erwiderte der Diebshehler; — „was brauchst Du denn? . . . . . Ketten oder Klammern zu Deinen Booten?"

„Behüte, heute möchte ich vier oder fünf Platten vom stärksten Bodenblech, wie man es etwa braucht, um Thüren oder Läden zu beschlagen!" sagte Nicolas.

„Aha, da kann ich Dich bedienen — ich habe Eines, das vier Linien dick ist . . . . . eine Pistolenkugel könnte nicht durchschlagen!"

„Ganz recht!" rief der Räuber, „solches brauche ich eben!"

„Wie groß muß es sein?" fragte der Trödler.

„Gleichviel — von jeder Größe; im Ganzen etwa sieben bis acht Fuß in's Gevierte!"

„Gut! — Und sonst brauchst Du nichts mehr, Nicolas?" fuhr Micou fort.

„O ja, doch, doch!" entgegnete der Gefragte; „noch drei Eisenstangen von drei oder vier Fuß Länge und mindestens zwei Zoll Dicke."

„Ei, das trifft sich geschickt!" sagte der Trödler, „ich habe dieser Tage erst ein Fenstergitter zerschlagen, das paßt nun für Dich ganz nach Wunsch; — und außerdem?"

„Zwei starke Charniere und eine Klinke, um nach Belieben eine Klappe, von etwa zwei Fuß in's Gevierte, nach unten öffnen und schließen zu können!" sagte Nicolas.

„Bah, Du willst wohl sagen zu einer Fallthüre?" fragte der Trödler verwundert.

„Behüte, eine Fallthüre öffnet sich ja nach innen, meine Klappe aber muß nach Außen aufgehen!"

„Ei, wozu brauchst Du denn eine Klappe? das begreife ich gar nicht!" sagte Gevatter Micou.

„Wohl möglich, — wenn's aber nur **ich** begreife," sagte Nicolas ausweichend.

„Meinetwegen denn; hier liegt ein ganzer Haufen Charniere, Du brauchst nur zu wählen!" sagte der Trödler; „brauchst Du sonst noch etwas?"

„Nein, das ist Alles!" sagte Nicolas.

„Das ist nicht viel."

„So richtet mir Alles hin, was ich brauche, Vater Micou; auf dem Rückwege will ich sie alsdann mitnehmen, ... ich muß noch zuvor ein paar Ausgänge besorgen!"

„Mit Deinem Hundekarren?" fragte der Diebshehler, „geh mir, Du Spaßvogel, ich habe noch ein Päckchen in Deinem Wagen gesehen, — gewiß noch ein **Leckerbissen**, den Du von **aller Welt Schenktische** geholt hast, Du Naschmaul?"

„Mögt nicht Unrecht haben, Gevatter, doch ist's dießmal nichts für Euern Schnabel," sagte Nicolas; „laßt mich nur nicht auf mein Eisenwerk warten, denn ich muß noch vor Mittag auf der Insel draußen sein."

„Gieb Dich nur zufrieden, es ist ja erst acht Uhr;" sagte der Trödler, „wenn Du nicht weit zu gehen hast, kannst Du in einer Stunde spätestens wieder zurück sein, und bis dahin will ich Dir Alles herrichten — das Geld sowohl als die Waaren! — Willst Du nicht ein Gläschen wider den bösen Nebel, Junge?"

„O ja, Gevatter! heut dürft Ihr mir wohl umsonst einschenken!" versetzte Nicolas.

Micou nahm aus einem alten Schranke eine Flasche Branntwein, nebst einem trüben abgestandenen Glase und einer Tasse ohne Henkel und schenkte ein.

„Eure Gesundheit, Gevatter!" rief Nicolas.

„Die Deinige, mein Junge! und die Deiner Damen zu Hause!" versetzte der Trödler.

„Danke schön! — und wie geht's denn mit Eurer Herberge, Gevatter Micou?"

„Hm, so leidlich!" erwiderte der Trödler, — „ich habe eben stets ein Paar Miethsleute im Hause, wegen deren ich stündlich einen Besuch vom Polizeikommissär erwarten muß . . . . ich lasse sie freilich auch darnach zahlen!"

„Warum denn?" fragte Nicolas.

„Welche dumme Frage!" rief der Trödler, — „ich muß es zuweilen beim Beherbergen machen, wie beim Einkaufen — von manchen Leuten erwarte und verlange ich so wenig einen Paß, als von Dir einen Ausweis über den rechtmäßigen Besitz einer Waare!"

„Ach, nun verstehe ich!" sagte der Räuber, — „die müssen aber alsdann gerade um eben so viel mehr Miethzins geben, als Ihr mir beim Einkauf meiner Waaren weniger gebt, nicht wahr?"

„Man muß sehen, wie man zu etwas kommt!" sagte der Trödler; — „ich habe einen Vetter, der ein hübsches

Maison garnie in der Rue St. Honoré hält, seine Frau ist Kleidermacherin mit einer recht hübschen Kundschaft; sie beschäftigt wohl über zwanzig Nähterinnen, theils außer dem Hause, theils in ihrer eigenen Wohnung."

„Blitz! sagt' mal, Gevatter, da müssen wohl recht hübsche drunter sein, nicht wahr?" fragte Nicolas.

„Das will ich meinen!" sagte der Diebshehler mit funkelnden Augen, — „ein Paar davon habe ich schon gesehen, wenn sie ihre Arbeit abgaben . . . . Alle Wetter! was diese niedlich waren! . . . . zumal eine Kleine, noch ganz Junge, die auf ihrem eigenen Stübchen arbeitet, stets heiter ist wie eine Lerche und beständig lacht, weßhalb man sie auch die Lachtaube nennt! — Gott's Blitz, wenn ich an Die denke, thut mir's wahrlich leid, daß ich nicht so ein junger Springinsfeld in den Zwanzigen bin!

„Sachte, Gevatter! nur nicht mehr so hitzig, sonst schreie ich Feuerjo! . . . ."

„Aber sie ist gewaltig ehrbar, die Kleine! gewaltig ehrbar, sage ich Dir!" rief Micou.

„Possen, geht mir!" sagte Nicolas, „Ihr sagtet mir eben, daß Eure Base . . . . . ."

„Eben so ehrbar ist, wie die Kleine und strenge auf ihre Hausordnung hält!" sagte der Trödler; — „mein Vetter ist ein anderer Kerl wie ich, — der verdient sein Geld spielend. Da kann Einer wohl ehrlich bleiben; ich sage Dir, der ist unerbittlich streng, — der würde absolut keinen Menschen in's Haus nehmen, wenn dieser nicht Papiere aufzuweisen hätte, — und hätte er alle Säcke voll Gold!"

„Possen!" brummte Nicolas, „Euer Vetter ist ein Esel!"

„Da er aber weiß," fuhr Gevatter Micou fort, „daß ich es bei den Leuten nicht so genau nehme, so schickt er, wenn Personen ohne Ausweis und Papiere zu ihm kommen, solche Kunden stets mir zu!"

„Und da laßt Ihr Euch dann verhältnißmäßig zahlen, nicht wahr, Gevatter Micou?“

„Ei natürlich!“ sagte dieser.

„Das sind dann wohl lauter Schupper und Sündenfeger und andere jenische Leute,[1] die keine Papiere haben, nicht wahr?“ fragte der Räuber.

„Ei behüte!“ gab der Trödler zur Antwort, — „weit entfernt! — Sieh', da hat mir mein Vetter zum Beispiel vor ein paar Tagen eine Kunde zugesandt, aus welcher ich absolut nicht klug werden kann, — der T— soll mich holen, wenn ich weiß, was es mit ihr ist! . . . . . Komm', ich will noch einmal einen einschenken!“

„Mir recht!“ sagte Nicolas, — „der Funkelhanns ist gut, — Euer Wohl, Gevatter Micou!“

„Das Deinige, Junge!“ versetzte dieser; „was wollte ich Dir nur sagen? . . . . . ach ja! da hat mir vor ein paar Tagen mein Vetter ein Weibsbild zugesandt, aus der ich gar nicht klug werden kann. Denke Dir nur: 's ist eine Mutter nebst ihrer Tochter, sahen freilich ziemlich lausig und abgeschabt aus, trugen all' ihr Hab' und Gut in einem Taschentuche, und haben auch keine Papiere; — aber bei alle dem steckt doch etwas Besonderes hinter ihnen. Nun wohnen sie schon eine vierzehn Tage bei mir, sind aber seither noch gar nicht aus dem Hause gekommen, — keinen Fuß breit aus ihrem Loche droben, sage ich Dir! — Keine Seele kommt zu ihnen, zumal gar nie ein Mannsbild, denke nur, Junge; — und doch sag' ich Dir, wenn das Volk nicht so hungrig und blaß und mager wäre, würden das zwei blitzhübsche Weiber sein; — zumal die Tochter, ein blutjunger Backfisch von fünfzehn oder sechszehn Jahren, ... die ist Dir so weiß und so sammtartig wie ein weißes Kaninchen, und hat dabei ganz große prächtige schwarze Augen, — Augen, sag' ich Dir . . . . . . Augen, die . . . .“

---

[1] Diebe und Mörder und anderes verdächtiges Gesindel.

„Oho, Gevatter! Ihr brennt ja ganz lichterloh!“ rief Martial; „wer sind denn die beiden Weiber?“

„Wenn ich's nur selber wüßte!“ gab der Diebshehler zur Antwort, — „ich sage Dir ja, daß ich selber nicht aus ihnen klug werde; — 's ist zwar jedenfalls ehrliches Volk, hat aber dennoch keine Papiere, — dabei, denk' Dir, bekommen sie Briefe ohne Adresse ...... ihr Name muß nicht gut zu schreiben sein!“

„Wie versteht Ihr das, Gevatter?“

„Sieh', da haben sie heute früh den André, meinen Neffen, nach der Briefpost geschickt, wo die Briefe, die mit **Poste restante** kommen, ausgegeben werden, damit er sich einen Brief geben lasse, welcher für eine Madame X. Z. bestimmt und aus der Normandie gekommen sei — aus einem Flecken, Namens Aubiers, glaube ich. Sie mußten's ihm auf einen Streifen Papier schreiben, damit André den Brief erhalte, wenn er den gehörigen Ausweis darüber geben könne. — Ist freilich nicht weit her, wenn zwei Weiber ein X. und ein Z. zum Namen wählen, ... aber daß gar nie Mannsleute zu ihnen kommen!“

„Gebt Acht, die lassen Euch hübsch auf Euer Geld warten, Gevatter!“ sagte Nicolas.

„Du wirst doch einem alten Fuchs, wie ich, keinen Rath geben wollen, Nicolas,“ sagte Micou, „sie müssen frühe aufstehen, wenn sie mich betrügen wollen; für das unheizbare Cabinett, das sie gemiethet haben, mußten sie mir gleich 40 Franken vorausbezahlen. Sie sind vielleicht krank, denn seit vierzehn Tagen habe ich sie mit keinem Auge gesehen. An Unverdaulichkeit sind sie indessen nicht krank geworden, denn ich glaube wahrhaftig, daß sie noch keinen Ofen für ihr Essen angezündet haben, seit sie hier wohnen. Aber Eins will mir nicht aus dem Kopfe, nämlich: daß sie keine Papiere haben und nie von Mannsleuten Besuche erhalten.“

„Und sonst habt Ihr keine Leute mehr im Hause, Gevatter Micou?“ fragte Nicolas.

„Ei doch!“ sagte der Trödler, „das kommt und geht

bei mir wie in einem Taubenschlage; wenn ich auch zuweilen Leute ohne Pässe beherberge, so wohnen doch andererseits auch wieder ganz anständige Herrschaften bei mir. In diesem Augenblicke habe ich z. B. zwei Handlungsreisende, einen Briefträger von der Post, den Musikdirektor vom Caffée des Aveugles und eine reiche Frau im Hause, die von ihren Renten lebt — kurzum lauter ehrbare Leute, diese müssen mir den Ruf des Hauses retten, falls der Commissär mir zu genau auf die Finger sieht, denn das sind wenigstens Leute, die man kecklich nennen darf."

„Bah! Gevatter! der Commissär wird's nicht so genau mit Euch nehmen," sagte Nicolas.

„Hei ja! ich kann eben nicht über ihn klagen," versetzte Micou; — „aber komm, laß mich noch einmal einschenken."

„Jedoch zum letztenmale, ich muß mich beeilen," sagte Nicolas, „beiläufig gesagt: wohnt denn Robert, der dicke Lahme, noch bei Euch im Hause?"

„Freilich!" versetzte der Trödler, „ganz oben unter dem Dache, hart neben den beiden Weibsleuten, von denen ich Dir vorhin sagte, er hat nahezu sein ganzes Geld aus dem Gefängnisse verschlemmt und dann hat er wohl gar nichts mehr übrig?"

„Nehmt Euch in Acht mit ihm, Gevatter Micou, er möchte Euch leicht in Unannehmlichkeiten verwickeln, da er sich der Aufsicht der Polizei entzogen hat."

„Weiß wohl," sagte der Diebshehler, „allein ich kann ihn jetzt nicht aus dem Hause jagen; ich glaube, er hat irgend einen Streich vor, denn gestern Abend kam der kleine Hinkebeinchen, Roth-Arms Sohn, hieher, Barbillon aufzusuchen. — Ich muß stets befürchten, wegen dieses verdammten Robert Unannehmlichkeiten mit einem guten Hausbewohner zu haben, und ist nur erst einmal seine Miethezeit abgelaufen, so jage ich ihn aus dem Hause und sage ihm, daß seine Kammer durch einen Gesandten oder den Gatten der Madame St. Ildefonçe, der reichen Frau, die von ihren Zinsen lebt, bestellt worden sei."

„Wie, Gevatter?“ fragte Nicolas, „ist's Euch Ernst mit der Frau, die von ihren Zinsen lebt?“

„Zum Henker! ja, warum zweifelst Du denn daran? sie hat drei Zimmer und ein Cabinett vorne heraus, und zu dem Alles neu meublirt und noch ein Mansardenstübchen für ihre Bonne dazu. Was denkst Du? sie gibt mir 80 Franken monatlich und läßt mir das Geld noch überdies durch ihren Oheim vorausbezahlen, der eines ihrer Zimmer als Absteigequartier benutzt, — wenn er nämlich vom Lande kommt. Ich denke aber so bei mir, sein Landgut sei wohl in der Rue Vivienne, Rue St. d'Honoré oder sonst in der Nähe jener Gegend.“

„Aha! ich verstehe,“ sagte Nicolas grinsend, „sie lebt von den Zinsen, die sie sich von dem Alten verdient.“

„Halte Dein Maul! da kommt eben ihre Bonne,“ sagte der Gevatter Micou. Eine Frau von mittleren Jahren, die eine Schürze von sehr zweideutiger Weiße trug, trat in das Gewölbe des Trödlers, der ihr alsbald entgegentrat.

„Was steht zu Ihrem Befehl, meine beste Madame Charles?“ fragte er sie.

„Ist Ihr Neffe nicht da, Gevatter Micou?“ gab sie zur Antwort.

„Er ist nach der großen Briefpost gegangen, wird aber bald wieder zurückkommen,“ versetzte der Hausherr.

„Nun denn,“ sagte Madame Charles, „Herr Badinaut wünscht, daß er diesen Brief so schnell als möglich an seine Adresse besorge; es ist zwar keine Antwort nöthig, allein die Sache eilt sehr.“

„In einer Viertelstunde wird er wieder zurück sein, Madame Charles. Verlassen Sie sich darauf!“ sagte der Trödler und die Bonne entfernte sich.

„Sagt 'mal, Gevatter Micou, ist das die Bonne von einem Eurer Miethsherren?“ fragte Nicolas.

„Dummkopf,“ erwiderte der Diebshehler, „wie magst Du auch so fragen, es ist ja die Bonne der Frau Iledefonçe, der Frau im ersten Stock, die von ihren Zinsen

lebt. Herr Badinaut, ihr Oheim, ist gestern vom Lande gekommen. — Sieh nur, welch vornehme Bekanntschaften!" setzte Gevatter Micou hinzu, als er den Brief untersucht und die Adresse gelesen hatte; — „sagte ich nicht mit Recht, es seien Leute vom Stande? er schreibt da gar an einen Vicomte."

„Bah!" sagte Nicolas, „Ihr wollt mir Eins aufbinden."

„Nein! wahrhaftig nicht, an den Herrn Vicomte de St. Remy, zu eigenen Händen, eilt sehr. — Ich hoffe, daß wenn unser Eins Rentiersfrauen im Hause hat, die Oheime hat, welche mit Grafen und Vicomtes in Briefwechsel stehen, er sich doch nicht um die Pässe von ein Paar Schlafgängern bekümmern kann, die oben in den Dachkammern wohnen."

„Freilich, Gevatter," erwiderte der Räuber, „aber nun muß ich gehen, ich will meinen Hund mit seinem Karren vor Eurer Thüre anbinden, denn das Päckchen, das ich noch auszutragen habe, will ich zu Fuße besorgen; rüstet mir nur meine Waaren und das Geld hin, bis ich zurückkomme, damit ich nicht lange aufgehalten bin."

„Verlaß Dich nur auf mich," sagte der Trödler, „vier tüchtige Platten Bodenblech, von je zwei Fuß in's Gevierte, drei eiserne Stangen von drei Fuß Länge und zwei Charniere zu Deiner Klappe. Die Klappe die kommt mir ganz kurios vor, allein was geht's mich an! ist das Alles?"

„Ja, bis aufs Geld," erwiderte der Räuber.

„Gut, auch das Geld will ich Dir herrichten — aber warte, bevor Du gehst, will ich Dir noch etwas sagen.... schon seit Du da bist, muß ich Dich darob ansehen ...."

„Nun und weshalb denn?" fragte Nicolas.

„Ich weiß nicht," erwiderte der Trödler; „aber mir scheint's, als ob Du irgend Etwas im Schilde führest."

„Ich?" fragte Nicolas und versuchte zu lächeln.

„Ja, ja, Du, Du hast Etwas!"

„Bah! wie dumm Ihr seid — Gevatter, wenn ich Etwas habe, so ist's nur Hunger."

„Hunger hast Du? das wäre möglich," — sagte der Trödler, „allein man möchte darauf schwören, daß Du lustig sein willst und doch Etwas auf dem Herzen hast, das Dich bange macht; — Du hast einen Floh im Ohre,[1] wie man zu sagen pflegt. — Und es muß keine Kleinigkeit sein, da es Dich so verdutzt macht, der Du sonst eben nicht blöde bist."

„Bah! ich sage Euch, Gevatter Micou, Ihr seid nicht bei Troste," sagte Nicolas, schauderte aber wider Willen innerlich zusammen.

„Siehst Du, es ist ja als ob Du zitterest," sagte der Trödler.

„Ei nun! darum schmerzt mich mein Arm," gab Nicolas zur Antwort.

„Dann vergiß ja das Recept nicht, das ich Dir gegeben, Junge, es wird Dich bald kuriren."

„Dank Euch, Gevatter Micou, ich bin bald wieder da," sagte der Räuber und verließ rasch das Gewölbe des Trödlers.

Gevatter Micou hatte kaum die Kupferklötze hinter seinen Schenktisch versteckt und war eben im Begriff, die verschiedenen Gegenstände zusammenzusuchen, welche Nicolas von ihm begehrt hatte, als wiederum eine andere Person in seine Bude trat.

Es war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit listigem, klugem Gesicht, der eine goldene Brille, einen dichten, starken Backenbart von grauen Haaren, rund um's Kinn, und sehr elegante feine Kleidung trug; aus den weiten Aermeln seines braunen Paletot mit Sammtbesatz ragten ein Paar feine Hände, mit schwefelgelben Handschuhen bekleidet, hervor und seine Stiefeln schienen erst am Tag zuvor neu und glänzend gefirnißt worden zu sein; diese Person war Niemand Anderes als Herr Badinaut, der soge-

1 Etwas auf dem Gewissen.

nannte Oheim von Madame St. Ildefonçe, der sogenannten Rentiersfrau, deren Rang und geachtete Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft dem Gevatter Micon ebenso zur Ehre, als zu einer Art von Garantie und Sicherheit gegen die Anfeindungen der Polizei diente.

Unsere Leser erinnern sich vielleicht noch, daß Herr Badinaut, der frühere Advokat, nunmehr, nachdem er aus seiner Corporation ausgestoßen worden, Industrieritter und Mittelsperson für allerhand zweideutige Geschäfte geworden war, von dem Baron Graun als Spion verwandt wurde und dem Diplomaten sehr zuverlässige und ausführliche Nachrichten und Notizen über eine große Anzahl der in unserem Buche auftretenden Personen gegeben hatte.

„Hat Ihnen Madame Charles vorhin einen Brief zum Austragen gegeben?" fragte Herr Badinaut den Hausherrn.

„O ja, mein Herr!" versetzte dieser, „mein Neffe wird bald wieder nach Hause kommen, dann werde ich ihn gleich fortschicken."

„Nicht doch, geben Sie mir nur diesen Brief wieder zurück," sagte Herr Badinaut, „ich habe mich anders besonnen und will selbst zu dem Baron von St. Remy gehen." — Und er legte einen besondern Nachdruck auf diesen aristokratischen Titel.

„Hier ist der Brief," sagte Gevatter Micon.

„Haben Sie mir noch einen andern Auftrag zu geben?"

„Nein, Gevatter Micon," sagte Badinaut mit einer Protektionsmiene, „doch habe ich Ihnen sehr ernste Vorwürfe zu machen."

„In wie fern, mein Herr!" sagte der Trödler.

„Ja ja! es ist mein voller Ernst!" versetzte Herr Badinaut, „Frau von St. Ildefonçe zahlt Ihnen schweres Geld für Ihren ersten Stock und meine Nichte gehört zu den Personen, welche wohl die gerechtesten Ansprüche machen können; sie hatte, weil sie den Lärm der Wagen fürchtet, aus besonderem Vertrauen gerade dieses Haus bewohnt, wo sie so ruhig wie auf dem Lande leben zu können hoffte . . . ."

„Das kann sie auch," erwiderte der Trödler, „es ist hier ja so stille wie auf einem Dörfchen; das müssen Sie am besten beurtheilen können, der Sie ja gewöhnlich auf dem Lande leben; 's ist hier wahrhaftig wie auf einem Dörfchen."

„Ja, ja! eine saubere Wirthschaft, immer ein abscheulicher Lärm!" rief Herr Badinaut.

„Und doch finden Sie unmöglich ein ruhigeres Haus," erwiderte der Diebshehler; „gerade über Frau St. Ildefonçe wohnen der Musikdirektor vom **Caffé des Aveugles** und ein Handlungsreisender, im dritten Stocke wieder ein Handlungsreisender — . . . . . "

„Bah! es handelt sich nicht von diesen Personen," sagte Herr Badinaut, „über sie hat meine Nichte nicht zu klagen, weil sie sehr ruhig und artig sind; allein im dritten Stocke wohnt ein dicker Kerl mit einem lahmen Beine, den Madame St. Ildefonçe betrunken auf der Treppe liegend fand, er brüllte wie ein Vieh und erschreckte die junge Dame, daß sie beinahe Krämpfe bekam. — Wenn Sie glauben, daß bei solchen Miethsleuten in Ihrem Hause eine ländliche Stille zu treffen sei . . . . "

„Aber ich versichere Sie auf mein Wort," entgegnete Gevatter Micou, „daß ich selbst nur auf eine Gelegenheit warte, den lahmen dicken Kerl aus dem Haus zu jagen; hätte er mir nicht die Hausmiethe für den letzten halben Monat vorausbezahlt, so wäre er längst nicht mehr hier."

„Sie hätten ihn gar nicht als Miethsmann annehmen sollen," meinte Herr Badinaut.

„Hoffentlich hat sich Madame außer diesem Menschen über Niemanden sonst im Hause zu beklagen?" fragte der Hausherr, „der Briefträger von der Stadtpost, der oben wohnt, ist ja ein Ausbund von bescheidenem, ehrlichen Mann, und die Frau mit ihrer Tochter, welche im vierten Stocke neben dem lahmen Kerl wohnt, ist wahrhaftig auch nicht im Stande, auch nur ein Wässerchen zu trüben."

„Wie gesagt," gab Herr Badinaut zur Antwort, „meine

Nichte beklagt sich nur über den dicken, lahmen Kerl, der ein wahrhafter Poltergeist für das ganze Haus ist; ich prophezeihe Ihnen, wenn Sie ihn behalten, wird er Ihnen noch alle ehrlichen Leute aus dem Hause treiben."

„Ich jage ihn fort, es liegt mir nichts an ihm, verlassen Sie sich darauf," versetzte der Trödler.

„Daran werden Sie wohl thun; denn er bringt wahrhaftig Ihr Haus in Mißkredit."

„Das sollte mir Leid thun," erwiderte Micou, „der Lahme ist fast schon so gut als aus dem Hause, denn in vier Tagen ist seine Miethzeit abgelaufen."

„Das ist noch lange genug," versetzte Herr Badinaut, „bei der ersten Unannehmlichkeit wird indeß meine Nichte ausziehen, darauf dürfen Sie sich gefaßt machen. Ich rathe Ihnen in Ihrem eigenen Interesse und hoffe, daß Sie sich meinen Rath zu Nutzen machen werden, denn ich bleibe bei meinem Worte."

Nach der Anrede, die er mit einer wahrhaften Protektionsmiene gehalten, verließ Herr Badinaut das Gewölbe. Brauchen wir erst zu sagen, daß diese Frau und das junge Mädchen, die oben im vierten Stocke so einsam und kümmerlich wohnten, die beiden Opfer der Habsucht des Notars waren? — Wir führen nun unsere Leser in das Gemach, welches sie inne hatten.

IV.

Die Opfer eines Mißbrauchs von Vertrauen.

Wird die Veruntreuung des anvertrauten Gutes, oder ein Mißbrauch des Vertrauens erwiesen, so wird er mit zweimonatlicher Haft und fünfundzwanzig Franken Geldbuße bestraft.

Art. 406 und 408 des Code pénal.

Die Barmherzigkeit und das Mitleid der Seele, das man dem unglücklichen Dulder erweist, wiegt leicht dasjenige auf, durch welches man ihm Brod schafft.

Der Leser vergegenwärtige sich eine Kammer, die im vierten Stocke des unheimlichen Hauses der Passage de la Brasserie liegt; das Tageslicht dringt bleich und düster durch ein kleines Fensterchen, das nur einen einzigen Flügel und drei schmutzige, trübe und zersprungene Scheiben hat, in das enge Gemach; die Wände sind mit einer zerrissenen, von Rauch und Staub fast unkenntlichen gelben Tapete bekleidet, und in den Ecken des zerrissenen Plafonds hängen dichte Spinnengewebe; der Fußboden, auf welchem an mehreren Stellen Ziegel und Bretter eingebrochen sind, zeigt da und dort das Holz der Durchzugsbalken und der Latten, auf welchen die Bodenplatten befestigt werden. Das ganze Geräthe dieses Zimmers besteht aus einem Tische von weichem Holz, einem Stuhl, einer alten Kiste ohne Schloß und einem Feldbette auf hölzernen Böcken, das nur aus schlechter Matratze, groben Tüchern von ungebleichter Leinwand und anstatt der Decke aus einem dunkelbraunen Wollenteppich besteht.

Auf dem Stuhle sitzt die Mutter, die Baronin von Fermont; im Bett dagegen liegt Fräulein Clara von Fermont, — so heißen nämlich die beiden Schlachtopfer des elenden Jakob Ferrand.

Da Mutter und Tochter zusammen nur ein einziges Bett besitzen, so theilen sie sich abwechselnd darein und verbringen so kümmerlich genug die trüben, fast schlaflosen Stunden der Nacht.

Die Mutter freilich ist zu sehr von Kummer und Unruhe gepeinigt, als daß sie sich häufig dem Schlafe hingäbe, allein die Tochter findet wenigstens darin einige Augenblicke der Ruhe und Vergessenheit.

Gerade in dem Augenblicke schläft Clara, man kann sich unmöglich etwas Rührenderes, etwas Schmerzlicheres denken, als den Anblick des Elendes, den die Habsucht des Notars über zwei Frauen verhängt, die seither an Wohlleben und behagliche Fülle gewöhnt und in ihrer Vaterstadt von all der Rücksicht und Achtung umgeben waren, mit welcher man stets einer achtbaren und ehrenwerthen Familie begegnet.

Frau von Fermont ist etwa 36 Jahre alt; in ihren Zügen, die noch jetzt, trotz der tiefen Kummerbläße, durch ihre Schönheit und Regelmäßigkeit überraschen, liegt eben so viel Adel, als Sanftmuth; Gram und Sorgen haben in ihr schönes schwarzes Haar, das über der Stirn gescheitelt und flach am Kopfe nach hinten gebunden ist, bereits einige silberglänzende Flechten gemischt.

Frau von Fermont trägt ein Trauerkleid, das an mehreren Orten schon geflickt ist; die Stirn auf ihre Hand gestützt, lehnt sie sich auf das elende Kopfkissen ihrer Tochter und blickt diese mit unaussprechlicher Betrübniß und tiefem Kummer an.

Clara ist erst 16 Jahre alt; das edle Profil ihres sanften keuschen Angesichts, welches, wie das ihrer Mutter, der Kummer gebleicht und abgemagert hat, zeichnet sich deutlich von dem dunkeln Grau der groben Tücher ab, womit das mit Sägespänen gefüllte Kopfpolster bedeckt ist.

Der Teint des jungen Mädchens hat seine glänzende Reinheit verloren; seine großen geschlossenen Augen senken die doppelten Fransen von ihren schwarzen Augenbraunen fast bis auf die hohlen Wangen herab; die Lippen,

die sonst feucht und rosig waren, nun aber bleich und trocken sind, lassen halbgeöffnet den blendend weißen Schmelz ihrer Zähne sehen, und die rauhe Berührung der groben Leinwand und des noch gröberen Teppichs hat da und dort das zarte Incarnat des Halses, der Schultern und der Arme des jungen Mädchens geröthet und fast wund gerieben.

Von Zeit zu Zeit macht ein leises Zucken ihre feinen sammtartigen Augenlieder erbeben, gleich als wäre sie in irgend einem bösen peinlichen Traume befangen. Der Anblick dieses Gesichts, das schon den Stempel einer langsamen Verzehrung trägt, ist höchst schmerzlich, denn man ahnt darin die unheimlichen Symptome einer Krankheit, die in jenem Wesen brütet und wohl bald zum Ausbruche kommt.

Frau von Fermont hatte schon längst keine Thränen mehr, ihr Auge, das die Hitze eines langsamen schleichenden Fiebers, welches unabwendbar in ihr gährte, ausgetrocknet und entzündet hatte, haftete mit peinlicher Gier und Angst an ihrer Tochter. Von Tag zu Tag fühlte sich die arme Mutter schwächer werden; gleich ihrer Tochter empfand sie jene Unbehaglichkeit, Niedergeschlagenheit und Schwäche, welche die sichern Vorboten eines gefährlichen schleichenden Uebels sind; weil sie jedoch fürchtete, Clara zu erschrecken und weil sie, wenn man so sagen darf, auch sich selbst nicht bange machen wollte, kämpfte sie mit aller Macht gegen die ersten Anzeichen ihrer Krankheit an.

Aus denselben Gründen einer edlen kindlichen Liebe, mühte sich Clara, um ihre Mutter nicht zu erschrecken, ihre eigenen Leiden und Schmerzen zu verbergen; wie diese beiden unglücklichen Wesen unter denselben geistigen Anfechtungen und dem gleichen physischen Mangel leiden mußten, so sollte auch gleichsam ihre Krankheit gemeinsam sein.

Es erscheint bei allem Elende und Kummer einmal ein äußerster Augenblick, wo die Zukunft sich in so furchtbarem Lichte zeigt, daß auch die stärksten Charaktere ihr nicht mehr keck entgegen zu blicken wagen, sondern die Augen schließen und sich selbst durch allerhand thörichte Illusionen zu täuschen streben.

In dieser Lage etwa befanden sich Frau von Fermont und ihre Tochter; — wollte man die Qualen schildern, welche diese Frau in den langen Stunden empfand, wo sie so ihr schlafendes Kind betrachtete und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ins Auge faßte, so müßte man gerade Das schildern, was der heilige erhabene Schmerz eines Mutterherzens immer in sich schließt: all' jene gräßlichen Affekte, welche das Gefühl zur Verzweiflung, den Geist beinahe zum Wahnsinn treiben — jenen bunten Wechsel von zauberisch angenehmen Erinnerungen beengender Furcht, entsetzliche Ahnungen bitterer Reue, tödtliche Niedergeschlagenheit von Ausbrüchen unmächtiger Wuth gegen den Urheber all dieses Uebels, von eitlem Flehen, von heißen brünstigen Gebeten und endlich von schauderhaften Zweifeln in die allmächtige Strafgerechtigkeit Dessen, der unerbittlich bleibt bei diesem Angstschrei, der aus der tiefsten Seele einer Mutter kommt — bei jenem heiligen Angstruf, dessen Widerhall bis zum Himmel empordringen muß: Erbarmen! Erbarmen für meine Tochter!

„Wie sie jetzt friert, das arme Wesen!" sagte die bekümmerte Mutter und berührte mit ihrer eisigen Hand leicht die kalten Arme des Kindes; — „sie ist ganz kalt und vor einer Stunde noch war sie fast glühend und in Schweiß gebadet — das ist das Fieber! — Glücklicherweise weiß sie es nicht, daß sie es hat . . . . . Mein Gott! wie kalt sie ist! — Und die Decke ist so dünn, ich will noch mein altes Halstuch darüber legen . . . . allein, wenn ich es von der Thüre hinweg nehme, vor welcher ich es aufgehängt, werden jene betrunkenen Männer wieder heraufkommen wie gestern und durch die Fugen des Getäfers hereinblicken . . . . .

„Mein Gott! welch' ein entsetzliches Haus! — wenn ich gewußt hätte, von wem es bewohnt wird, bevor ich den halben Monat vorausbezahlte, wären wir nicht hier geblieben, allein ich wußte es nicht. — Wenn man, wie ich, keine Papiere, keinen Ausweis hat, wird man ja in allen andern Herbergen abgewiesen — konnte ich denn je

ahnen, daß ich eines Passes bedürfen würde . . . . als ich in meinem eigenen Wagen Angers verließ, weil ich es nicht für schicklich hielt, daß meine Tochter in einem öffentlichen Wagen reise, konnte ich damals ahnen, daß ich noch . . . . . ."

Ein neuer Ausbruch des gerechtesten Zorns störte ihren Ideengang und sie unterbrach sich selbst mit den Worten:

„Nein, es ist mehr als niederträchtig, weil dieser Notar mich plündern und bestehlen wollte, sehe ich mich jetzt in der gräßlichsten äußersten Noth — und gegen ihn vermag ich Nichts, gar Nichts! — Ja, wenn ich Mittel genug hätte, wenn ich nicht von allem Geld entblöst wäre, könnte ich ihn gerichtlich belangen — allein, wozu würde es führen, müßte ich nicht das Andenken meines guten, edlen Bruders in den Koth treten? . . . Mußte ich mir nicht sagen lassen, daß er aus Verzweiflung selbst seinem Leben ein Ende gemacht, nachdem er sein eigenes Vermögen und das meinige und das Erbtheil meiner Tochter verschwendet? . . . . . . Gerichtliche Klage führen, um mir sagen zu lassen, daß er uns in's tiefste Elend gestürzt hat? . . . . . . Nein, nie, niemals! . . . . ."

„Und doch — ist das Leben, ist die Zukunft meines Kindes minder heilig, minder wichtig, als das Andenken meines Bruders? . . . . . Nein, aber ich habe keine Beweise gegen den Notar in Händen, und es hieße ein unnützes Aufsehen, einen eitlen Skandal erheben!

„Das Entsetzlichste, das Empörendste," fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, — „ist, daß ich mich manchmal durch mein trauriges Loos, mein unendliches Elend hinreißen lasse, sogar meinen Bruder schuldig zu finden, ihn anzuklagen, ... dem Notar Recht zu geben gegen ihn, als ob es mir Trost und Hülfe gewährte, wenn ich zwei Namen anstatt eines einzigen verwünschen, verfluchen müßte — und dennoch empöre ich mich nachher selbst wieder über diese ungerechten, gehässigen Anklagen und Muthmaßungen gegen den besten, ehrenhaftesten, edelsten aller Brüder! . . . . .

„O, dieser Notar, dieser Heuchler! . . . . kennt und

ahnt er wohl alle die entsetzlichen Folgen seines Diebstahls? — Er glaubte vielleicht nur Geld zu stehlen, allein es sind zwei Seelen, über welche er Höllenpein verhängt — es sind zwei Leben, welche er langsam ertödtet; ach ich wage es nicht einmal, je meiner armen Tochter alle Befürchtungen auszusprechen, um ihr nicht noch den letzten Trost der Hoffnung zu rauben! — Ich aber dulde. Das Fieber wühlt in meinen Gebeinen, und nur mit der größten Anstrengung vermag ich mich aufrecht zu erhalten. Ich fühle deutlich, daß ich den Keim einer vielleicht gefährlichen Krankheit in mir trage . . . . ja, ich fühle, wie sie herannaht — es wühlt in meiner Brust, es glüht in meinem Gehirn und droht mir den Kopf zu zersprengen. — Alle diese Symptome sind bedenklicher, als ich es selbst mir zu gestehen wage; mein Gott! wenn ich unterliegen müßte, wenn ich schwer erkrankte, ja, wenn ich gar sterben müßte!

„Nein, nein!" rief Madame Fermont in höchster Aufregung, „ich will, ich kann nicht sterben — wie schrecklich wäre es, müßte ich Clara, das sechszehnjährige Kind hülflos verlassen und allein in Paris zurücklassen.... nein, es ist unmöglich! ich bin nicht krank; was ist's denn auch, was ich fühle? — etwas Beengung auf der Brust — etwas Hitze und Befangenheit im Kopfe! das ist nur die Folge des Kummers, der schlaflosen Nächte, der Kälte, der Unruhe; wer würde an meiner Stelle nicht diese Niedergeschlagenheit fühlen . . . . doch ist das sicher nicht von Bedeutung. Fassung! Muth! ich will keine Schwäche zeigen. Mein Gott! wenn man solchen Gedanken nachhängt, wenn man auf solche Stimmen hört, wird man erst wirklich krank — und habe ich denn Zeit dazu? . . . muß ich denn nicht auf's Neue darauf denken, Beschäftigung für mich und Clara zu finden, seit jener Mann, der uns durch Coloriren von Kupferstichen beschäftigte . . . ."

Nach kurzem Stillschweigen fuhr Frau von Fermont voll Entrüstung fort:

„O, es ist abscheulich! daß er mich diese Arbeit durch Clara's Schande erkaufen lassen wollte, daß er uns un-

barmherzig dieses einzige geringe Existenzmittel entzog, weil ich nicht gestatten wollte, daß meine Tochter Abends allein bei ihm arbeite. Vielleicht finden wir anderswo Beschäftigung durch Nähen oder Sticken, allein dieß hält schwer, wenn man Niemanden kennt: erst neulich versuchte ich es ja vergebens; wenn man eine so ärmliche Wohnung hat, flößt man Niemanden Vertrauen ein, und doch was soll ich thun, wenn die kleine Summe, die uns noch übrig blieb, endlich erschöpft ist? was soll alsdann aus uns werden? Es bleibt uns nichts, gar nichts mehr übrig, nicht ein Obolus und doch war ich einst reich und angesehen....

„Ich will nicht weiter daran denken, diese Erinnerungen machen mich schwindeln, machen mich toll . . . darin eben fehle ich ja, daß ich allzusehr solchen Gedanken nachhänge, anstatt mich selbst zu zerstreuen — das eben wird mich krank gemacht haben — aber ich bin nicht krank — ich glaube fast, daß ich schon weniger Fieber habe," setzte die unglückliche Mutter hinzu, indem sie sich selbst den Puls fühlte.

Leider aber ließen diese raschen, unregelmäßigen, eilenden Pulsschläge, die sie unter ihrer zugleich trockenen und kalten Haut verspürte, nicht länger eine Illusion zu. —

Nach einem Augenblick düsterer, verzweifelter Bitterkeit fuhr sie fort: „Herr Gott! was haben wir Dir Uebles und Böses gethan? War meine Tochter nicht ein Muster der Keuschheit und Frömmigkeit, mein Gatte nicht die Ehrenhaftigkeit selbst, habe ich nicht immer getreu meine Pflichten als Gattin und Mutter erfüllt? . . . Warum also erlaubst Du, daß ein elender, ein verworfener Heuchler uns, und zumal dieses arme Kind in solches Verderben stürze?

„O, wenn ich bedenke, daß ohne den frechen Diebstahl dieses Notars ich nicht nur keine Furcht vor der Zukunft haben müßte, sondern noch jetzt glücklich und harmlos auf meinem bescheidenen Besitzthum leben könnte, wie soll da nicht Zweifel und Kleingläubigkeit mich überkommen — ohne jenen Betrug wären wir zu dieser Stunde noch in unserem Hause unbekümmert für die Zukunft, nur betrübt

über den Tod meines armen Bruders; in zwei oder drei Jahren würde ich Clara zu verheirathen versucht und gewiß auch einen Mann gefunden haben, der ihrer würdig gewesen wäre, ihrer, die so herzensgut, so schön, so reizend ist! Wer hätte sich nicht glücklich geschätzt, sie zur Gattin zu erhalten? — Ich hätte mir nur eine kleine Rente gesichert, um bei ihr leben zu können, und hätte ihr Alles, Alles überlassen, was ich besaß, mindestens Einmalhunderttausend Thaler — denn ich hätte es möglich gemacht, einstweilen noch einige Ersparnisse zurückzulegen, und ein so reizendes liebliches Mädchen wie Clara, das eine Mitgift von Dreimalhunderttausend Franken besitzt ...".

Auf einmal aber kam sie durch einen schmerzlichen Contrast aus diesen lieblichen Illusionen in die Traurigkeit ihrer Lage zurück und rief in einer Art Delirium:

„Nein, nein! es ist mir unmöglich, nur aus dem einfachen Grunde, weil der Notar es will, geduldig meine Tochter dem bittersten Elende preisgegeben zu sehen, sie, die so vielen Anspruch auf Glück hätte . . .

„Wenn auch die Gesetze dieses Verbrechen ungestraft lassen, kann ich es doch nicht thun; denn endlich, wenn das Schicksal mich aufs Aeußerste treibt, wenn ich gar keine Mittel mehr finde, der furchtbaren Lage zu entrinnen, zu welcher dieser Elende mein Kind verdammt hat, weiß ich nicht mehr, was ich thun werde, denn ich wäre im Stande, diesen Menschen zu tödten; möchte man auch hernach mit mir thun, was man wollte, ich würde wenigstens alle Mütter für mich haben.

„Ja! aber mein Kind, mein armes Kind! müßte ich Sie nicht allein und verlassen wissen? das eben erschreckt mich und deshalb will ich nicht sterben, deshalb kann ich diesen Menschen nicht tödten. Was soll aus ihr werden? Sie ist erst sechszehn Jahre alt, jung und keusch, wie ein Engel, aber so schön! und das Elend, die Hülflosigkeit, der Hunger! welchen entsetzlichen Schwindel können alle diese Uebel bei ihrem Zusammenwirken nicht über ein Kind dieses Alters verhängen? — Und dann, in welchen Ab-

grund kann sie nicht stürzen? O! es ist entsetzlich, je tiefer ich die Bedeutung des Wortes Elend erschöpfe, desto entsetzlichere Dinge lerne ich kennen.

„Das Elend ist zwar fürchterlich für Jedermann, allein vielleicht noch weit fürchterlicher für diejenigen, die ihr ganzes Leben lang im Wohlstand gelebt haben. — Der größte Fehler, den ich mir nie vergeben kann, ist, daß ich gegenüber von so vielem drohenden Unglück eines frevlen Gefühles von Stolz nicht Meister werden kann. Ich muß am Ende noch mein Kind auch des letzten täglichen Brodes entbehren sehen, wenn ich mich nicht zum Betteln entschließen soll; — o wie feige! wie elend bin ich! . . . .“

Mit bitterem Trübsinn setzte sie nach einer Weile hinzu:

„Dieser Notar hat mich bis zum Betteln erniedrigt und darum muß ich mich jetzt in den Drang der Umstände ergeben; — jetzt handelt es sich nicht mehr um Bedenklichkeiten, um Zartgefühl; das war wohl sonst am Platze, jetzt muß ich für mich und meine Tochter die Hand ausstrecken, wenn ich keine Arbeit finde; ich werde mich wohl entschließen müssen, die Mildthätigkeit Anderer anzuflehen, da es dieser Notar so haben will.

„Gewiß gibt es auch hierin eine Geschicklichkeit, eine Kunst, eine Erfahrenheit, ich will sie lernen, denn es ist ein Handwerk wie ein Anderes,“ setzte sie mit wüthender Erbitterung hinzu; „scheint es mir doch, daß ich Alles habe, um Theilnahme zu finden, entsetzlich unverdientes Unglück, und eine Tochter von sechszehn Jahren, einen Engel! — Ja, aber man muß auch wissen, man muß auch den Muth haben, diese Vortheile geltend zu machen, und das werde ich lernen müssen.

„Worüber soll ich mich denn am Ende auch beklagen?“ rief sie mit unheimlich gellendem Gelächter. „Reichthum ist ein vergängliches, gewagtes Ding und der Notar hat wenigstens das Verdienst, mich einen Beruf gelehrt zu haben.“

Frau von Fermont verharrte einen Augenblick in tiefem Nachdenken, dann fuhr sie mit mehr Ruhe und Fassung fort:

„Oft schon habe ich mir nur eine Stelle als Dienerin eines Hauses gewünscht und das höchste Ziel, das ich jetzt erstreben will, wäre das der Frau, die im ersten Stockwerke wohnt; hätte ich diese Stelle, so würde ich vielleicht durch meinen Gehalt im Stande sein, Clara's Bedürfnissen zu genügen . . . könnte vielleicht durch die Unterstützung dieser Frau eine Beschäftigung für meine Tochter finden, sie müßte dann hier bleiben und wir würden uns nie trennen; — o welch ein Glück, wenn es sich so finden würde! — Nein! nein! es wäre zu viel! es wäre ja ein wahrer Traum — und müßte man nicht, bevor ich ihren Platz bezöge, diese Dienerin entfernen . . . und wäre nicht ihr Loos dann ebenso hülflos und entsetzlich als das Meinige? — Nun denn und warum zaudere ich? hat man mir Erbarmen erwiesen? Wer hat sich ein Gewissen daraus gemacht, mich und zumal meine Tochter zu berauben? — O, wer mir ein Mittel angäbe, mich bei dieser Frau im ersten Stocke einzuführen und ihre Dienerin zu verdrängen, ein solcher Platz wäre ja für mich das Ziel aller meiner Wünsche . . ."

Ein Paar derbe Schläge an die Thüre der Kammer unterbrachen Frau von Fermont in ihren düsteren Gedanken, daß sie plötzlich zusammenschauderte und Clara jählings erwachte.

„Mein Gott! Mama, was gibt es?" rief Clara und richtete sich schnell empor und schlang dann maschinenmäßig die Arme um den Nacken der Mutter, die eben so erschreckt sich an die Tochter anschmiegte und entsetzt nach der Thüre blickte.

„Was gibt es denn, Mama?" wiederholte Clara ängstlich.

„Ich weiß nicht, liebes Kind," erwiderte diese, „beruhige Dich, es ist nichts, man hat nur an die Thüre gepocht, es ist vielleicht die Antwort, die man uns vom Postamte bringt."

In diesem Augenblick ward die wurmstichige Thüre wieder aufs Neue durch die Wucht einiger kräftiger Faustschläge erschüttert.

„Wer ist draußen?“ fragte Frau von Fermont mit bebender Stimme.

„Heda! Nachbarinnen, seid Ihr denn taub?“ gab eine rauhe, gemeine, heisere Stimme zur Antwort, „holla! Nachbarinnen macht die Thüre auf.“

„Wer sind Sie? was wollen Sie, Herr? ich kenne Sie nicht,“ rief Frau von Fermont und gab sich Mühe, das Beben ihrer Stimme zu verhehlen.

„Ich bin's, Robin, Ihr Nachbar,“ erwiderte die Stimme draußen, „geben Sie mir Feuer, meine Pfeife anzuzünden, rasch die Thüre auf! sonst geht mir die Geduld aus.“

„Großer Gott! es ist der Mensch mit dem lahmen Bein, der stets betrunken ist,“ flüsterte Frau von Fermont ihrer Tochter zu.

„Holla! wollt Ihr mir Feuer geben oder ich trete die Thüre ein und schlage Alles zusammen, aufgemacht! zum Donner!“ rief Robin.

„Ich versichere Sie, Herr! ich habe kein Feuer,“ rief Clara's Mutter.

„So müßt Ihr wenigstens Zündhölzchen haben, die ja Jedermann besitzt; macht schnell auf, oder Ihr sollt sehen!“

„Gehen Sie Ihrer Wege, Herr!“

„Wollt Ihr nicht öffnen? eins — zwei — . . .“

„Ich bitte Sie, lassen Sie uns gehen, sonst rufe ich um Hülfe,“ rief Frau von Fermont.

„Eins, zwei, drei,“ brüllte der Betrunkene, — „gut, Ihr wollt nicht? dann trete ich die Thüre mit Gewalt ein und zertrümmere Alles, Hurra!“ und der Elende schleuderte einen so wüthenden Fußtritt gegen die Thüre, daß das Schloß zerbrach und die Thüre weit aufflog. Die beiden Frauen stießen einen Schrei des Entsetzens aus und Beide warfen sich dem Elenden gerade in dem Augenblick entgegen, als er eindringen wollte.

„Mein Herr! das ist ein unwürdiges Betragen,“ riefen Mutter und Tochter zugleich und drückten mit allen Kräften gegen die Thüre; „wenn Sie nicht aufhören, werde ich um Hülfe rufen.“

Der Anblick dieses Menschen mit seinem gemeinen, von Wein aufgedunsenen und von Sinnlichkeit glühenden Gesichte erregte bei der unglücklichen Frau eben so viel Schauder als Entsetzen.

„Was wollt Ihr,“ rief Robin, „geht man so mit seinem Nachbar um? hättet Ihr geöffnet, so brauchte ich die Thüre nicht einzustoßen!“ — dann fügte er mit der blödsinnigen Hartnäckigkeit von Trunkenheit und auf seinen beiden ungleichen Beinen taumelnd hinzu: „ich will, ich muß hinein, ich gehe nicht fort, bis ich meine Pfeife angezündet habe.“

„Ich habe weder Feuer noch Zündhölzchen,“ versetzte Frau von Fermont; „ich bitte Sie um's Himmelswillen, bester Herr! verlassen Sie uns.“

„Oho!“ rief der Trunkene, „so speist man mich nicht ab, Ihr sagt das nur, damit ich die Kleine nicht sehe, die schon im Bette liegt; gestern habt Ihr auch die Löcher in der Thüre verstopft, aber ich will die Kleine sehen, sie ist allerliebst — nehmt Euch in Acht, Weib! ich werde Euch das Gesicht zerfleischen, wenn Ihr mich nicht hinein laßt . . . ich sage Euch, daß ich die Kleine im Bette sehen und meine Pfeife anzünden will, eher bekommt Ihr mich nicht los; paßt auf, oder ich zerschlage Alles und Euch mit.“

„Zu Hülfe! mein Gott! zu Hülfe!“ schrie die Mutter, denn sie fühlte bereits, wie die Thüre unter dem muthigen Druck des Lahmen wich.

Durch ihr Schreien eingeschüchtert, stand der Mann von seinem Vorhaben ab, ballte die Faust gegen Frau von Fermont und rief:

„Warte, das sollst Du mir theuer bezahlen, alte Hexe! Heute Nacht komme ich wieder und kneble Dich, damit Du nicht schreien kannst! Hierauf stieg der dicke Lahme, wie ihn die Martial's auf ihrer Insel nannten, unter Schelten, Fluchen und Drohungen die Treppe wieder hinab. Frau von Fermont, die nun sah, daß das Schloß zerbrochen war, und noch immer fürchtete, der rohe

Kerl möchte wieder kommen, rückte einstweilen den Tisch vor die Thüre, um sie zu verrammeln.

Dieser entsetzliche Auftritt hatte die kranke Clara so angegriffen und erschüttert, daß sie von einem nervösen Krampfe ergriffen, fast bewußtlos auf ihr Lager zurückgesunken war.

Frau von Fermont vergaß darüber ihren eigenen Schreck, eilte auf ihre Tochter zu, schloß sie in ihre Arme, gab ihr ein wenig Wasser zu trinken, und vermochte erst nach langer Sorgfalt und mannigfachen Liebkosungen sie einigermaßen wieder zum Bewußtsein zurückzurufen.

„Beruhige Dich, gib Dich zufrieden, armes Kind! der abscheuliche Mensch ist gegangen," sprach sie nach einer Weile, als Clara sich wieder leidlich erholt hatte, und setzte dann mit einem Ausdruck von unaussprechlicher Entrüstung und Schmerzgefühl hinzu:

„O dieser Notar! der die erste und einzige Ursache all unsrer Pein ist!"

Clara blickte noch immer mit eben so viel Erstaunen als Furcht um sich.

„Beruhige Dich, mein Kind!" fuhr Frau von Fermont fort, indem sie ihre Tochter zärtlich an ihren Busen drückte; „dieser verworfene Mensch ist ja fortgegangen."

„Aber, mein Gott, Mutter! wenn er zurückkäme!" rief Clara vor Angst, „siehst Du wohl, Du hast um Hülfe gerufen und Niemand ist gekommen, — o! ich bitte Dich, laß uns das Haus verlassen, ich sterbe noch vor Angst."

„Wie Du zitterst, meine Tochter! Du hast das Fieber," flüsterte die Mutter besorgt.

„Nein, nein! es ist nichts, es ist nur der Schreck, es wird bald vorüber gehen," sagte das junge Mädchen, um die Mutter zu beruhigen; — „und wie geht es denn bei Dir, liebe Mutter? reiche mir Deine Hände . . . . mein Gott! wie sie glühen! wie heiß sie sind! siehst Du wohl, Du bist krank und willst es mir verbergen."

„Glaube das nicht, liebes Kind! mir ist wohler, als

je," versetzte die Mutter, „nur der Schreck, die Aufregung, die dieser Mensch mir verursacht hat, ist Schuld daran; ich schlief recht fest auf dem Stuhle da, und erwachte erst mit Dir . . ."

„Aber, liebe Mutter! Deine Augen sind ja ganz roth und entzündet," wandte Clara ein.

„Ei, das ist natürlich! der Schlaf in dieser Stellung auf dem Stuhle ist nicht so erquickend, das begreifst Du ja doch wohl?"

„O ja!" gab Clara zur Antwort, „Du bist also nicht krank?"

„Nein, nein! ich versichere Dich. Und Du, liebe Tochter?"

„Ich eben so wenig, ich zitterte vorhin nur aus Furcht, aber ich bitte Dich, Mama, laß uns dies Haus verlassen."

„Aber wohin sollen wir dann gehen?" fragte Frau von Fermont, „Du weißt, wie viele Mühe es uns kostete, nur diese Wohnung ausfindig zu machen, da wir leider keine Papiere haben; zudem haben wir ja auch einen halben Monat vorausbezahlt und könnten unser Geld nicht wieder zurückerhalten und doch bleibt uns so wenig, so blutwenig übrig, daß wir uns wo möglich einschränken müssen."

„Vielleicht antwortet Dir Herr von St. Remy auf Deinen Brief dieser Tage, Mama!"

„Ich darf kaum mehr hoffen," gab sie ihr zur Antwort, „es ist schon lange, daß ich ihm geschrieben habe."

„Dann hat er vielleicht Deinen Brief nicht empfangen," wandte Clara ein, „warum willst Du ihm nicht von Neuem schreiben, von hier nach Asnières ist es ja nicht so weit und wir könnten bald wieder Antwort haben."

„Armes Kind! weißt Du nicht, wie viel Geld das schon gekostet hat?" fragte die Mutter betrübt.

„Was wagen wir denn?" meinte Clara, „Du kennst ja seine Herzensgüte; trotz seines ungeschlachten Wesens, war er nicht einer der ältesten Freunde meines Vaters? ist er nicht auch Verwandter?"

„Aber er ist selbst arm," versetzte die Mutter, „seine Mittel sind ganz bescheiden, und vielleicht antwortet er uns nur nicht, um uns den Kummer einer abschlägigen Antwort zu ersparen!"

„Wenn er aber Deinen Brief gar nicht empfangen hätte, Mama?"

„Und wenn er ihn dennoch empfangen hat, liebes Kind? Von zwei Dingen ist eines wahr: entweder ist er in allzubedrängten Umständen, um uns zu Hülfe zu kommen, oder er fühlt kein Interesse mehr für uns; was sollen wir uns also noch einmal einer abschlägigen oder demüthigenden Antwort aussetzen."

„Ach nein! Mutter! fassen Sie Muth, es bleibt uns ja noch eine Hoffnung," sagte Clara, „vielleicht erhalten wir diesen Morgen eine günstigere Antwort."

„Von Herrn d'Orbigny?" fragte die Mutter.

„Ei freilich!" erwiderte die Tochter, „der Brief, welchen Du mir gestern vorgelesen hast, war so einfach, so rührend, legte ihm auf so schlichte, natürliche Weise unser Unglück an's Herz, daß er Mitleiden mit uns haben wird! — Wahrhaftig, mir sagt eine Ahnung, daß es Unrecht von uns sei, an ihm zu verzweifeln."

„Er hat aber so wenig Grund, sich theilnehmend gegen uns zu bezeugen," entgegnete die Mutter; — „er gehörte freilich früher einst zu den Bekannten Deines Vaters und ich hatte oft meinen armen Bruder des Herrn d'Orbigny als eines Mannes erwähnen hören, mit dem er in den intimsten Verhältnissen stand, bevor dieser Paris verließ, um sich mit seiner jungen Frau auf seine Güter in der Normandie zurückzuziehen . . ."

„Das eben läßt mich hoffen," sagte Clara, „er hat eine junge Frau, die sich gerne für uns interessiren wird. — Und zumal auf dem Lande kann man so leicht und so Vieles Gutes thun; zudem ist Herr d'Orbigny sehr reich und in seinem großen Hause ist stets eine Stelle offen oder doch zu gründen. — Ich setze den Fall, er würde Sie zu

seiner Haushälterin machen, wie leicht könnte er mich alsdann mit der Verwaltung des Weißzeugs und der Leinwand beauftragen."

„Das könnte er freilich," erwiderte die Mutter, „allein wir haben so wenig Ansprüche an seine Theilnahme."

„Wir sind ja so unglücklich," wandte Clara ein, „und das gilt immer als ein Grund der Fürsprache in den Augen edelmüthiger Menschen; — lassen Sie uns hoffen, daß auch Herr d'Orbigny und seine junge Frau zu diesen gehören. . . ."

„Im äußersten Falle," sagte Frau von Fermont, „wenn wir auch von ihm nichts zu erwarten hätten, würde ich noch meine falsche Schaam ablegen und an die Frau Herzogin von Lucenay schreiben."

„Das ist wohl die Dame, von der Herr von St. Remy uns so häufig erzählte und deren Edelmuth und Herzensgüte er unaufhörlich lobte, nicht wahr, Mutter?" sagte Clara.

„Ja, mein Kind, es ist eine Tochter des Fürsten von Noir-Monte," erwiderte Frau von Fermont, „er hat sie schon von Jugend auf gekannt und fast immer wie eine Tochter behandelt, denn er stand auf dem vertrautesten Fuße mit ihrem fürstlichen Vater. Frau von Lucenay muß zahlreiche Bekanntschaften haben und könnte leicht eine Stelle oder Beschäftigung für uns finden."

„Ohne Zweifel, Mama! sie könnte das, allein ich begreife Deine Schüchternheit," entgegnete Clara, „Du kennst sie gar nicht, während doch mein Vater und noch mehr mein Oheim, einigermaßen mit Herrn d'Orbigny bekannt waren."

„Wenn endlich im alleräußersten Falle Frau von Lucenay nichts für uns zu thun vermöchte," sagte die Mutter, „so würde ich noch zu einer letzten Hülfsquelle meine Zuflucht nehmen."

„Und zu wem denn, Mama?"

„Es ist nur eine schwache, vielleicht auch eine thörichte Hoffnung," versetzte diese, „allein warum sollte ich

sie nicht versuchen? — der Sohn des Herrn von St. Remy ist ja . . ."

„Wie, Herr von St. Remy hat einen Sohn?" unterbrach Clara erstaunt ihre Mutter; — „er sprach ja niemals von ihm und nie sahen wir ihn in Angers."

„Das geschah aus Gründen, die ich Dir nicht mittheilen kann," sagte Frau von Fermont; „Herr von St. Remy ist etwa schon vor fünfzehn Jahren von Paris weggezogen und hat seinen Sohn seither nicht wieder gesehen."

„Fünfzehn Jahre, ohne seinen Vater zu sehen, wie ist das möglich?" rief Clara, „mein Gott! wie können sich diese Beiden lieben!"

„Ei! so pflegt es manchmal zu gehen," versetzte die Mutter, „ich muß Dir noch obendrein sagen, daß der Sohn des Herrn von St. Remy großes Ansehen in der vornehmen Welt genießt und sehr reich ist."

„Wie, er ist reich? und sein Vater arm!?" rief Clara.

„Allerdings, das ganze Vermögen des jungen Herrn von St. Remy stammt von seiner Mutter her," sagte Frau von Fermont.

„Ei das thut nichts," meinte Clara, „wie mag er nur seinen Vater in solchen Umständen lassen?"

„Der alte Herr von St. Remy würde nichts von ihm angenommen haben," erwiderte Frau von Fermont.

„Und warum denn, Mama?"

„Das ist wiederum eine Frage, auf die ich Dir nicht antworten kann, liebes Kind! Ich hörte von meinem armen Bruder zuweilen, daß man die Freigebigkeit und den Edelmuth des jungen Mannes sehr rühme.

„Wenn er jung und freigebig ist, so hat er auch ein gutes Herz; erführe er nun, daß mein Gatte der intimste Freund seines Vaters war, so beweist er uns vielleicht so viel Theilnahme, daß er das Seinige dazu beiträgt, für uns Arbeit oder eine Stelle zu finden. — Er hat so zahlreiche und glänzende Bekanntschaften, daß ihm das eine Kleinigkeit sein wird . . . ."

„Und von ihm könnten wir vielleicht auch erfahren, ob Herr von St. Remy, der Vater, Angers verlassen hat, ehe Sie an ihn geschrieben haben, dadurch würde sich am besten sein Schweigen erklären.“

„Nein, mein Kind!“ versetzte die Mutter, „ich für meinen Theil glaube eher, daß Vater und Sohn sich seither ganz fremd geblieben sind. Indeß gilt es ja immer den Versuch. . . . .“

„Und Sie wagen ja diesen Versuch erst, wenn Herr d'Orbigny Ihnen abschlägig antwortet, und ich für meinen Theil kann Sie versichern, daß ich — ohne selbst zu wissen warum — die größte Hoffnung auf diesen Brief an Herrn d'Orbigny setze.“

Frau von Fermont schüttelte traurig den Kopf. „Wollte Gott! Du hättest Recht,“ sagte sie, „allein es sind schon mehrere Tage, seit ich an ihn schrieb und ihm unsere Lage auseinandersetzte, und noch haben wir keine Antwort von ihm erhalten. — Ein Brief, der vor vier Uhr Abends auf die Post gegeben wird, kommt schon am andern Morgen früh auf dem Landgute des Herrn d'Orbigny an, und nach meiner Berechnung könnten wir schon seit fünf Tagen Antwort erhalten haben.“

„Urtheile nicht zu rasch, Mama, vielleicht besinnt er sich erst, auf welche Art er uns nützlich sein kann, bevor er uns antwortet. Sieh, es erscheint mir so einfach; wenn er was für uns könnte, würde er uns umgehend geantwortet haben.“

„Wenn er aber nichts für uns thun wollte? mein Kind!“

„Wie Mama, ist das auch möglich, sollte er es verschmähen, uns zu antworten und uns lieber vier Tage, vielleicht acht Tage vergebens hoffen lassen? denn wenn man unglücklich ist, hofft man ja stets.“

„Ach! mein armes Kind! man trifft manchmal so viel Gleichgültigkeit gegen Uebel, die man nicht kennt.“

„Aber Dein Brief, Mama, er wird ihn doch gelesen haben?“

„Kann ihm mein Brief einen Begriff gemacht haben von der Unruhe, die wir empfinden, von den Entbehrungen und Leiden, denen wir jede Minute ausgesetzt sind? Kann ihm mein Brief unser elendes kümmerliches Leben, die Demüthigungen aller Art und besonders das armselige Leben schildern, das wir in diesem Hause führen? Kann er daraus nur den Schreck begreifen, den wir kaum vorhin empfunden haben? . . . . . Kann ihm mein Brief endlich die schreckliche hoffnungslose Zukunft schildern, die unserer harrt? — Aber laß' uns hievon abbrechen, ich sehe wie Du zitterst, Dich friert!"

„Nein, nein! Mama, gib nicht darauf Acht," bat Clara; „aber sage mir nur, ist es möglich, daß wir — selbst gesetzten Falls, daß uns Alles fehlte, daß das wenige Geld, das wir noch hier in diesem Koffer haben, aufgebraucht wäre — ist es möglich, daß wir in einer so reichen Stadt wie Paris, Beide vor Hunger und Elend sterben sollten, und das Alles nur, weil es uns an Arbeit fehlt und weil ein böser Mensch Dich um Dein Vermögen betrogen hat?"

„O schweige, liebes Kind!" bat die Mutter wehmüthig.

„Aber sprich, Mama! wäre denn das möglich!" fuhr Clara fort, „wie, Du bejahst? — aber sollte denn Gott, der Alles weiß und dem kein Ding unmöglich ist, uns eben so verlassen, da wir ihn doch niemals beleidigt haben? . . . . . "

„Ich bitte Dich, meine Tochter, hänge nicht solchen trüben Gedanken nach!" bat die Mutter mit Thränen in den Augen, „es ist mir lieber, wenn Du auch ohne Grund noch hoffst . . . . . Beruhige Dich lieber im Gegentheile durch Illusionen, denn ich bin leider nur allzusehr an Enttäuschung gewöhnt, um noch länger hoffen zu können."

„Ja, ja, laß uns hoffen, Mutter! es ist besser," sagte Clara; „der Neffe des Portiers bringt uns ohne Zweifel heute einen Brief von der Post zurück. — Sieh, da mußt Du schon wieder einen Ausgang bezahlen und zwar um

meinetwillen; wären wir gestern und heute nicht so schwach gewesen, so würden wir selbst auf die Post gegangen sein, allein Du wolltest ja nicht, daß ich allein zu Hause bliebe, wenn Du selbst ausgehst."

„Und darf ich Dich denn allein lassen, armes Kind!" rief die Mutter schmerzlich; „bedenke nur, wenn Du vorhin ganz allein hier gewesen wärest, als jener rohe wilde Mensch die Thüre einstieß . . . . "

„Mama! schweige davon, schon der Gedanke entsetzt mich."

In diesem Augenblick pochte man plötzlich wieder hart an der Thüre.

„Himmel! er ist's! er ist's!" rief Frau von Fermont voll Schreck und drückte aus allen Kräften den Tisch gegen die Thüre. Ihre Furcht verließ sie jedoch, als sie die Stimme des Gevatter Micou erkannte.

„Madame!" rief er, „da kommt mein Neffe eben von der Post zurück und bringt einen Brief; 's ist nur ein X und ein Z anstatt der Adresse darauf, er kommt weit her, denn er kostet nur allein 8 Sous Porto und die Bestellgebühr dazu macht gerade zwanzig Sous."

„Mama!" rief Clara, „siehst Du nun wohl, wir sind gerettet! — Der Brief kommt aus der Provinz von Herrn St. Remy oder Herrn d'Orbigny, beste Mutter. Du sollst nun nicht mehr leiden, sollst glücklich sein und keinen Kummer mehr um mich haben. — Gott ist gerecht! Gott ist gütig!" und ein Strahl von Hoffnung durchleuchtete ihr sanftes, reizendes Gesicht.

„O geben Sie schnell, mein Herr! ich danke Ihnen recht herzlich!" rief Frau von Fermont, indem sie den Tisch eiligst zur Seite rückte und die Thüre ein Wenig öffnete.

„Also 20 Sous, Madame!" sagte der Diebshehler, indem er den so sehnsüchtig erwarteten Brief Frau von Fermont zeigte.

„Gut, mein Herr! Sie sollen sie bekommen," versetzte diese.

„O es eilt gar nicht, Madame!“ sagte Gevatter Micou sich umwendend und reichte Frau von Fermont den Brief hin; „ich muß eben nach dem Dachboden hinauf gehen und komme etwa in zehn Minuten wieder herunter, dann kann ich ja im Vorbeigehen das Geld mitnehmen. — “

„Der Brief kommt aus der Normandie von Herrn d'Orbigny — das Postzeichen ist von Les Aubiers,“ rief Frau von Fermont, als sie die Adresse untersucht hatte. [1]

„Siehst Du, Mama, hatte ich nicht Recht, Mama? — Mein Gott, wie mein Herz pocht!“

„In diesem Briefe liegt nun unser Glück oder unser Elend,“ sagte die Mutter, den Brief emporhaltend; zweimal versuchte sie mit bebender Hand den Brief zu erbrechen, allein sie hatte nicht den Muth dazu.

Ist es möglich, die fürchterliche Angst zu schildern, welcher diejenigen anheim gegeben sind, die, wie Frau von Fermont, von einem Briefe Hoffnung oder Verzweiflung erwarten müssen!

Nur die glühende fieberische Aufregung des Spielers dessen letzte Goldstücke tollkühn auf eine einzige Karte gesetzt sind und der nun athemlos, mit entzündetem Auge von einem einzigen Wurf Heil und Verderben erwarten muß. Diese Aufregung, so fürchterlich sie ist, vermöchte doch kaum einen Begriff von der entsetzlichen Angst zu geben, welche jetzt Frau von Fermont durchglühte.

In einer einzigen Sekunde schwingt sich die Seele bis zur freudigsten, strahlendsten Hoffnung empor oder fällt in tödtliche Vernichtung herab, je nachdem sie Unterstützung oder Verschmähung zu finden hofft. Der Unglückliche erfährt wechselsweise die entgegengesetzten und heftigsten Auf-

1 Frau v. Fermont hatte diesen Brief noch in ihrer letzten Wohnung geschrieben, und weil sie ihre nächste Wohnung noch nicht anzugeben wußte, Hrn. d'Orbigny gebeten, ihr poste restante zu antworten; da sie aber keinen Paß besaß, um ihren Brief am Bureau zu erheben, hatte sie sich einer Adresse von solchen Anfangsbuchstaben bedient, die man nur zu bezeichnen braucht, um die betreffenden Briefe unter dieser Bezeichnung zu erheben.

regungen, einen unnennbaren Aufschwung von Glück und Dank gegen das edelmüthige Herz, das sich über sein unglückliches Loos erbarmt hat, und bittere und schmerzliche Empfindungen gegen die selbstsüchtige Gleichgültigkeit! —

Wie es sich von wahrhaft würdigen Unglücklichen handelt, so würden diejenigen, welche häufig zu geben geneigt sind, sogar noch häufiger geben, oder diejenigen, welche immer verweigern, sich sogar herbeilassen, freigebig zu sein, wenn sie nur wüßten und sehen könnten, welch unaussprechliches Glück oder grenzenloses Elend die Hoffnung auf eine wohlwollende Unterstützung oder die Furcht vor einer verächtlichen Weigerung und Versagung — also nur immer ihr Wille — in dem Herzen solcher armen unglücklichen Bittsteller erwecken kann!

„Wie schwach ich bin," sagte Frau von Fermont, indem sie sich zu ihrer Tochter auf's Bett setzte, und ihr den Brief zeigte, „siehst Du, arme Clara, hier ist unser Loos, ich brenne vor Begier es kennen zu lernen, und wage dennoch nicht den Brief zu öffnen. — Wenn es eine abschlägige Antwort wäre, ist es ja noch immer zu früh."

„Wie aber, wenn es eine Zusage von Hülfe wäre, Mama?" fragte Clara; — „wenn dies kleine Briefchen wirklich gütige und tröstliche Worte enthielte, die uns über die Zukunft beruhigen und uns eine bescheidene Stelle im Hause des Herrn d'Orbigny zusichern, ist da nicht jede Minute, die wir verlieren, auch ein Augenblick verlorenen Glückes?"

„Allerdings, mein Kind! allein, wenn im Gegentheile ....."

„Nein, nein, Mama! Du täuschest Dich ganz gewiß!" rief Clara, „sagte ich Dir nicht, daß Herr d'Orbigny nur so lange mit der Antwort gezögert habe, um uns irgend eine günstige Gewißheit geben zu können? — Laß mich den Brief sehen, liebe Mutter, ich bin überzeugt, daß ich schon an der Handschrift errathe, ob dieser Brief gute oder schlimme Nachrichten enthält. — Sieh, nun weiß ich es gewiß," setzte das Mädchen hinzu, indem sie auf den Brief

blickte, „man darf ja nur diese schöne, einfache und feste Handschrift sehen, um zu errathen, daß sie von einer edelmüthigen, gütigen Hand kommt, die gewöhnt ist, allen Leidenden und Unglücklichen unter die Arme zu greifen . . .“

„Ich bitte Dich, Clara, hege keine thörichten Hoffnungen, sonst wage ich noch weniger den Brief zu öffnen,“ entgegnete die Mutter.

„Mein Gott! bestes Mütterchen! auch ohne den Brief zu eröffnen, kann ich Dir sagen, was er etwa enthält, gieb Acht! er wird etwa so lauten:

„Madame! Ihr Schicksal und das Ihrer Tochter verdient so viel Theilnahme, daß ich Sie bitte, so schnell wie möglich sich hieher auf mein Gut zu begeben, falls Sie sich der Führung meines Hauswesens zu unterziehen geneigt wären. . . .“

„Ich bitte Dich nochmals, beste Tochter, höre auf mit diesen entsetzlichen Hoffnungen, das Erwachen daraus wäre entsetzlich, — komm,“ fuhr sie fort und nahm den Brief aus den Händen ihrer Tochter, „laß uns nun muthig das Siegel erbrechen.“

„Ja, Mütterchen, Muth magst Du wohl brauchen,“ rief Clara lächelnd, denn mit dem ihrem Alter so eigenthümlichen Leichtsinn vermochte sie noch immer nicht an eine abschlägige Antwort zu glauben; — „ich brauche keinen Muth, denn ich weiß gewiß, daß mich meine Ahnung nicht täuscht, — gieb ihn mir, soll ich ihn nicht lieber öffnen und lesen? . . . .“

„Nein, das thue ich lieber selbst,“ erwiderte die Mutter und erbrach mit peinlicher Beklemmung das Siegel.

Ihre Tochter, die trotz ihres anscheinenden Vertrauens doch in nicht minderer Spannung sich befand, wagte kaum zu athmen.

„Lies ihn laut, Mama,“ bat sie, „der Brief ist nicht groß.“

„Er kommt von der Gräfin d'Orbigny,“ sagte Frau von Fermont auf die Unterschrift blickend.

„Um so besser, das ist ein gutes Zeichen,“ sagte Clara,

„siehst Du, Mama, diese junge Dame hat Dir selbst antworten wollen.“

„Wir werden ja sehen,“ sagte Frau von Fermont, und hub mit bebender Stimme zu lesen an:

„Madame!

„Der Herr Graf d'Orbigny, der schon seit einiger „Zeit sehr unpäßlich ist, hat während meiner Abwesenheit „Ihren Brief nicht zu beantworten vermocht.“

„Siehst Du, Mama! Hatte ich nicht Recht, er ist nicht Schuld daran,“ rief Clara.

„Höre nur weiter,“ entgegnete die Mutter und fuhr fort:

„Ich kam erst heute früh von Paris zurück und beeile „mich alsbald Ihnen zu schreiben, Madame, nachdem ich „Ihren Brief meinem Gemahl mitgetheilt habe. Er erin„nert sich nur undeutlich der Beziehungen und Freund„schaftsverhältnisse, die laut Ihrer Angabe zwischen Ihrem „Herrn Bruder und ihm bestanden haben sollen. Was „aber den Namen Ihres Herrn Gemahls anbetrifft, so ist „er zwar meinem Gatten nicht unbekannt, allein er erin„nert sich nicht mehr genau, unter welchen Umständen und „Verhältnissen er denselben je hat nennen hören. Die an„gebliche heimtückische Beraubung, deren Sie so leichtsinnig „Herrn Jakob Ferrand anklagen, den wir zu unserem Notar „zu haben uns glücklich schätzen, ist in den Augen des „Herrn d'Orbigny eine grausame Verläumdung, deren Be„deutung Sie in Ihrem gereizten Zustande vermuthlich gar „nicht erwogen haben. Mein Gemahl kennt und bewun„dert, gleich mir, sowohl die ausnehmende über allen Zwei„fel erhabene Rechtschaffenheit, als auch den Charakter des „ehrenwerthen, gottesfürchtigen Mannes, den Sie so blind„lings angreifen und verdächtigen. Ich muß Ihnen also „sagen, daß Herr d'Orbigny, obwohl er freilich an der „entsetzlichen Lage, in der Sie sich zu befinden vorgeben „und deren eigentliche Ursache zu ergründen er sich nicht „berufen fühlt, dennoch nicht im Stande ist, Ihnen zu „helfen.

„Empfangen Sie, Madame, neben dem Ausdruck des „innigsten Bedauerns von Seiten des Grafen d'Orbigny, „die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung."

„Gräfin d'Orbigny."

Mutter und Tochter betrachteten sich voll peinlicher Betroffenheit und vermochten kein Wort zu äußern.

Da klopfte auf einmal Gevatter Micou und rief:

„Darf ich hinein kommen, Madame! um meine zwanzig Sous für das Briefporto und die Bestellung zu holen?"

„Ei freilich!" rief Frau von Fermont mit bitterer Selbstironie, „eine so günstige Nachricht ist schon werth, daß wir den Unterhalt von zwei Tagen dafür opfern."

Sie trat alsdann auf den alten Koffer ohne Schloß zu und öffnete ihn, bebte aber im höchsten Grad erschrocken zurück und rief voll Entsetzen:

„Um Gotteswillen! wir sind bestohlen, wir haben nichts! gar nichts mehr!" Ganz vernichtet sank sie auf dem Koffer zusammen.

„Was sagst Du, Mama!" rief Clara erbebend, „der Sack mit dem Gelde wäre fort?!"

Frau von Fermont sprang plötzlich empor und eilte zum Zimmer hinaus auf den Treppenabsatz, wo Gevatter Micou, der Diebshehler wartete.

„Mein Herr!" wandte sie sich mit funkelnden Augen und glühenden Wangen, welche Zorn und Entrüstung geröthet hatten, an ihn, „ich hatte ein kleines Säckchen mit Geld in diesem Koffer, das man uns jetzt schändlicherweise gestohlen hat, und zwar wahrscheinlich vorgestern, als ich mit meiner Tochter auf eine Stunde ausgegangen war. Sie müssen mir das Geld wieder herbeischaffen, hören Sie? . . . Sie sind verantwortlich dafür."

„Man hätte Sie bestohlen? — das ist nicht wahr! mein Haus ist ein ehrliches Haus," rief der Diebshehler grob und unverschämt; „Sie wollen mir nur etwas aufbinden, um mir mein Briefporto und meine Bestellgebühr nicht zu bezahlen."

„Nein, mein Herr! ich versichere Sie, es ist so,"

sagte Frau von Fermont, „man hat mir dieses Geld, mein Ein und Alles, was ich noch auf Erden besaß, gestohlen; glauben Sie es, es muß wieder herbeigeschafft werden, oder ich beklage mich bei den Gerichten, und ich werde nichts unversucht lassen, ich werde Alles aufbieten, es wieder zu erlangen, das dürfen Sie mir glauben . . ."

„Ei so gehen Sie doch und verklagen Sie mich, Sie hergelaufenes Weibsbild Sie, die Sie nicht einmal einen Paß haben!" rief der Trödler, „gehen Sie gleich hin und verklagen Sie mich, ich trotze Ihnen."

Die unglückliche Frau war wie angedonnert. Sie konnte nicht fortgehen und ihre kranke, bettlägerige Tochter allein lassen, nachdem sie diesen Morgen den Schreck mit dem garstigen, lahmen Kerl gehabt und dieser gedroht hatte, Nachts wieder zu kommen, zumal jetzt, wo sie durch ihre Drohungen gegen den Hausbesitzer, auch noch diesen sich zum Feinde gemacht zu haben fürchten mußte.

„Das sind leere Ausflüchte," sagte Gevatter Micou, „Sie sehen mir gar nicht aus, als ob Sie das Geld sackweise hätten; nicht wahr, Sie wollen mir nur mein Briefporto nicht bezahlen? Je nun meinetwegen, — wenn Sie aber an meiner Thüre vorbeigehen, reiße ich Ihnen Ihr schwarzes Halstuch dort vom Leibe, 's ist zwar schlecht genug, aber zwanzig Bajock ist es doch werth."

„Ach! bester Herr! haben Sie Erbarmen mit uns, schonen Sie uns!" rief Frau von Fermont schluchzend, „die kleine Summe war Alles, was wir besaßen; ist sie gestohlen, so bleibt mir und meiner Tochter nichts mehr übrig, gar nichts, verstehen Sie wohl? — Gar nichts, als der Hungertod."

„Was kann denn ich dafür!" rief Gevatter Micou, „gesetzt auch, es wäre wahr, daß man Sie bestohlen hat und zwar um Geld, was ich aber nur halb glaube, so mag der Teufel Ihr Geld wieder finden, denn es ist gewiß schon längst verbraucht."

„Mein Gott! mein Gott!" rief die unglückliche Frau voll Verzweiflung.

Gevatter Micou aber fuhr mit rohem Lachen fort: „Der Spitzbub, der Ihnen den Streich gespielt hat, wird wahrscheinlich nicht so dumm gewesen sein, Ihr Geld zu zeichnen und hier zu behalten, um sich packen zu lassen, wenn er je aus meinem Hause war, was ich aber nicht glaube; denn es ist ja hier im Hause, wie ich heute früh schon zu dem Oncle der Dame im ersten Stocke sagte, gerade wie in einem Dörfchen. Wenn man Sie bestohlen hat, ist's freilich ein Unglück; aber Sie mögen tausend Klagen bei Gericht vorbringen, ohne dadurch auch nur wieder zu einem Centimen zu kommen. — Ich versichere Sie und Sie düifen mir's glauben, es hilft Ihnen Alles nichts mehr. . . Ei was ist denn Ihnen," rief der Diebshehler plötzlich, als er Frau von Fermont wanken sah — „Was haben Sie denn? . . Sie werden ja ganz bleich! Blitz! nehmen Sie sich in Acht, Mamsell, Ihrer Mutter ist's sehr übel."

Der Diebshehler sprang eben noch zeitig genug hinzu, um die unglückliche Mutter aufzufangen, die von diesem letzten Streiche getroffen, sich einer Ohnmacht nahe fühlte. Das gewaltsame Aufbieten und Heucheln von Kraft, womit sie sich seither so lange aufrecht erhalten hatte, wich unter dem Einflusse dieses letzten neuen Auftritts.

„Lieber Gott! Mutter, was ist Dir?" rief Clara und richtete sich im Bette empor.

Der Diebshehler, der trotz seiner fünfzig Jahre, noch ein sehr kräftiger Mann war, fühlte sich von Erbarmen ergriffen, nahm Frau von Fermont auf beide Arme, stieß mit dem Knie die Thüre auf und trug die Ohnmächtige herein, mit den Worten:

„Vergeben Sie mir, Mamsell, daß ich in's Zimmer trete, während Sie noch im Bette liegen," sagte der Trödler, „allein ich muß doch Ihre Frau Mutter hereinbringen, die plötzlich ohnmächtig geworden ist . . . . hoffentlich wird es aber nicht lange dauern."

Als Clara diesen Menschen hereintreten sah, stieß sie

einen Schreckensschrei aus und steckte sich, so gut sie konnte, unter die Decke.

Der Trödler setzte Frau von Fermont auf den Stuhl neben das Feldbett, ging hinaus und ließ die Thüre halb offen stehen, weil der dicke Lahme das Schloß zerbrochen hatte.

* * *

Eine Stunde nach dieser heftigen Erschütterung brach die gefährliche Krankheit, die schon seit langer Zeit den ganzen Organismus der armen Frau von Fermont unterwühlt hatte, auf einmal aus.

Von einem heftigen Fieber durchglüht, einem schrecklichen Delirium preisgegeben, lag die Unglückliche im Bette neben ihrer entsetzten, halb bewußtlosen Tochter, die nun fast eben so krank wie die Mutter, ohne Stütze, ohne Geld und Nahrungsquellen allein dastand und jeden Augenblick die Rückkehr des Banditen fürchten mußte, der in demselben Stockwerke mit ihr wohnte.

V.

Das Hotel in der Rue du Chaillot.

Wir wollen um einige Stunden Herrn Badinaut voraneilen, der sich von der Passage de la Brasserie nach der Rue du Chaillot begab, um den Vicomte de St. Remy in dessen eigenen Angelegenheiten zu sprechen.

Der Letztere bewohnte, wie gesagt, in jener Straße ganz allein ein niedliches kleines Häuschen, das zwischen Hof und Garten erbaut, in jenem zwar einsamen, allein den elysäischen Feldern, dem Hauptspaziergange der Pariser nahe gelegenen Stadtviertel, den angenehmsten und ruhigsten Wohnsitz bot.

Wir haben nicht erst nöthig, die Vortheile aufzuzählen, die Herr von St. Remy, der hauptsächlich darauf angewiesen schien, sein Glück sich selbst zu schaffen, aus der Lage einer so weislich gewählten Wohnung zog; wir wollen einstweilen nur anführen, daß z. B. eine Frau ganz unbemerkt zu ihm kommen konnte, da sich ein kleines Pförtchen des großen Gartens auf ein ganz ödes Gäßchen öffnete, das die Rue Marboeuf mit der Rue du Chaillot verband.

Außerdem befand sich durch einen ganz günstigen Zufall in demselben versteckten Gäßchen der Ausgang eines der ersten Etablissements für Gartenbau, was den geheimnißvollen Besucherinnen des Herrn von St. Remy bei einem möglichen Falle der Ueberraschung oder Begegnung eine eben so stichhaltende als idyllische Ausflucht für den Besuch einer so abgelegenen Gasse bot.

Konnten sie ja doch vorgeben, seltene Blumen bei einem der berühmtesten Gärtner kaufen zu wollen, der wegen der Schönheit seiner Treibhäuser einen fast europäischen Ruf genoß.

Dieser Vorwand wäre bei den hübschen Besucherinnen übrigens nur eine halbe Lüge gewesen, denn der Vicomte, der in allen Dingen, die einen verschwenderischen Luxus zum Zwecke hatten, den ausgezeichnetsten Geschmack besaß, hatte ebenfalls ein niedliches Treibhaus, das zum größten Theile längs jenes Gäßchens hinlief, von welchem wir oben gesprochen haben; das kleine, heimliche Pförtchen führte in diesen allerliebsten Wintergarten, der mit einem Boudoir (man verzeihe uns diesen veralteten Ausdruck), dem Erdgeschoß des Hauses in Verbindung stand.

Man dürfte also ohne eine Metapher sagen, daß eine Frau, die jene gefährliche Schwelle überschritt, um zu Herrn von St. Remy zu kommen, auf einem blumenbestreuten Pfade ihrem Verderben entgegen ging, denn der elegante Zugang war, zumal im Winter, mit den prangendsten und süßduftendsten Blumensträuchern besetzt.

Frau von Lucenay, eifersüchtig wie jedes leidenschaft-

liche Weib, besaß einen Schlüssel zu jenem kleinen Pförtchen. —

Wenn wir etwas länger bei dem Hauptcharakter dieser eigenthümlichen Wohnung verweilen, so geschieht es nur, weil sie so zu sagen zum Schauplatze im Hintergrunde für eines jener sich tief entwürdigenden Subjekte diente, die glücklicherweise von Tag zu Tag seltener werden und die man am besten als einen der bizarrsten Auswüchse unserer jetzigen gesellschaftlichen Zustände bezeichnen kann; — wir sprechen nämlich von dem Leben und Dasein jener Männer, die für die Frauen dasjenige sind, was die Courtisanen für die Männer, und die wir in Ermanglung eines bezeichnenderen Ausdrucks, männliche Courtisanen nennen möchten, wenn man das sagen könnte.

Das Innere von Herrn von St. Remy's Behausung bot in dieser Beziehung einen höchst eigenthümlichen Anblick dar, oder war vielmehr in zwei wesentlich verschiedene Zonen eingetheilt:

In's Erdgeschoß, wo er die Frauen empfing;

Und in den oberen Stock, wo er seine Gefährten beim Spiele, bei der Tafel, bei der Jagd, kurz um Dinge versammelte, denen man insgemein den Namen von Freunden beilegt.

Im Erdgeschosse befand sich daher ein Schlafgemach, das aus lauter Gold, Spiegeln, Blumen, Atlas und Spitzen zusammengesetzt erschien, ein kleiner Salon, worin sich eine Harfe und Piano befanden, denn Herr von St. Remy war ein ausgezeichneter Musikkenner und Musikfreund; ein kleines Kabinett mit Gemälden und Curiositäten, das Boudoir, das mit dem Gewächshaus in Verbindung stand; ein Speisesaal für zwei Personen, wo durch eine Maschinerie aufgetragen und abgedeckt werden konnte; ein Badgemach von wahrhaft orientalischem Luxus und Raffinement und hart daneben eine kleine Bibliothek, die zum Theil nach dem Catalog jener ausgewählt worden, die der berühmte La Mettrie für den großen Friedrich gesammelt hatte.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß alle diese Gemächer mit dem gediegensten Luxus und vollendetsten Geschmack, mit einer wahrhaft sardanapalischen Pracht meublirt waren und als Verzierung die schönsten Wanddecken und Staffeleibilder im lüsternen Style eines Watteau und Boucher, kleine Statuetten und Gruppen in Buiscuit und Terra Cotta von Clodion, und auf den geschmackvollen Sockeln von Jaspis und antiker Breccie, einige kostbare Copien von den schönsten Gruppen des Museo Borbonico in weißem Marmor aufwiesen.

Man denke sich noch dazu, im Sommer als Hintergrund, Aussicht und Perspektive den grünen Grund eines dicht beholzten, einsamen, von Blumenbeeten durchzogenen Gartens, den Singvögel aller Art belebten und ein kleines Bächlein fließenden Wassers durchrieselte, das, ehe es sich über den frischen Rasen verbreitete, über einen hohen, schwarzen, zerrissenen Felsen herabstürzte, wie ein feiner Silberfaden eine Weile in der Luft glänzte und dann wie eine breite Klinge aus allen Regenbogenfarben in ein krystallklares Becken begrub, wo etliche schneeweiße Schwäne ihre graziösen anmuthigen Spiele trieben.

Und wenn dann die Nacht lau und sanft herabsank, welches angenehme Zwielicht, welcher süße Wohlgeruch! welches Schweigen in den duftenden Bosqueten, deren dichter Blätterschmuck den aus Binsen, Rohr und indianischen Matten gefertigten ländlichen Sopha's als Prachthimmel diente.

Im Winter dagegen, wo im Gewächshause ein lebendiger Garten duftend blühte, war dort, mit Ausnahme der Glasthüre, die zum Boudoir führte, Alles dicht geschlossen und die durchsichtige Seite der Vorhänge, das spitzige Netz der Gardinen schmälerte noch mehr das wollüstige Dämmerlicht des Tages, und die mächtigen Massen fremdländischer Vegetabilien erschienen neben den prächtigen Meublen wie eben so viele von Gold und Email glänzende Verzierungen! . . .

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

In diesen stillen, traulichen Schmollwinkelchen voll süßduftender Blumen und wollüstiger Gemälde athmete man eine Art liebestrunkener, berauschender Atmosphäre ein, die Herz und Sinne zur glühendsten Sehnsucht, zum heißesten Verlangen aufregte . . .

Um nun die Honneurs dieses Tempels zu machen, der zu Ehren eines antiken Amor oder irgend einer der nackten Schönheiten Griechenlands erbaut schien, denke man sich einen jungen schönen Mann voll Eleganz, Geist und Geschmack, der abwechselnd witzig oder zärtlich, Romanheld oder Libertin sein konnte, der bald feiner Spötter und bis zur Thorheit ausgelassen, und dann wieder voll Anmuth und bezaubernder Grazie, — ein ausgezeichneter Musiker und mit einer jener seelenvollen, schmelzenden und im tiefsten Innern wiederklingenden Stimmen begabt war, die keine Frau hören kann, ohne davon aufs tiefste ergriffen und angeregt zu werden, ohne gleichsam einen physischen Eindruck davon zu empfinden; — man denke sich einen Mann, der eben so liebenswürdig, als stets verliebt war, und man hat das getreue Ebenbild des Vicomte.

In Athen wäre er seiner Zeit wahrscheinlich bewundert, gepriesen und gleich Alcibiades vergöttert worden; in unseren Tagen war der Vicomte nur ein niederträchtiger Fälscher, ein elender Spitzbube. — —

Das obere Stockwerk in Herrn von St. Remy's Hause hatte dagegen einen ganz männlichen, mit dem des Erdgeschosses im offenbarsten Contraste stehenden Charakter.

Hier empfing er seine zahlreichen Freunde, die zur besten Gesellschaft der Hauptstadt gehörten.

Hier sah man nichts Weibisches, nichts Kokettes; — ein schlichtes, strenges Meublement, statt der Verzierung schöne Waffen, Bilder der verschiedenen Rennpferde, die dem Vicomte einen guten Theil jener prächtigen Gold- und Silbervasen gewonnen hatten, die auf den verschiedenen Meublen umherstanden; ein Rauchdivan stieß an einen luftigen, hübschen Speisesaal, wo acht Personen (die höchste Zahl von Gästen, wenn es sich um ein Diner, das ein in

der wahren Kunst der Gastronomie erfahrener Kenner gibt, handelt) mehr als einmal das meisterhafte Geschick des Koches und die nicht minder vorzügliche Beschaffenheit des Weinkellers des Vicomte's kennen zu lernen und zu schätzen vermocht hatten, ehe sie gegen ihn irgend eine gewagte Whistparthie im Betrag von 5 bis 600 Louis hielten oder die klappernden Becher bei einem ebenso hohen Würfelspiele ertönen ließen.

Nachdem wir nun dem Leser diese beiden wesentlich verschiedenen Abtheilungen der Wohnung des Herrn von St. Remy genugsam beschrieben haben, bitten wir ihn, uns nun auch in die niederen Regionen seines Hauswesens folgen, mit uns in den Hof der Stallungen treten und die Treppe hinansteigen zu wollen, die zu der sehr comfortablen Wohnung von Master Eduard Patterson, dem Chef und Vorstande der Stallungen des Herrn von St. Remy, führte.

Dieser berühmte Coachman (Kutscher) hatte Monsieur Boyer, den vertrauten Kammerdiener des Vicomte zum Frühstücke gebeten; eine recht hübsche Dienerin zog sich eben zurück, nachdem sie die silberne Theekanne hereingebracht hatte und unsere beiden Personen blieben nun allein. Eduard war eben vierzig Jahre alt; nie mochte wohl ein geschickterer, schönerer und dickerer Kutscher den prächtig behangenen Bock seines Wagens unter dem Gewicht einer imposanten Figur ächzend beschwert haben, nie umfaßte die weiß gepuderte Perücke ein geröthheteres Gesicht und nie vereinigte ein Kutscher auf elegantere Weise in seiner linken Hand die vierfachen Zügel eines Four-in-Hand (Viergespanns), als dieser rühmlichst genannte Mr. Patterson. Er war ein eben so geübter Pferdekenner als Tatterson in London, verstand sich auf die Zucht und Dressur der Rennpferde nicht minder gut, als seiner Zeit der alte und berühmte Chiffner, und so hatte, was wirklich selten zu geschehen pflegt, der Vicomte in Eduard einen ebenso ausgezeichneten Kutscher, als den fähigsten Mann gefunden, der die Zucht und das Trainiren einiger Renn-

pferde leiten konnte, die der Vicomte nur um der Wetten willen hielt.

Wenn Eduard nicht seine prächtige braune, silbergestickte Livrée auf der wappengestickten Schabracke seines Kutschbockes entfaltete, glich er aufs Haar einem ehrbaren, wohlhabenden englischen Pächter, und unter dieser Gestalt wollen wir ihn auch dem Leser vorstellen, wenn wir gleichwohl hinzufügen müssen, daß man unter diesem gutmüthigen, dicken und gesund gerötheten Gesichte kaum die unerbittliche teuflische Schlauheit eines Roßtäuschers geahnt haben würde.

Mr. Boyer, sein Gast für heute, der vertraute Kammerdiener des Vicomte, war ein schlanker, hochgewachsener Mann, mit grauen, flach anliegenden Haaren, kahler Stirn, einem feinen, listigen Auge, und einem kalten, verschlossenen und wortkargen Ausdruck in dem sonst nicht unangenehmen Gesicht; er wußte sich in sehr gewählter Rede auszudrücken, hatte leichte, höfliche Manieren, ziemlich viel Gewandtheit, etwas weniger wissenschaftliche Bildung, gehörte nach seiner politischen Meinung zu den Conservativen und spielte in einem Quartett von Dilettanten seinen Theil als erster Violinist so ziemlich mit Ehren; von Zeit zu Zeit nahm er mit dem besten Anstande von der Welt eine Prise aus einer eleganten, goldenen und mit Perlen verzierten Dose, worauf er dann gewöhnlich nachlässig mit dem Rücken der Hand, auf die er nicht mindere Sorgfalt verwandte als sein Herr, die Falten des Bruststreifens seines Hemdes von der feinsten holländischen Leinwand abzuschütteln pflegte. —

„Wissen Sie, bester Eduard," hub Boyer an, „daß Ihre hübsche, kleine Betty, eine recht erträgliche bürgerliche Kost zu bereiten versteht?"

„Meiner Treu, ja, es ist ein brauchbares Mädchen," erwiderte Eduard, der ziemlich geläufig französisch sprach, „und ich habe mir auch bereits vorgenommen, ihr die Führung meines Hauswesens zu übertragen, wenn ich mich einmal entschließe, ein solches zu gründen. Im Vertrauen gesagt mein lieber Boyer, habe ich Sie eben aus diesem Anlasse

zu mir gebeten, und wir wollen nun, da wir jetzt allein sind, ein wenig von Geschäften reden, worauf Sie sich ja, ohne Schmeichelei, so ausgezeichnet gut verstehen."

„O ja," versetzte dieser, indem er bescheiden eine Prise nahm, „ich darf das wohl ohne Ruhmredigkeit von mir selbst sagen, das lernt sich auch ganz natürlich, wenn man nur fremdes Interesse zu verwalten hat . . ."

„Ich möchte Sie um einen sehr wichtigen Rath bitten, mein lieber Boyer," sagte Eduard.

„Und der wäre? Sie wissen, daß ich ganz zu Ihren Diensten stehe."

„Sie wissen ja, bester Freund!" hub Eduard an, „daß ich neben dem Vertrag wegen der Rennpferde noch einen Accord mit dem Vicomte de St. Remy geschlossen habe, wonach mir der vollständige Unterhalt seines Leibstalles mit Menschen und Vieh, d. h. acht Pferden mit fünf oder sechs Grooms und Boys, gegen eine jährliche Abfindungssumme von 24,000 Franken, meinen eigenen Gehalt mit inbegriffen, übertragen wurde."

„Das war ein recht vernünftiger Vertrag," wandte Mr. Boyer ein.

„Vier Jahre lang," fuhr der Kutscher fort, „hat mich der Herr Vicomte pünktlich bezahlt, da ließ er mich etwa um die Mitte des vorigen Jahres zu sich kommen und hub an: Eduard, ich schulde Ihnen etwa 24,000 Franken, wie hoch schätzen Sie zum niedersten Anschlagspreise den Werth meiner Pferde und Wagen? — Herr Vicomte, gab ich zur Antwort: die acht Pferde können, eines ins andere gerechnet, nicht unter 3000 Franken pro Kopf verkauft werden und das ist noch halb geschenkt."

„Das ist auch in der That wahr, lieber Boyer, denn die beiden Pferde, die zum Phaeton gehören, sind mit 500 Guineen bezahlt worden, das macht also ungefähr 24,000 Franken für die Pferde. Was aber die Wagen anbelangt, so sind es deren vier, die wir zusammen zu 12,000 Franken anschlagen wollen; rechnen wir diese 12,000 Franken zu jenen 24,000 für die Pferde, so kom-

men im Ganzen 36,000 Franken heraus! — Wohlan denn, entgegnete mir der Vicomte, kaufen Sie mir Alles zusammen um diesen Preis ab, unter der Bedingung jedoch, daß Sie für die 12,000 Franken, die Sie nach Abzug Ihres Guthabens dann noch schulden, mir Pferde, Dienerschaft und Wagen noch sechs Monate lang unterhalten und zu meiner Verfügung lassen . . ."

„Und Sie sind doch klugerweise gleich auf den Handel eingegangen, Mr. Eduard?" fragte der Kammerdiener, „das war ja ein brillantes Geschäft!"

„Ei natürlich," erwiderte der Kutscher, „in vierzehn Tagen sind jene sechs Monate abgelaufen und ich trete in den unumschränkten Besitz der Pferde und Equipagen."

„Das versteht sich ja von selbst," sagte Boyer, „der ganze Handel wurde ja von Herrn Badinaut, von dem Bevollmächtigten und Geschäftsrathe des Herrn Vicomte urkundlich vollzogen; wozu brauchen Sie also meinen Rath?"

„Lassen Sie mich nur weiter reden," fuhr Eduard fort, „was soll ich nun thun? soll ich die Pferde und Wagen verkaufen, weil der Herr Vicomte abreist? denn ich habe alle Aussicht, einen guten Handel zu machen, da unser Herr für den ersten Kenner und Liebhaber in Paris bekannt ist; oder soll ich mich als Pferdehändler etabliren? wozu mir der Leibstall einen hübschen Grundstock geben würde . . . wozu rathen Sie mir?"

„Ich?" erwiderte Boyer, „ich kann Ihnen nur rathen, meinem Beispiele zu folgen."

„In wie fern denn?" fragte der Kutscher.

„Ich befinde mich in der gleichen Lage, wie Sie," erwiderte der Kammerdiener, „der Herr Vicomte verabscheut nichts mehr als Kleinigkeiten und Details; als ich zu ihm in den Dienst trat, hatte ich durch Sparsamkeit und Erbschaft mir ungefähr 60,000 Franken zurückgelegt; ich habe mich der Verwaltung und dem Unterhalt des Hauswesens unterzogen, wie Sie sich dem des Leibstalls, und der Vicomte hat mir jedes Jahr meine Rechnung ohne eine weitere Prüfung bezahlt, fast um dieselbe Zeit wie Sie, hatte

ich an ihn eine Forderung für etwa 20,000 Franken, während die Rechnungen der Lieferanten u. s. w. etwa 60,000 betrugen; damals machte mir der Vicomte den gleichen Vorschlag, wie Ihnen, er trug mir nämlich an: mir das ganze Mobiliar des Hauses, das prächtige, reiche Silbergeschirr und die schönen Gemälde mit inbegriffen, an Zahlungsstatt zu überlassen. Das Ganze war zum niedrigsten Preise zu etwa 140,000 Franken angeschlagen, der Betrag der Schulden und anderen Forderungen belief sich auf 80,000 Franken, so daß ich dem Vicomte nach Abzug derselben noch 60,000 Franken schuldete, die ich bis zu ihrem völligen Verbrauch zum Aufwand für die Tafel, für den Gehalt der Dienerschaft u. s. w., allein zu weiter nichts Anderem verwenden sollte, das stand in dem Contracte ausdrücklich bestimmt."

„Ei natürlich," meinte der Kutscher, „ich kann mir wohl denken, daß Sie sich sicherten, denn bei diesem Aufwande müssen Sie ja noch immer gewinnen."

„Begreiflicherweise," versetzte der Kammerdiener, „denn ich habe mit den verschiedenen Lieferanten schon meine Anordnungen getroffen, daß ich sie erst mit dem Vollzug des Verkaufs bezahlen darf, so daß ihnen am Ende dieses Monats das Mobiliar eben so rechtmäßig gehört." — „Als mir die Pferde und Wagen des Vicomte's," fiel ihm der Kutscher in's Wort.

„So hat denn," fuhr Mr. Boyer fort, „der Graf einstweilen das gewonnen, daß er in der letzten Zeit noch leben kann, wie er will, nämlich als großer Herr und zudem noch vor der Nase seiner Gläubiger, die nun gar keine Ansprüche daran haben, denn Mobiliar, Silbergeschirr, Pferde, Wagen, kurzum Alles wurde ja baar bezahlt, als der Vicomte volljährig wurde und ist nun auf die rechtmäßigste Weise an Sie und mich übergegangen."

„So wäre also demnach der Vicomte total ruinirt?" fragte Eduard.

„Nicht anders," erwiderte der Kammerdiener verächtlich und nahm gleichgültig eine Prise; „das armselige

Erbtheil von einer Million, das dem Vicomte vor etwa fünf Jahren zufiel, ist seither vollständig draufgegangen. Rechnen Sie zu dieser Million noch etwa 200,000 Franken Schulden, so muß man zugeben, daß der junge Mann es im Ganzen noch gnädig gemacht hat. Es war anfangs meine Absicht, bester Eduard, das Haus, so wie es ist, mit seinem wunderhübschen Meublement, mit Weißzeug, Porcellain, Crystall, Silberzeug, Gewächshaus, mit Allem, an Engländer zu vermiethen und manche von Ihren Landsleuten würden wohl gerne eine tüchtige Summe dafür bezahlt haben."

„O ja, ohne Zweifel," erwiderte der Kutscher. „Warum thun Sie es denn nicht?"

„Wenn es sich nicht um die Rückstände handelte und zuviel Gefahr dabei wäre," erwiderte der Kammerdiener; „ich habe mich deßhalb entschlossen, das Mobiliar zu verkaufen, der Vicomte hat einen solchen Ruf als Kenner und Liebhaber in kostbaren Geräthen und Kunstgegenständen, daß Alles, was von ihm kommt, doppelten Werth haben wird; auf diese Weise gedenke ich ein hübsches Sümmchen dabei zu gewinnen. Folgen Sie meinem Beispiel, verkaufen Sie immerhin und setzen Sie Ihren Gewinn nicht auf gewagte Spekulationen. Sie, als der erste Kutscher des Herrn von St. Remy, finden schnell wieder eine Stelle, und ich habe gerade gestern vernommen, daß bei dem jungen Herzog von Montbrison, einem Verwandten der Herzogin von Lucenay, der eben volljährig geworden ist und nach seiner Rückkehr aus Italien, wo er mit seinem Hofmeister gewesen ist, sich ein Hauswesen einrichten will, mehrere Stellen offen sind. —

„Der junge Mann hat zweimalhundert fünfzig Tausend Franken sichere Renten aus Grundbesitz, mein lieber Eduard, und außerdem noch einmalhundert fünfzig Tausend Livres Renten vom Kapitalvermögen; mit diesem Reichthum, seinen zwanzig Jahren, allen möglichen Illusionen, vielem Vertrauen, noch größerer Vergnügungssucht und einer wahrhaft fürstlichen Freigebigkeit tritt der junge Mann in die Welt. . . Ich kenne seinen Verwalter und kann Ihnen wohl im

Vertrauen sagen, daß dieser mir bereits die Stelle eines ersten Kammerdieners so zu sagen schon zugesagt hat .... er protegirt mich ausnehmend" — dabei zückte Herr Boyer die Achseln und schnupfte heftig eine Prise Tabak hinauf.

„Und Sie haben wohl alle Hoffnung, ihn aus dem Sattel zu heben?" fragte der Kutscher.

„Das will ich meinen, es ist mein fester Vorsatz," erwiderte Boyer, „der Mensch ist entweder ein Dummkopf oder ein unverschämter Bengel; er nimmt mich so gleichgültig in's Haus, als ob er mich gar nicht zu fürchten brauchte .... Geben Sie Acht, bevor zwei Monate vergehen, bin ich an seiner Stelle."

„Zweimalhundert fünfzig Tausend Livres Renten von Grundeigenthum und ein junger Mann dazu, das ist ein gutes Haus," erwiderte Eduard nachdenklich.

„Ich sage Ihnen, dort ist etwas zu machen .... ich werde gerne bei dem Intendanten ein gutes Wort für Sie einlegen," sagte Monsieur Boyer ironisch. — „Dorthin müssen Sie sich wenden, das Vermögen des jungen Herzogs steht auf festen Füßen, und wir können da lange miteinander davon herunterzehren, da geht es nicht wie mit der armseligen Million des Vicomte, die nur wie eine Art Schneeball oder wie ein Pariser Sonnenstrahl ist. Ich habe gleich von Anfang an gesehen, daß wir hier nur sind wie Vögel auf dem Zweige, und das ist Schade, denn das Haus machte uns alle Ehre und ich werde bis zum letzten Augenblick den Herrn Vicomte mit all der Achtung und Rücksicht bedienen, die ihm zukömmt."

„Meiner Treu! mein bester Boyer, ich nehme gern Ihren Vorschlag an, und bin Ihnen zu großem Dank verbunden," erwiderte Mr. Eduard; „allein, wie wär's, wenn ich dem jungen Herzog den Leibstall des Herrn Vicomte zum Kaufe anböte? Er träfe hier schon Alles fertig und die Vortrefflichkeit der Thiere ist ja in ganz Paris allgemein bekannt und bewundert."

„Sie haben Recht, mein lieber Eduard," erwiderte der

Kammerdiener, „Sie könnten da ein herrliches Geschäftchen machen.

„Aber sagen Sie, bester Boyer!“ versetzte der Kutscher, „warum wollen Sie ihm nicht ebenfalls dieses Haus anbieten, das ja nach allen Theilen auf's Prächtigste eingerichtet ist, wo könnte er etwas Besseres finden?“

„Wahrhaftig, Eduard! Sie haben da einen trefflichen Einfall,“ rief der Kammerdiener, „wir brauchen uns nur an den Herrn Vicomte zu wenden, der uns schon den Gefallen thun wird, mit dem jungen Herrn Herzog zu sprechen, er braucht ihm ja nur zu sagen. daß er bei seinem Abgang zur Gesandtschaft nach Gerolstein, zu welcher er attachirt ist, sich seines ganzen Hauswesens entledigen will. Verlangen wir einmalhundert sechzig Tausend Franken für das Haus mit allen Meubeln, dem Silberzeug und den Gemälden, fünfzig Tausend Franken für den Leibstall und die Wagen, so macht dieß zusammen etwa zweimalhundert dreißig Tausend bis zweimalhundert vierzig Tausend Franken. Das ist wahrhaftig ein vortreffliches Geschäft für einen jungen Mann, der sich Alles von Neuem einrichten muß; er würde diese Summe dreifach aufwenden müssen, bevor er so etwas durchgängig Elegantes und Ausgewähltes vereinigen könnte, wie das Ensemble unseres Hauswesens ist, denn Sie müssen doch zugestehen, Eduard, daß es kaum Jemanden gibt, der sich so, wie unser Herr, auf das Gutleben versteht?“

„Und auf die Pferde,“ setzte der Kutscher hinzu.

„Und auf die Gastronomie noch mehr,“ rief der Kammerdiener; — „Godefroi, unser Koch, hat sich während seines Hierseins unendlich vervollkommnet, denn der Herr Vicomte gab ihm immer die beste Anleitung und hat ihn ungemein verfeinert.“

„Zudem,“ setzte der Kutscher hinzu, „erklärt man auch den Vicomte für einen der geschicktesten und großmüthigsten Spieler.“

„Und darin hat man auch vollkommen Recht; Gewinn und Verlust erträgt er mit derselben Gleichgültigkeit . . . .

Nie habe ich mit mehr Galanterie und chevalereskem Gleichmuth verlieren sehen."

„Und erst die Weiber, lieber Boyer," rief der Kutscher, „die müssen vollends in ihn vernarrt sein; davon könnten Sie gewiß etwas Tüchtiges erzählen, da Sie ganz allein die Gemächer des Erdgeschosses betreten dürfen."

„Ich habe darüber meine Geheimnisse, wie Sie die Ihrigen, mein bester Eduard."

„In wiefern sollte denn ich Geheimnisse haben?" fragte der Kutscher.

„Ei, ei!" rief Mr. Boyer, „hatte Ihnen denn der Vicomte nie vertrauliche Mittheilungen zu machen, wenn er Ihre Pferde zum Rennen führte? — ich will mir zwar keine Anspielung auf die Jokey's Ihrer Gegner erlauben ... allein man munkelt doch so ...."

„Stille, lieber Freund!" flüsterte Eduard, „ein Mann von Ehre darf den Ruf des Jokey's, seines Gegners nicht compromittiren, der schwach genug war, ihn zu erhören ...."

„So wenig als ein galanter Kammerdiener den Ruf einer Frau compromittirt, die gegen seinen Herrn gefällig war," versetzte Boyer, „darum wollen wir lieber diese Geheimnisse des Herrn Vicomte bei uns behalten."

„Meinetwegen denn!" versetzte dieser, „aber sagen Sie mir, was beginnt denn jetzt der Vicomte?"

„Er reist nach Deutschland mit einem Reisewagen und sieben oder achthundert Franken, die er sich wohl zu verschaffen wissen wird; um den Herrn Vicomte ist mir gar nicht bange, er gehört zu den Leuten, die sich immer wieder auf die Beine zu helfen wissen, wie man zu sagen pflegt."

„So hat er also keine Erbschaft mehr zu erwarten?" fragte der Kutscher.

„Ei behüte!" war die Antwort, „sein Vater hat nur ein höchst bescheidenes Vermögen."

„Wie, sein Vater lebt noch?" fragte Mr. Eduard, „ich hielt ihn für längst todt."

„Vor fünf oder sechs Monaten wenigstens, war er

noch am Leben," erwiderte der Kammerdiener, „der junge Vicomte hat um einiger Familienpapiere willen damals an ihn geschrieben."

„Aber er kommt ja niemals hieher? wie kommt das?" wandte der Kutscher ein.

„Das hat seinen guten Grund," versicherte der Kammerdiener, „der Alte wohnt schon seit fünfzehn Jahren in der Provinz, ich glaube in Angers, und Vater und Sohn sind von jeher einander ziemlich fremd geblieben."

„Haben sie sich denn miteinander überworfen?" fragte Eduard.

„Nicht doch!" versetzte Mr. Boyer, „ich kann Ihnen wohl Alles erzählen, denn es ist kein Geheimniß mehr; ich selbst erfuhr es von einem der vertrautesten Diener des Herrn Fürsten von Noirmont."

„Des Vaters der Herzogin von Lucenay?" fragte Eduard mit einem boshaften satyrischen Blicke, dessen Bedeutung Mr. Boyer vermöge seiner Verschwiegenheit und Zurückhaltung nicht begreifen zu wollen schien. Er erwiderte daher frostig: „die Frau Herzogin von Lucenay ist in der That die Tochter des Fürsten Noirmont. Der Vater des Herrn Vicomte war der vertrauteste Freund des Fürsten, und der alte Graf St. Remy behandelte die Herzogin, die damals noch ein kleines Kind war, stets mit so viel Liebe und Achtung, als ob sie sein eigenes Kind gewesen wäre, und liebte sie ausnehmend. Herr Simon, der Leibdiener des Fürsten, hat mir das Alles mitgetheilt, und ich darf es kecklich wiederholen, da es seiner Zeit das Gerede der ganzen Hauptstadt bildete. Der Vater des Herrn Vicomte ist trotz seiner sechzig Jahre ein Mann von wahrhaft eisernem Charakter, von einem Edelmuth und einer Rechtschaffenheit, die man wahrhaft fabelhaft nennen könnte. Er war blutarm und hatte aus reiner Liebe die Mutter des Herrn Vicomte geheirathet, eine junge ziemlich reiche Person, von welcher jene Million herrührte, bei deren Verschwendung durch den Herrn Vicomte wir Beide gegenwärtig zu sein die Ehre hatten;" — dabei ver-

neigte sich Herr Boyer lächelnd und der Kutscher folgte seinem Beispiele.

„Die Ehe war sehr glücklich bis zu dem Augenblick, wo der Vater des Herrn Vicomte, wie es hieß, durch einen Zufall etliche verwünschte Briefe auffand, die es bis zur Evidenz bewiesen, daß seine Gemahlin drei oder vier Jahre nach seiner Verheirathung in seiner Abwesenheit eine gewisse zarte Neigung für einen gewissen polnischen Grafen empfunden hatte . . . .“

„Das scheint mit den Polen häufig zu begegnen,“ fiel der Kutscher dem Kammerdiener in's Wort, „als ich noch bei dem Herrn Senneval in Diensten stund, empfand die Frau Marquise, eine verteufelt hitzige Dame . . . .“

„Ei, ei! mein lieber Eduard,“ unterbrach Herr Boyer seinen Gefährten, „Sie sollten sich doch erst mit den Verwandtschaften meiner vornehmen Familien bekannt machen, sonst möchten Sie sich empfindliche Täuschungen bereiten oder Mißgriffe zu Schulden kommen lassen.“

„In wie fern denn?“ fragte Eduard erstaunt.

„Wissen Sie denn nicht, mein Bester?“ gab der Kammerdiener zur Antwort, „daß die Marquise des Herrn Senneval eine Schwester des Herrn Herzogs von Montbrison ist, in dessen Dienste Sie treten wollen . . . denken Sie doch an die Folgen, wenn Sie in solchen Ausdrücken vor Neugierigen oder Angebern von jener Dame gesprochen haben würden, Sie würden ja keine vierundzwanzig Stunden in jenem Hause geblieben sein!“

„Sie haben Recht, Boyer!“ erwiderte der Andere verdrüßlich, „ich werde mir Mühe geben, die verschiedenen Verwandtschaften kennen zu lernen.

„Lassen Sie mich nun weiter erzählen,“ fuhr Boyer fort, „der Vater des Herrn Vicomte entdeckte also etwas, fünfzehn Jahre nach seiner Verheirathung, daß er sich schon in den ersten Jahren einer unterdessen sehr glücklichen Ehe über einen polnischen Grafen zu beklagen habe. Unglücklicherweise oder glücklicherweise war der junge Vicomte gerade neun Monate nach der Rückkehr seines Va-

ters, oder besser gesagt, des alten Grafen St. Remy von jener verhängnißvollen Reise geboren, so daß dieser trotz der größten Wahrscheinlichkeit keine Gewißheit erlangen konnte, daß der Vicomte wirklich die Frucht eines Ehebruches war; nichts desto weniger trennte sich der Graf augenblicklich von seiner Frau, ohne einen Sous von dem Vermögen zu behalten, das sie ihm zugebracht hatte und zog sich mit etwa achtzig Tausend Franken eigenen Vermögens in die Provinz zurück. Nun erst mögen Sie sehen, wie hartnäckig und zähe dieser wahrhaft teuflische Charakter des alten Grafen ist; — obwohl die Beleidigung sich mindestens fünfzehn Jahre zurückdatirte, als er sie entdeckte und also längst Verjährung hätte eingetreten sein sollen, machte sich doch der Vater des Herrn Vicomte in Begleitung eines seiner Verwandten, des Herrn von Fermont auf, um den Verführer seiner Frau ausfindig zu machen, und holte, nachdem er ihn achtzehn Monate lang in fast allen Hauptstädten Europa's vergebens aufgesucht hatte, den polnischen Grafen in Venedig ein."

„Welche Hartnäckigkeit!" rief der Kutscher.

„Ein wahrhaft teuflischer Eigensinn, mein lieber Eduard," versetzte der Kammerdiener; „in Venedig also zwang der Graf St. Remy den Polen zu einem fürchterlichen Duell, in welchem dieser getödtet wurde; obwohl Alles nach den strengsten Gesetzen der Ehre zugegangen war, so soll doch der Vater des Herrn Vicomte damals eine so wilde Freude darüber bezeugt haben, daß er den Polen tödtlich getroffen, daß sein Begleiter, Herr von Fermont, sich genöthigt sah, ihn vom Kampfplatz zu entfernen, weil der Graf seinen Feind unter seinen Augen sterben sehen wollte."

„Welch ein Mann! ein wahrer Eisenfresser," rief der Kutscher.

„Der alte Graf St. Remy," fuhr der Kammerdiener fort, „kehrte nach Paris zurück, fuhr bei seiner Frau vor, um ihr anzukündigen, daß er den Polen getödtet habe und reiste dann wieder ab; seitdem hat er weder sie, noch

seinen Sohn wieder gesehen und sich nach Angers zurückgezogen, wo er wie ein Wehrwolf von dem Rest seiner 80,000 Franken leben soll, die, wie sich von selbst versteht, durch seine Fahrten und Reisen hinter dem Polen her bedeutend beschnitten worden sind. In Angers selbsten verkehrt er mit Niemand als der Frau und Tochter seines Verwandten, des Herrn von Fermont, der vor einigen Jahren gestorben ist; diese arme Familie scheint übrigens sehr vom Unglück heimgesucht zu sein, denn der Bruder der Frau von Fermont soll sich erschossen haben."

„Und die Mutter des Herrn Vicomte?" fragte der Kutscher.

„Ist schon lange todt," entgegnete der Kammerdiener, „deßhalb hat auch der Herr Vicomte schon seit seiner Volljährigkeit das ganze Vermögen seiner Mutter in Händen. Sie sehen also, daß der Herr Vicomte auf Erbschaft von seinem Vater wenig oder nichts mehr zu hoffen hat."

„Der Vater mag übrigens auch nicht besonders gut auf den Vicomte zu sprechen sein," meinte Mr. Eduard.

„Sie haben sich seit jener fatalen Entdeckung, glaube ich, nicht wieder gesehen," erwiderte Herr Boyer; „der Alte scheint vollkommen überzeugt zu sein, daß der Vicomte der Sohn jenes polnischen Grafen ist."

Die Unterhaltung dieser beiden Männer ward auf einmal unterbrochen durch das Eintreten eines riesigen Lakaien, der schon sorgfältig gepudert war, obwohl es erst eilf Uhr geschlagen.

„Herr Boyer!" sagte dieser, „der Vicomte hat Ihnen schon zweimal geläutet."

Boyer schien ganz trostlos über diese Nachlässigkeit seiner Berufspflicht, stand eiligst auf und folgte dem Diener mit eben so viel Eifer und Achtung, als ob er nichts weniger als der Eigenthümer des Hauses seines Gebieters gewesen wäre.

VI.

Der Graf St. Remy.

Ein Monat, das ist lang ....
Göthe im Großkophta.

Es war etwa zwei Stunden, nachdem Boyer Eduards Stübchen verlassen und sich zu seinem Herrn begeben hatte, als der Vater des Vicomte von St. Remy an der Hauptpforte des Hauses der Rue du Chaillot pochte.

Der Graf von St. Remy war ein Mann von hohem Wuchse, allein trotz seines Alters noch kräftig und rüstig; in seltsamem Contrast mit seinem fast kupferfarbenen Gesichte waren seine Haare und Bart fast schneeweiß; nur dichte, schwarz gebliebene Augenlieder überschatteten noch halb seine tiefliegenden, durchdringenden Augen. Obwohl er aus einer Art erbitterten Menschenhasses fast ganz schmutzige Kleider trug, lag doch in seinem ganzen Wesen etwas so Ruhiges, Stolzes, Selbstbewußtes, daß er unwillkührlich Achtung einflößte.

Die Thüre des Hauses seines Sohnes öffnete sich und er trat hinein, ein Portier in prächtiger brauner Livree mit Silberstickerei, in seidnen Strümpfen und gepudertem Kopfe erschien auf der Schwelle seiner eleganten Portiersloge, die sich zur räucherigen Höhle des Papa Pipelet nicht anders verhielt als die Tonne einer Lumpensammlerin zu der prächtigen Bude einer eleganten Weißzeughändlerin in einem der vornehmeren Quartiere.

„Ich wünschte Herrn von St. Remy zu sprechen,“ sagte der Graf in barschem Tone.

Statt aller Antwort musterte der Portier mit verächtlichem Staunen den weißen Bart, den abgeschabten Ueberrock und den alten Hut des Unbekannten, der einen dicken Spazierstock in der Hand trug.

„Wo ist der Herr von St. Remy?" wiederholte der Graf ungeduldig und empört über die unverschämte Weise, womit ihn der Portier musterte.

„Der Herr Vicomte ist nicht zu Hause," erwiderte der Amtsbruder des Herrn Pipelet; öffnete mittelst des Riemens von neuem die Thüre und deutete durch eine sehr bezeichnende Geberde dem Fremden an, daß er sich wieder entfernen möge.

„So werde ich auf seine Rückkehr warten," sagte der Graf und schritt weiter in's Haus hinein.

„He da, guter Freund! man dringt nicht so, mir nichts dir nichts in die Häuser!" rief der Portier, lief hinter dem Grafen her und packte ihn am Arme.

„Wie? Flegel, Du wagst mich anzurühren?" rief der Graf und hob den Spazierstock in die Höhe.

„Ich werde bald noch mehr wagen, wenn Sie sich nicht auf der Stelle entfernen; ich habe Ihnen bereits gesagt, daß der Herr Vicomte nicht zu Hause sei, deßhalb packen Sie sich!"

Vom Lärm der beiden Stimmen herbeigezogen erschien Herr Boyer auf dem Treppenabsatze.

„Was gibt's hier für einen Lärm?" fragte er.

„Sehen Sie, Herr Boyer, da kommt hier ein Mann, der um jeden Preis in's Haus will, obwohl ich ihm bereits gesagt, daß der Herr Vicomte nicht zu Hause ist!" sagte der Portier.

„Ich bitte Sie, machen Sie dem Hader ein Ende," wandte sich der Graf an Boyer, „ich muß meinen Sohn sprechen; sollte er ausgegangen sein, so werde ich ihn hier erwarten!"

Dem Kammerdiener war, wie gesagt, sowohl der Menschenhaß als die Existenz seines Vaters zu bekannt, auch war er ein zu geübter Physiognomiker, als daß er nicht alsbald die Identität des Grafen erkannt hätte; deßhalb beeilte er sich ihn ehrerbietig zu begrüßen und ihm zu erwidern:

„Wenn der Herr Graf die Güte haben will mir zu folgen, so stehe ich ganz zu Befehl.“

„Gehen Sie voran,“ sagte Herr von St. Remy und folgte dem Kammerdiener, indem er den Portier in wortloser Ueberraschung und Verlegenheit hinter sich ließ.

Der Kammerdiener schritt ihm in's obere Stockwerk voran, ließ den Grafen durch das Studierzimmer des Herrn Vicomte Florestan de St. Remy (wir wollen hinfort den Vicomte nur mit seinem Taufnamen bezeichnen, um ihn von seinem Vater zu unterscheiden) hindurch und in einen hübschen Salon, der an dieses stieß und unmittelbar über dem Boudoir im Erdgeschosse gelegen war.

„Der Herr Vicomte war heute früh genöthigt einen Ausgang zu machen,“ sagte Boyer; „sollten aber der Herr Graf sich die Mühe nehmen wollen, seine Heimkehr zu erwarten, so glaube ich, daß diese sich nicht mehr lange verzögern wird.“ Mit diesen Worten entfernte sich der Kammerdiener.

Als der Graf allein war, blickte er sich ziemlich gleichgültig um, allein auf einmal trat er einen Schritt vorwärts, sein Gesicht belebte sich, eine dunkle Röthe überflog seine Wangen und Zorn verzerrte seine Züge.

Er hatte das Portrait seiner Gemahlin, der Mutter des Vicomte de St. Remy gesehen.

Die Arme über die Brust gekreuzt, senkte er den Kopf, als wollte er diesem unvermutheten Anblick entgehen und ging mit großen hastigen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Sonderbar!“ sagte er, „diese Frau ist nun todt, ich habe ihren Geliebten getödtet und meine Wunde ist noch eben so frisch und schmerzhaft wie am ersten Tage; — mein Durst nach Rache ist noch nicht gestillt und meine wilde Menschenscheu, die mich fast von jeder Gesellschaft ausschließt, hat mir den Gedanken an meine Schmach stets mehr und mehr vor Augen gerückt; — ja, der Tod dieses Mitschuldigen des pflichtvergessenen Weibes hat zwar meine Schmach gerächt, aber sie nicht aus meiner Erinnerung zu vertilgen vermocht.

„O ich fühle es, was meinen Haß unheilbar macht, das ist der stete Gedanke, daß ich fünfzehn Jahre lang getäuscht wurde, daß ich fünfzehn lange Jahre eine Elende, die mich so nichtswürdig betrogen, mit Hochachtung, mit Liebe, mit allen möglichen Beweisen von Zärtlichkeit überhäuft . . . . . daß ich ihren Sohn, den Sprößling ihres Vergehens, geliebt habe, als wäre er mein eigenes Kind gewesen . . . . . Die Abneigung und der Groll, die ich nunmehr gegen diesen Florestan empfinde, beweisen mir ja leider nur allzugut, daß er die Frucht jenes Ehebruchs ist.

„Wenn er nun doch mein Sohn wäre! wäre alsdann nicht die Verlassenheit, in der ich ihn gelassen habe, die Abneigung, die ich stets gegen ihn an Tag legte und meine beständige Weigerung, ihn zu sehen, unverzeihlich?!

„Allein er ist ja reich, jung und glücklich, wozu hätte ich ihm nützen können . . . . ? Doch wie, wenn vielleicht seine Zärtlichkeit den Gram gelindert hätte, den jenes Vergehen seiner Mutter in mir erweckt?!"

Nach einer Pause tiefen Nachdenkens fuhr der Graf achselzuckend fort:

„Da treffe ich mich schon wieder auf thörichten, unsinnigen, endlosen Vermuthungen, die meine Qual stets erneuen, meine Folter verlängern — ich will ein Mann sein und die thörichte, peinliche Aufregung überwältigen, die mich bei dem Gedanken überkommt, daß ich nun denjenigen wieder sehen soll, welchen ich zehn Jahre lang mit glühender Liebe umgeben, den ich wie einen Abgott, wie meinen eigenen Sohn geliebt . . . . . ihn, ihn! den Sohn jenes Mannes, dessen Blut ich mit so wilder Freude vergoß! — — und dennoch haben sie mich gehindert, seinem Todeskampf, seinem Verenden anzuwohnen . . . . . o! sie wußten nicht, was es heißt, so entsetzlich und grausam hintergangen worden zu sein, wie mir geschah . . . . ja, wenn ich denke, daß mein stets mit Achtung und ehrenvoll genannter Name so oft das Ziel der frechsten und lächerlichsten Anspielungen des tückischen Gespöttes wurde, wie es gemeinhin mit dem Namen betrogener Gatten ge-

schieht . . . . wenn ich denke, daß mein Name, auf den ich stets so stolz gewesen, nunmehr von dem Sohne jenes Mannes geführt wird, dem ich voll innigen Vergnügens das Herz mit den Zähnen ausgerissen hätte . . . . . . o! dann weiß ich nicht, warum ich nicht bei solchen Gedanken wahnsinnig werde . . . . ."

Herr von St. Remy ging noch fortwährend in der tiefsten Aufregung im Zimmer auf und nieder, er hob auf einmal den Vorhang mechanisch, der den Salon von dem Studierzimmer Florestans schied, und trat in dieses Zimmer.

Kaum war er ein Paar Sekunden in dasselbe getreten, als eine kleine versteckte Thür, die sehr kunstreich in der Drapperie der Wand angebracht war, sich leise öffnete und Frau von Lucenay, in einen großen, grünen Cachemir-Shawl gehüllt, mit einem einfachen Sammthute auf dem Kopfe, in den Salon trat, den der Graf auf einen Augenblick verlassen hatte.

Zur nähern Erläuterung der Ursache dieser unvermutheten Erscheinung diene Folgendes:

Florestan von St. Remy hatte am Tage zuvor ein Stelldichein auf den folgenden Morgen ausgemacht. Da Frau v. Lucenay, wie wir bereits erwähnt, einen Schlüssel zu dem kleinen Pförtchen besaß, war sie, wie gewöhnlich, durch das Gewächshaus hereingekommen und hatte Florestan in den Gemächern des Erdgeschosses zu treffen gehofft; da sie ihn aber hier nicht fand, glaubte sie, wie dieß manchmal zu geschehen pflegte, der Vicomte sei in seinem Studierzimmer mit Schreiben beschäftigt. —

Eine geheime Treppe führte aus dem Boudoir zu dem ersten Stockwerke empor. Frau von Lucenay stieg unbefangen und ohne Furcht in den Salon Florestans hinauf, da sie wohl mit Recht vermuthen konnte, dieser werde heute für Niemanden zu Hause sein. Leider aber hatte eine ziemlich wichtige Angelegenheit und noch mehr die Drohungen des Herrn Badinaut bei seinem Morgenbesuche Florestan genöthigt, schnell einen Ausgang zu ma-

chen und er hatte das Stelldichein mit Frau von Lucenay ganz vergessen.

Als diese Niemanden im Salon fand, wollte sie schon in's Studierzimmer treten, als plötzlich die Vorhänge vor der Thüre des Salons zurückgeschlagen wurden und die Herzogin Florestans Vater gegenüber stund.

Sie konnte sich eines Schreies des Entsetzens nicht erwehren.

„Clothilde!" rief der Graf ganz erstaunt.

Der Graf von St. Remy, der, wie wir bereits gesagt, auf dem vertrautesten Fuße mit dem Fürsten von Noirmont, dem Vater der Herzogin von Lucenay gestanden, hatte diese schon von frühster Jugend auf gekannt, und sonst ganz vertraulich bei ihrem Taufnamen genannt.

Die Herzogin blieb ganz regungslos und blickte erstaunt auf diesen Greis mit den weißen Haaren und der schlechten Kleidung, dessen Züge ihr noch ziemlich bekannt erschienen.

„Sie hier, Clothilde? . . . . Sie hier . . . . . im Hause meines Sohnes?" fragte der Graf voll schmerzlichen Tadels.

Bei diesen Worten ward Frau von Lucenay hinsichtlich ihrer Zweifel vollkommen aufgeklärt, erkannte in dem halbbekannten Greise Florestan's Vater und rief:

„Herr von St. Remy?! . . . ."

Ihre Lage war so klar und über jeden Zweifel erhaben, daß die Herzogin, deren excentrischen, entschiedenen und muthigen Charakter der Leser ja bereits kennt, es verschmähte, zu einer Lüge ihre Zuflucht zu nehmen, um das Motiv ihrer Anwesenheit in Florestan's Hause zu erklären. Sie rechnete auf die wahrhaft väterliche Liebe und Zuneigung, die der Graf ehedem für sie gehegt, bot ihm daher alsbald die Hand hin und redete ihn mit jenem ebenso anmuthigen und herzlichen als kühnen Wesen, das nur ihr eigenthümlich war, an:

„Kommen Sie . . . . schmälen Sie mich nicht! — Sie sind ja mein ältester Freund; erinnern Sie sich noch,

wie Sie mich vor zwanzig Jahren stets Ihre liebe Clothilde nannten?" .....

„Allerdings nannte ich Sie einst so," entgegnete der Graf wehmüthig, „allein jetzt ....."

„Ich weiß im Voraus, was Sie mir sagen wollen!" unterbrach ihn Clothilde, — „allein Sie kennen ja meinen Wahlspruch: Was einmal ist, das ist ..... und was geschehen soll, das wird auch geschehen!"

„Aber Clothilde!" rief der Greis.

„Ich bitte, verschonen Sie mich mit Ihren Vorwürfen," fuhr Frau von Lucenay fort, — „lassen Sie uns lieber von meiner Freude reden, Sie nach so langer Trennung wiederzusehen. Ihr Anblick ruft mir so Manches wieder in's Gedächtniß ..... zuerst meinen guten Vater und dann meine Jugend .... die glücklich schöne Zeit meines fünfzehnten Jahres! .... o wie schön war's damals! ....."

„Glauben Sie mir, Clothilde," sagte der Graf von St. Remy, — „nur weil Ihr Vater mein Freund war, habe ich ....."

„Ach ja," unterbrach die Herzogin auf's Neue den Greis, — „mein guter Vater liebte Sie so sehr! — Erinnern Sie sich noch, wie er Sie stets den Herrn mit den grünen Bändern nannte? ...... wie Sie stets zu ihm sagten: Gib Acht, Du verdirbst Deine Clothilde!? ..... und wie er mich alsdann küßte und Ihnen zur Antwort gab: Ich glaube fast selbst, daß ich sie verderbe, aber ich muß mich dabei doch noch beeilen und meine Mühe verdoppeln, denn die große Welt wird mir bald mein Kind entreißen, um es nach ihrer Art zu verderben!? — Der treffliche gute Vater! welch einen unersetzlichen Freund habe ich in ihm verloren! ....." Bei diesen Worten perlte eine Thräne in den Wimpern der schönen Herzogin von Lucenay; sie bot dem alten Grafen von St. Remy die Hand und sagte mit tiefbewegter Stimme zu ihm: „Wahrhaftig, bester Herr Graf,

ich bin recht erfreut, Sie wieder zu sehen; Sie rufen so süße, kostbare, heilige und meinem Herzen so theure Erinnerungen in mir wach! . . . . ."

Obwohl der Graf den entschlossenen und originellen Charakter dieser Frau schon seit langer Zeit kannte, ward er doch verwirrt über die Leichtfertigkeit und Leichtigkeit, mit welcher sich Clothilde in diese so delikate und für sie auch peinliche Lage zu schicken wußte: da sie von dem eigenen Vater ihres Geliebten in Dessen Hause getroffen wurde.

„Wenn Sie schon lange in Paris sind," fuhr Frau von Lucenay fort, „so ist es recht böse und lieblos von Ihnen, daß Sie mich nicht früher besucht haben . . . . . wir hätten alsdann von der Vergangenheit zusammen geplaudert; denn wissen Sie, ich komme nachgerade in das Alter, wo es einen ausnehmenden Reiz gewährt, alte liebe Bekannte und Freunde zu fragen: Erinnern Sie sich noch daran? . . . . ."

Die Herzogin hätte nicht mit mehr Gleichmuth und Ruhe reden können, wenn sie in ihrem eigenen Hotel irgend einen arglosen Morgenbesuch empfangen hätte.

Herr von St. Remy konnte sich nicht erwehren, in strengem Tone ihr zu entgegnen:

„Anstatt von der Vergangenheit zu reden, sollten wir lieber über die Gegenwart sprechen . . . . . mein Sohn kann jeden Augenblick hieher zurückkehren und . . . ."

„O nein," entgegnete Clothilde rasch, „ich habe den Schlüssel zu dem kleinen Pförtchen des Treibhauses, und er muß daher durch die Haupteinfahrt des Hauses hereinkommen, wo uns das Rühren der Hausglocke seine Ankunft zeitig genug ankündigen wird! . . . . . Bei diesem Signal werde ich mich alsdann eben so unvermerkt und geheimnißvoll wieder entfernen, als ich gekommen bin, und Ihnen die Freude nicht stören, Ihren Florestan unter vier Augen wieder zu sehen. — Wie angenehm wird's ihn überraschen, wenn Sie wieder mit ihm plaudern werden, nachdem Sie ihn schon so lange verlassen haben! . . . .

Sehen Sie, darüber sollte ich Ihnen recht herbe Vorwürfe machen! . . . . ."

„Sie mir?" rief der Graf.

„Ei natürlich," erwiderte Frau von Lucenay, „wen hatte er zum Führer, wen zur Stütze, als er in die große Gesellschaft eintrat, und in wie unendlich vielen Lagen des Menschenlebens ist der Rath eines Vaters unentbehrlich; wie gesagt, es war recht böse von Ihnen, daß Sie . . . . ."

Hier gab sich Frau von Lucenay einem jener bizarren Einfälle hin, die bei einem Charakter wie der ihrige so häufig sind, und konnte sich eines lauten, tollen Lachens nicht erwehren, als sie zum Grafen sagte:

„Gestehen Sie nur, Herr Graf, daß meine Stellung eine höchst sonderbare ist, wenn ich mich erkühne, Ihnen hierüber eine Standrede zu halten."

„Das ist wirklich sonderbar," erwiderte er, „allein ich verdiene weder Ihre Standrede, noch etwaige Lobsprüche darüber, daß ich meinen Sohn besuche, — denn es geschieht nicht um seinetwillen, er ist nun in einem Alter, wo er meines Raths nicht oder nicht mehr bedarf . . . . ."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Frau von Lucenay.

„Sie wissen ja längst, Clothilde, aus welchen Gründen ich Paris und die große Welt verabscheue und meide," sagte der Graf mit dem Ausdruck schmerzlicher Erinnerung; „es bedurfte einer Veranlassung von höchster Wichtigkeit, um mich zu veranlassen, Angers zu verlassen und hieher zu kommen, und zumal dieses Haus zu betreten. — Allein ich mußte mich entschließen meinen Widerwillen niederzukämpfen und mich an alle die Personen hinzuwenden, die mir in Betreff einiger Nachforschungen, welche für mich von höchster Wichtigkeit sind, Hülfe, Beistand oder Nachweisungen an die Hand geben können."

„Alsdann," rief Frau von Lucenay mit dem verbindlichsten Eifer, „alsdann bitte ich Sie dringend, unbe-

dingt über mich zu verfügen, wenn Ihnen irgend etwas von Nutzen sein kann. — Brauchen Sie Fürsprache? Herr von Lucenay muß einen gewissen Credit bei der Regierung haben, denn jedesmal an den Abenden, wo ich bei der Herzogin von Montbrison speise, gibt er verschiedenen Deputirten Diners, das thut man nicht ohne hinreichenden Grund, denn diese Unbequemlichkeit muß doch wahrscheinlich wieder durch irgend einen Vortheil ersetzt werden. — Er mag dadurch einen gewissen Einfluß oder gewisse Ansprüche auf die Gefälligkeit derjenigen Leute, die jetzt am Ruder sind, erworben haben. Noch einmal, Herr Graf! wenn wir Ihnen in irgend etwas zu Nutzen sein können, so verfügen Sie ganz unbedingt über uns . . . . Außerdem ist ja noch mein junger Cousin, der kleine Herzog von Montbrison da, der selbst in der Pairskammer mit der ganzen jüngeren Pairie auf vertrautem Fuße steht; kann er Ihnen in etwas zu Diensten sein, so versichere ich Sie unbedingt seiner Verwendung. — Mit Einem Wort, verfügen Sie über mich und die Meinigen; Sie wissen ja am besten, in wie fern ich mich eine treue und ergebene Freundin nennen darf . . . . ."

„Ich weiß das wohl," erwiderte der Graf, „und bin deshalb weit entfernt, Ihre Mitwirkung von der Hand zu weisen, obgleich vielleicht . . . . ."

„Nun denn, mein verehrter Alcestes," sagte Frau von Lucenay, „wir sind ja Leute von Welt, lassen Sie uns also auch so handeln, ob wir gerade hier sind, oder anderswo, das hat ja, denke ich, nichts mit der Angelegenheit zu schaffen, für die Sie sich selbst und mich in noch höherem Grade interessiren, da sie Sie selbst betrifft. — Lassen Sie uns nun darüber frisch vom Herzen weg reden, ich bitte Sie darum . . . ." Mit diesen Worten trat die Herzogin zum Kamin, lehnte sich darauf und stützte den hübschesten, kleinsten Fuß, den man je sehen konnte, der aber in diesem Augenblick von der Kälte fast erstarrt war, unbefangen auf den Fußrost.

Mit dem vollendetsten Takte nahm Frau von Lucenay

die Gelegenheit wahr, nicht länger vom Vicomte zu sprechen, sondern vielmehr den alten Graf von St. Remy auf jenen Gegenstand zu bringen, der für ihn von so besonderem Interesse war. . . . .

Wäre Florestans Mutter anwesend gewesen, so würde Clothilde sich wohl ganz anders betragen haben, stolz und voll innigen Glückes würde sie ihr weitläufig bekannt haben, wie innig sie Florestan liebe.

*
* *

Trotz seiner Sittenstrenge und seines rauhen mürrischen Wesens verfiel doch der Graf von St. Remy dem Einfluß der kecken und herzlichen Anmuth dieser Frau, die er schon von Jugend auf kannte und liebte, und er vergaß beinahe, daß er mit der Geliebten seines Sohnes sich unterhalte.

Wie sollte er übrigens auch der ansteckenden Wirkung dieses Beispiels widerstehen, wenn die Heldin einer so äußerst zweideutigen und verlegenen Stellung von der Schwierigkeit und Strafbarkeit der Umstände, unter welchen sie betroffen worden, keine Ahnung zu haben oder haben zu wollen schien.

„Sie wissen vielleicht nicht einmal, Clothilde," hub der Graf an, „daß ich schon seit lange in Angers wohne?"

„Doch, doch!" gab sie zur Antwort.

„Trotz der Einsamkeit und Zurückgezogenheit, welche ich suchte, hatte ich doch gerade diese Stadt gewählt, weil einer meiner Verwandten, ein gewisser Herr von Fermont, dort wohnte, der seit dem entsetzlichen Unglück, das mich betroffen, mir mit wahrhaft brüderlicher Liebe begegnet ist," erzählte der Graf St. Remy; „er hatte mich nämlich nicht allein auf einer Reise nach den meisten Hauptstädten Europa's begleitet, wo ich einen Menschen aufsuchte, der . . . von meiner Hand sterben sollte, sondern er hatte mir auch später in einem Duell mit diesem als Sekundant zur Seite gestanden. . . . ."

„Ach ja! in einem entsetzlichen Duell," sagte Frau

von Lucenay traurig, „mein guter Vater hat es mir früher einmal erzählt, glücklicherweise weiß Florestan nichts um das Duell, noch um die Ursache, welche es herbeigeführt hatte . . . .“

„Das geschah absichtlich von meiner Seite, ich wollte ihm nicht die Achtung vor seiner Mutter benehmen,“ erwiderte der Graf und fuhr mit einem erstickten Eifer in seiner Erzählung fort: „Ein paar Jahr später starb Herr von Fermont zu Angers in meinen Armen und hinterließ eine Tochter und eine Gattin, die ich trotz meines Menschenhasses lieben mußte, weil es kaum zwei edlere, reinere Wesen in der Welt giebt, als diese beiden vortrefflichen Frauen. Ich lebte ganz allein und einsam in einer entfernten Vorstadt jenes Städtchens; so oft mir aber meine Anfälle düsterer Schwermuth irgend eine Erholung gönnten, besuchte ich Frau von Fermont und sprach mit ihr und ihrer Tochter von ihm, den wir verloren hatten. — Stets empfand ich Trost und Beruhigung, wie zu den Lebzeiten meines Freundes, in jener vertraulichen hingebenden Freundschaft, für welche ich hinfort Alles concentrirte, was mir an Liebe geblieben war. Der Bruder der Frau von Fermont, der zu Paris wohnte, verwaltete das Vermögen seiner Schwester seit dem Tode ihres Gatten und legte eine Summe von etwa 100,000 Thalern, die das ganze Vermögen der Wittwe bildeten, daselbst bei einem Notar an. Kurze Zeit darauf betraf ein neuer noch entsetzlicherer Unglücksfall die arme Frau von Fermont, ihr Bruder, Herr von Seneville, entleibte sich vor etwa acht Monaten. Ich tröstete sie so gut ich konnte; allein sie reiste, als ihr erster Schmerz sich gelegt hatte, nach Paris ab, um dasselbige Vermögen anzutreten und ihre Angelegenheiten zu ordnen. Nach einiger Zeit erfuhr ich, daß man auf ihren Befehl das bescheidene Mobiliar des Anwesens, welches sie in Angers vermiethet hatte, verkaufte und mit dem geringen Erlös einige Verbindlichkeiten deckte, welche Frau von Fermont in Angers hinterlassen hatte. — Dieser Umstand beunruhigte mich — ich legte mich auf Kundschaft und erfuhr

ein dunkles Gerücht, wornach diese unglückliche Frau und ihre Tochter sich im bittersten Mangel befinden sollten, da sie vermuthlich die Opfer eines Bankerotts geworden waren, ... wenn Frau von Fermont in einem solchen Unglücksfalle auf irgend Jemand rechnen konnte, so war ich es gewiß selbst, und doch erhielt ich auch nie die geringste Nachricht von ihr. — Erst als ich auf diese Weise meines einzigen Umgangs und dieser für mich so tröstenden Freundschaft beraubt war, erkannte ich ihren ganzen Werth; von meinen Leiden, meiner Unruhe seit der Abreise der Frau von Fermont und ihrer Tochter machen Sie sich kaum einen Begriff. . . . . Der Gatte und Vater dieser beiden trefflichen Wesen war für mich mehr als ein Bruder gewesen; — ich mußte sie also um jeden Preis wieder aufsuchen und erfahren, warum sie sich in ihrem Unglücke nicht an mich gewandt hatten, der ich doch, so arm ich war, gern Alles für sie geopfert hätte; ich reiste also unverzüglich hieher und beauftragte in Angers eine vertraute Person, mich alsbald davon zu unterrichten, wenn man durch Zufall irgend etwas Näheres oder Neueres über sie erfahren würde."

„Nun, und die Folge davon war?" . . . fragte Frau von Lucenay.

„Erst gestern erhielt ich einen Brief aus Angers, aus dem ich entnehme, daß man noch nichts Neues erfahren. — Bei meiner Ankunft in Paris begann ich alsbald meine Nachforschungen, und suchte Frau von Fermont zuerst in der frühern Wohnung ihres Bruders auf. — Hier erfuhr ich, daß sie nun auf dem Quai des Canals St. Martin wohne . . . ."

„Und diese Addresse?" fragte die Herzogin.

„Traf allerdings zu," versetzte der Graf, „allein sie war inzwischen bereits wieder weggezogen und man wußte nicht, wo sie jetzt wohne; unglücklicherweise sind meine Nachforschungen bis jetzt ohne Erfolg geblieben. Nach tausenderlei vergeblichen Versuchen entschloß ich mich endlich, bevor ich an allem Erfolg verzweifeln wollte, hieher

zu kommen in das Haus meines Sohnes. Es war ja möglich, daß Frau von Fermont, die aus einem mir unerklärlichen Beweggrund von mir selbst weder Rath noch Unterstützung verlangt hatte, sich an meinen Sohn gewendet haben konnte, als dem Sohn des besten Freundes ihres Gatten! . . . . Wahrscheinlich ist auch diese Hoffnung ziemlich unbegründet, allein ich will mir später doch nicht den Vorwurf machen, irgend etwas versäumt zu haben, um diese arme Frau und ihre Tochter wieder zu finden."

Frau von Lucenay, die schon seit einigen Minuten dem Grafen mit verdoppelter Aufmerksamkeit zugehört hatte, brach nun plötzlich in den Ausruf aus:

„Fürwahr, es wäre höchst sonderbar, wenn hier von denselben Personen die Rede wäre, für die sich Madame d'Harville interessirt."

„Was für Personen?" fragte der Graf.

„Ist nicht die Wittwe, von der Sie eben reden, noch jung und hat ein sehr altes Antlitz!" rief Frau von Lucenay.

„Ei freilich," versetzte der Graf, „aber wie können denn Sie das wissen? . . . . "

„Und die Tochter ist schön wie ein Engel und höchstens sechszehn Jahre alt," fuhr Clothilde fort.

„Ja, ja!" bestätigte der Graf.

„Und sie heißt Clara, nicht wahr?" fragte Frau von Lucenay.

„Ei freilich!" rief der Graf; „o! ich bitte Sie inständig, sagen Sie mir, wo sind sie?"

„Ich . . . . weiß es leider selbst nicht," sagte Clothilde traurig.

„Wie, Sie wissen es nicht?"

„Hören Sie, wie es zugieng," versetzte Frau von Lucenay, „eine meiner Bekanntinnen, die ich häufig in Gesellschaft sah, besuchte mich neulich, um mich zu befragen: ob ich nicht eine Wittwe kenne, deren junge Tochter Clara heißt und deren Bruder durch Selbstmord umgekommen. Madame d'Harville wandte sich an mich, weil

am Rande eines Briefentwurfs, den diese Frau an eine unbekannte Person geschrieben, deren Schutz sie anflehen wollte, sich die Worte gefunden hatten: Schreiben an die Frau Herzogin von Lucenay.“

„Sie wollte an Sie schreiben, und warum denn?“ rief der Graf.

„Ich weiß es nicht, ich kenne sie nicht einmal,“ versetzte die Herzogin.

„Aber sie kannte Sie,“ rief Herr von St. Remy, dem plötzlich ein Gedanke durch den Kopf fuhr; „sie hatte hundertmal wohl mich von Ihrem Vater, von Ihnen, von Ihrem edlen, vortrefflichen Herzen erzählen hören, sie wird in ihrem Unglück zuerst darauf bedacht gewesen sein, zu Ihnen ihre Zuflucht zu nehmen . . . “

„Wahrhaftig, so ließe es sich erklären,“ meinte Frau von Lucenay.

„Und,“ rief der Graf, „wie gelangte denn Madame d'Harville in den Besitz jenes Briefentwurfs?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Clothilde, „Alles, was ich weiß, ist nur, daß Madame d'Harville, ohne noch zu wissen, wohin sich die arme Tochter mit ihrer Mutter geflüchtet, angelegentlichst nach den beiden Unglücklichen forschte.“

„Dann rechne ich darauf, Clothilde, daß Sie mich bei Madame d'Harville einführen,“ rief der Graf, „ich muß sie noch heute sehen und sprechen.“

„Das ist unmöglich,“ gab Clothilde zur Antwort, „ihr Gemahl ist erst vor wenigen Tagen das Opfer eines entsetzlichen Unglücksfalls geworden; eine Waffe, die er nicht geladen glaubte, hat sich ihm unter den Händen entladen und er blieb todt auf dem Platze.“

„Das ist entsetzlich!“ rief der Graf.

„Die Marquise,“ fuhr Madame Lucenay fort, „ist deshalb abgereist, um einen Theil ihrer Trauerzeit bei ihrem Vater in der Normandie zuzubringen.“

„Ich beschwöre Sie, Clothilde,“ bat der Graf drin-

gend, „schreiben Sie ihr noch heute, verlangen Sie von ihr alle die Nachrichten, welche sie schon besitzt; da sie einmal Theilnahme für die beiden unglücklichen Frauen empfindet, so sagen Sie ihr nur, daß sie keinen eifrigern Bundesgenossen finden könne, als mich; mein einziger Wunsch ist: die Wittwe meines Freundes wieder zu finden, und mit ihr und ihrer Tochter mein kleines Vermögen zu theilen; sie sollen hinfort meine einzige Familie sein."

„O Sie sind noch immer Derselbe, noch immer voll Edelmuth und Aufopferung!" rief Frau von Lucenay, „zählen Sie ganz auf mich, ich will noch heute an Madame d'Harville schreiben; wohin soll ich Ihnen ihre Antwort gelangen lassen?"

„Senden Sie sie mir **poste restante** nach Asnières," versetzte der Graf.

„Welcher seltsame Einfall!" rief Clothilde, „warum wohnen Sie denn dort und nicht in Paris?"

„Ich verabscheue Paris aus Herzensgrunde schon um der Erinnerungen willen, die es in mir erweckt," erwiderte Herr v. St. Remy düster, „mein früherer Arzt, der **Dr.** Griffon, mit dem ich seither in unausgesetztem Briefwechsel gestanden, besitzt ein kleines Landhaus am Ufer der Seine, nahe bei Asnières; da er es Winters nicht bewohnt, hat er es mir zur Wohnung angeboten; so bin ich beinahe in der Vorstadt der Stadt Paris, konnte mit allem Eifer meine Nachforschungen betreiben und doch die Einsamkeit daselbst finden, die ich so sehr liebe . . . deßhalb ging ich auch gerne auf seinen Vorschlag ein."

„So werde ich Ihnen denn nach Asnières schreiben," sagte die Herzogin, „einstweilen kann ich Ihnen übrigens bereits eine Nachricht geben, die Ihnen vielleicht von Nutzen sein dürfte, und die ich ebenfalls Madame d'Harville verdanke. — Das Elend und Unglück der Frau von Fermont wurde durch die Niederträchtigkeit des Notars veranlaßt, bei welchem das Vermögen ihrer Verwandtin angelegt worden ist.... Der elende Notar hat das ihm anvertraute Gut abgeleugnet."

„Der Schurke!“ rief der Graf; „wie heißt er denn?“

„Jakob Ferrand,“ erwiderte die Herzogin und mußte unwillkührlich in lautes Lachen ausbrechen.

„Wie sonderbar Sie doch sind, Clothilde?!“ sagte der Graf voll Ueberraschung und Unzufriedenheit, „es gibt nichts Ernsteres, ja sogar Traurigeres, als das Loos dieser Frau und Sie können noch darüber lachen?!....“

Frau v. Lucenay hatte auch in der That bei der Erinnerung an jenes liebestrunkene Anerbieten des Notars einen Ausbruch ihrer Heiterkeit nicht zu unterdrücken vermocht.

„Vergeben Sie mir, bester Freund!“ erwiderte sie, „dieser Notar ist ein höchst sonderbarer Kautz, und es sind die lächerlichsten Gerüchte über ihn im Umlauf; allein im Ernst gesprochen, wenn der Ruf von seiner Rechtschaffenheit und Biederkeit nicht verdienter und begründeter ist, als der Ruf seiner Frömmigkeit, die ich für erheuchelt und höchst problematisch erkläre, so ist dieser Notar Ferrand ein abscheulicher, abgefeimter Bösewicht.“

„Wo wohnt er?“ fragte der Graf.

„In der Rue du Sentiers,“ war die Antwort.

„Ich werde ihm meinen Besuch machen,“ sagte Herr v. St. Remy, „was Sie mir davon sagen, würde auf's seltsamste einen gewissen Argwohn bestätigen, den ich schon seit einiger Zeit hege.“

„Und von welcher Art ist dieser Argwohn?“ fragte Frau v. Lucenay.

„In Folge verschiedener Nachrichten, die ich über den Tod meines armen Freundes eingezogen,“ gab der Graf zur Antwort, „wäre ich beinahe versucht zu glauben: der Unglückliche sei nicht durch Selbstmord, sondern vielmehr durch einen listigen Meuchelmord umgekommen.“

„Großer Gott!“ rief die Herzogin erschrocken, „woraus schließen Sie denn das?“

„Aus mancherlei Gründen,“ gab er zur Antwort, „die zu wiederholen hier nicht Zeit und Ort ist. — Ich muß Sie nun verlassen, Clothilde; vergessen Sie ja nicht,

die dienstfertigen Anerbietungen, welche Sie mir in Ihrem eigenen Namen und in dem des Herrn von Lucenay gemacht haben."

„Wie, Sie gehen schon und ohne Florestan gesehen zu haben?!" fragte Clothilde.

„Ein Zusammentreffen mit ihm wäre mir allzupeinlich, das werden Sie wohl begreifen!" entgegnete Herr v. St. Remy, „ich hatte ein solches nur in der Hoffnung gewagt, hier etliche Nachrichten über Frau v. Fermont zu treffen, da ich wenigstens nichts unversucht lassen wollte, sie wieder aufzufinden — nun aber leben Sie wohl...."

„O, Sie sind unerbittlich! Sie sind unbarmherzig, Herr Graf!" rief Clothilde.

Kopfschüttelnd, erwiderte Herr v. St. Remy: „Wissen Sie nicht selbst?"

„Ich weiß nur," unterbrach sie ihn, „daß Ihr Sohn niemals mehr Ihres Rathes bedurfte, als gerade im jetzigen Augenblicke."

„Wie?" rief der Graf, „ist er nicht reich und glücklich?....."

„Allerdings!" entgegnete Clothilde, „allein er kennt die Menschen nicht, er verschwendet Geld blindlings, weil er voll Zutrauen, Freigebigkeit und Großmuth ist, und da er immer und überall nur als Cavalier und großer Herr auftritt, fürchte ich fast, daß man zu seinem Nachtheil seine Güte mißbraucht. O, wenn Sie wüßten, wie viel Edelmuth in ihm ist.... ich habe nie gewagt, ihn wegen seines Aufwandes und seiner Unordnung auszuzanken, einmal, weil ich mindestens eben so thöricht bin, wie er, und dann auch.... aus andern Gründen; Sie aber im Gegentheile könnten sich das größte Verdienst...."

Frau v. Lucenay konnte nicht ausreden, plötzlich hörte man die Stimme des Vicomte Florestan v. St. Remy, der eiligst in das Studirzimmer neben dem Salon trat, und nachdem er die Thüre hart zugeschlagen, mit bebender Stimme zu Jemanden, der mit ihm gekommen war, sagte: „Das ist ja ganz unmöglich!"

„Ich wiederhole Ihnen, daß Sie im andern Falle darauf gefaßt sein müssen, verhaftet zu werden, bevor noch vier Stunden vergehen. — Wenn er binnen dieser Frist das Geld nicht hat, wird jener Mann seine Klage bei dem königlichen Prokurator niederlegen, und Sie wissen ja wohl, was eine Fälschung, wie diese, nach sich zieht: die Galeeren! mein armer Vicomte!"

Den Blick zu beschreiben, welchen Frau v. Lucenay und Florestans Vater austauschten, als sie diese Worte vernahmen, geht über unsere Kräfte.

VII.

Die Unterredung.

Als der Graf die entsetzlichen Worte hörte, welche Herr Badinaut an seinen Sohn richtete, daß es sich nämlich für ihn um die Galeere handle, erbleichte er plötzlich, die Kniee wankten ihm, und er mußte sich auf die Lehne eines Armstuhls stützen!

Sein eigner, ehrenwerther, allgemein geachteter Name war also jetzt entehrt und befleckt durch einen Menschen, den er für die Frucht eines Ehebruchs ansehen mußte.

Als die erste vernichtende Wirkung vorüber war, enthüllten die zornigen Züge des Greises und die drohende Haltung, mit welcher er in das Nebenzimmer stürzen wollte, eine so entsetzliche Entschlossenheit von seiner Seite, daß Frau von Lucenay ihn am Arme festhielt, und ihm leise und mit dem Tone der innigsten Ueberzeugung zuflüsterte: „Er ist unschuldig, ich schwöre es Ihnen, lassen Sie uns nur ruhig weiter hören . . ."

Der Graf blieb stehen, und ließ sich beruhigen, denn er wünschte an Das glauben zu können, was die Herzogin ihm sagte.

Diese war in der That innig überzeugt von der Ehrenhaftigkeit und dem Biedersinn Florestans.

Um nämlich neue Opfer von dieser Frau, die gegen ihn stets ein blindes Vertrauen und eine unerschöpfliche Freigebigkeit an den Tag gelegt hatte — Opfer, die ihn allein vor einer Verhaftung und der Verfolgung des Notars Ferrand zu schützen vermochten — zu erpressen, hatte der Graf Frau von Lucenay versichert, daß er, von irgend einem Nichtswürdigen getäuscht, der ihm an Zahlungsstatt einen falschen Wechsel gegeben, nunmehr Gefahr laufe, als Mitschuldiger des Fälschers betrachtet zu werden, da er selbst es gewesen, der jenen Wechsel in Umlauf gesetzt.

Frau von Lucenay kannte den Vicomte als leichtsinnig, als einen Verschwender und nachläßigen, gleichgültigen Haushalter, nie aber würde sie ihn einen Augenblick fähig erachtet haben, auch nur im geringsten das Zartgefühl zu verletzen, geschweige denn bis zu einer Gemeinheit oder Niederträchtigkeit herabzusinken.

Als sie ihm zweimal in seinen bedrängten Umständen sehr beträchtliche Summen lieh, hatte sie ihm nur einen Freundschaftsdienst erweisen wollen, da der Vicomte ihre Vorschüsse nie anders, als unter der ausdrücklichen Bedingung gelegentlicher Heimzahlung angenommen, und stets behauptet hatte, an verschiedene seiner Freunde den doppelten Betrag dieser Summen weggeborgt zu haben.

Der anscheinende Luxus, mit dem er sich umgeben, unterstützte die Glaubwürdigkeit solcher Angaben, überdem gab Frau von Lucenay nur dem Einfluß ihrer natürlichen Güte nach, und glaubte nur Florestan nützlich und dienstfertig zu sein, nie aber sich eine Versicherung zu verschaffen, daß er sie später wieder heimbezahlen könne. Er versicherte ja, und sie setzte keinen Zweifel darein, hätte er denn sonst solche beträchtliche Anlehen angenommen? — Als sie sich für Florestans Ehre verbürgte, und den alten Grafen bat, die Unterredung seines Sohnes zu Ende zu hören, glaubte die Herzogin, es handle sich hier nur um jenen Mißbrauch des Vertrauens, dem der Vicomte zum Opfer

geworden zu sein vorgab, und hatte gehofft, das weitere Gespräch mit Badinaut werde seine Unschuld auf's Glänzendste an's Tageslicht bringen.

„Ich wiederhole Ihnen," fuhr Florèstan mit bebender Stimme fort, „dieser Petit-Jean ist ein Schurke, er hatte mich versichert, daß er keine andern Wechsel mehr in Händen habe, als die beiden, die ich gestern und vor drei Tagen auslöste. — Ich glaubte diesen da bereits in Umlauf, da er erst in drei Monaten auf die Ordre von Adam und Compagnie in London fällig war."

„Ja, ja!" erwiderte die helle, durchdringende Stimme Badinaut's, „ich weiß, Herr Vicomte, daß Sie Ihren Handel recht geschickt angelegt hatten; Ihr Geschäft im Wechselfälschen wäre alsdann erst entdeckt worden, wenn Sie bereits weit von hier weg waren, allein so schlau Sie es auch angriffen, so hatten Sie es doch mit weit schlaueren Leuten zu thun."

„Donnerwetter! ist's nun Zeit, mir das zu sagen? Sie Spitzbube Sie!" rief Florestan wüthend, „waren nicht Sie es, der mich an den Mann wies, welcher mir die Wechsel abgekauft hat?"

„Ruhig! nur ruhig, mein lieber Herr Aristokrat," versetzte Badinaut frostig, „Sie können zwar die Unterschriften von gewissen Handlungshäusern recht geschickt und auf's Täuschendste verfälschen, aber das ist doch kein Grund dafür, Ihre Freunde mit dieser höchst widerwärtigen Vertraulichkeit zu behandeln; wenn Sie nicht kälter werden wollen, überlasse ich Sie Ihrem Schicksale, und dann mögen Sie sich helfen so gut Sie können . . ."

„Ei, glauben Sie denn, daß man in einer solchen Lage kaltblütig bleiben könne!" rief Florestan; „wenn es sich bewährt, was Sie mir da sagen, wenn diese Klage noch heute auf dem Bureau des Staatsanwaltes vorgebracht wird, bin ich verloren."

„Ei das weiß ich wohl," versetzte Badinaut, „und deßhalb rathe ich Ihnen ja eben, sich noch einmal an

Ihre allerliebste Vorsehung, an Ihre reizende, blauaugige Schutzgöttin zu wenden."

„Das ist unmöglich!" erwiderte der Vicomte barsch.

„So müssen Sie sich eben in Ihr Schicksal fügen," sagte Badinaut; „'s ist freilich Schade, denn es wäre der letzte Wechsel gewesen, und um armseliger 25,000 Franken willen die Reise zur Luftveränderung nach Toulon machen zu müssen, das ist ungeräumt, abscheulich, thöricht, nichtswürdig! Wie mag aber auch ein so geschickter Mensch wie Sie in eine solche Schlinge tappen?"

„Mein Gott! was soll ich nun thun? was soll ich beginnen?" rief Florestan voll Verzweiflung; „von all' dem, was mich hier umgibt, ist ja nicht einmal Etwas mehr mein eigen, ich habe keine 25 Louisd'ors mehr."

„So wenden Sie sich an Ihre Freunde."

„Geht nicht," erwiderte der Vicomte, „ich bin schon all' denen schuldig, die mir etwa borgen könnten; halten Sie mich denn für etwa so thöricht, daß ich bis heute gewartet haben würde, ohne mich an Sie zu wenden?!"

„Ah so? verzeihen Sie!" versetzte Badinaut gleichmüthig, — „kommen Sie, lassen Sie uns ruhig plaudern, ... so kommen wir vielleicht am besten zu einem vernünftigen Entschluß und Ziel. Ich wollte Ihnen gerade auseinandersetzen, auf welche Weise Sie von einem noch Pfiffigeren über den Löffel barbirt wurden, ... Sie wollten mich ja aber gar nicht anhören und zu Worte kommen lassen! . . . . ."

„So reden Sie denn in's Henkers Namen, wenn das zu etwas nütze sein kann!" sagte Florestan mürrisch.

„Lassen Sie mich von Vorne anfangen," hub Badinaut an, — „vor etwa zwei Monaten sagten Sie mir: ich habe da drei Wechsel auf lange Sicht auf verschiedene Handelshäuser, im Gesammtbetrage von Einhundert und dreizehn tausend Franken; wüßten Sie, lieber Badinaut, mir nicht ein Mittel, diese Wechsel umzusetzen? . . . . ."

„Weiter, weiter!" drängte der Vicomte.

„Nur Geduld!" sagte Badinaut gemächlich, — „ich

begehrte zunächst diese Wechsel zu sehen, und eine ganz unerklärliche Ahnung sagte mir: daß diese Wechsel zwar äußerst geschickt nachgeahmt, aber dennoch falsch seien! — Ich vermuthete freilich bei Ihnen kein so ausgebildetes und geübtes kalligraphisches Talent, allein ich wußte, da ich schon seit der Zeit, wo Ihr Vermögen verbraucht war, eben mit der Verwaltung Ihres Vermögens beauftragt wurde, daß Sie vollständig ruinirt seien. Hatte ich ja doch die Vertragsurkunde entworfen, durch welche Ihre Pferde, Wagen, Ihr Mobiliar und mit Einem Worte fast Ihr ganzes bewegliches Vermögen sammt dem Hotel in die Hände Ihrer Diener Boyer und Edward Patterson übergingen, — so war es also durchaus nicht indiskret von mir, wenn ich erstaunte, stutzte, Sie noch im Besitze so beträchtlicher Geldmittel zu sehen! . . . ."

„Ersparen Sie mir Ihr Erstaunen und Stutzigwerden, und kommen Sie endlich zur Sache!" rief Florestan einigermaßen verlegen.

„Wir sind schon dran," versetzte Badinaut, „ich habe zuviel Erfahrung und Scheu vor den Menschen, um mich so unbedingt und sorglos auf unmittelbare Berührung mit Geschäften der Art einzulassen, deshalb sandte ich die Wechsel einem Dritten zu, der aber nicht minder hellsehend als ich, den Possen alsbald ahnte, den Sie ihm spielen wollten. . ."

„Das ist nicht möglich!" rief St. Remy, „er würde mir wahrhaftig diese Wechsel nicht umgesetzt haben, wenn er sie für falsch gehalten hätte."

„Wie viel erhielten Sie an baarem Gelde für diese 113,000 Franken?"

„Fünf und zwanzig Tausend Franken baar und den Rest in Schuldscheinen, die ich erst einlösen sollte," versetzte Florestan.

„Und wie viel lösten Sie aus jenen Schuldscheinen?" fuhr Badinaut fort.

„Nichts, wie Sie wohl wissen," versetzte der Vicomte, „sie waren alle nur illusorisch, allein der Käufer meiner Wechsel hatte ja immerhin 25,000 Franken auf's Spiel gesetzt."

„Oho! wie jung und unerfahren Sie noch sind, Herr Vicomte!“ rief Badinaut lachend, „für jene hundert Louisd'or, die Sie mir für den Fall versprochen hatten, daß das Geschäft in Richtigkeit komme, hatte ich mich wohl gehütet, einem Dritten den wirklichen Zustand Ihrer Angelegenheiten mitzutheilen. — Der Käufer glaubte Sie noch reich genug und wußte zudem von mir, daß Sie mit einer unermeßlich reichen Dame in einem Verhältnisse stunden, in Folge dessen man Sie wohl nie ganz in Verlegenheit kommen lassen konnte; er hatte also beinahe die Gewißheit, durch eine Art Vergleich jedenfalls wieder auf seine Auslage zu kommen. Er riskirte freilich, Alles zu verlieren, allein er riskirte auch viel zu gewinnen und seine Berechnung war ganz richtig; haben Sie ihm nicht erst vor wenigen Tagen 100,000 schöne baare Franken hingelegt, um den ersten falschen Wechsel von 58,000 Franken wieder einzulösen und mußten Sie nicht gestern erst 30,000 Franken für den zweiten schwitzen? — Für diesen dritten da begnügt sich ja der gute Mann noch überdieß mit dem Nennwerth des Wechsels. Wie haben Sie sich nur gestern jene 30,000 Franken verschafft? der Teufel soll mich holen, wenn ich das begreife, denn Sie sind ein ganz ausgezeichneter Mensch . . . Jetzt sehen Sie aber doch endlich ein, daß, wenn Herr Petit-Jean Sie zwingt, auch noch diesen letzten Wechsel gegen eine Summe von 25,000 Franken einzulösen, er von Ihnen den Betrag von 155,000 Franken erhalten haben wird, während er Ihnen nur 25,000 Franken bezahlt hat; ich hatte also doch Recht, wenn ich sagte, daß Sie es mit einem schlaueren Manne zu thun hatten, als Sie selbst sind.“

„Warum aber machte mich der Schurke glauben,“ rief Florestan, „daß er diesen letztern Wechsel, den er erst heute präsentirt, bereits in Umlauf gesetzt habe?“

„Um Sie nicht zu erschrecken,“ rief Badinaut lachend, „hat er Ihnen denn nicht schon bei dem ersten Wechsel von 50,000 Franken glauben machen wollen, daß die andern bereits in Umlauf gesetzt seien? — War einmal der

erste bezahlt, so kam er gestern mit dem zweiten und heute mit dem dritten."

„Der Schurke!" rief Florestan grollend.

„Bah! seien Sie vernünftig," sagte Badinaut, „Jeder ist sich selbst der Nächste, sagt ein berühmter Rechtsgelehrter, dessen Grundsätze ich unbedingt bewundere. Doch lassen Sie uns jetzt kaltblütig weiter reden, Sie haben nun den Beweis, daß dieser Petit-Jean (unter uns gesagt, sollte es mich nicht wundern, wenn jener Notar Jakob Ferrand nicht zur Hälfte bei all' diesen Unternehmungen betheiligt wäre) durch Ihre früheren Zahlungen kirre gemacht, nun auf diesen letzten Wechsel nicht anders rechnet, als er auf die vorigen gethan, weil er wohl weiß, wie Ihre Freunde wohl nie zugeben werden, daß man Sie vor die Assisen zieht. Nun ist die Reihe an Ihnen zu sehen, ob Ihre Freundschaften sich halten und nicht schon bis auf die Schaale ausgedrückt worden sind, zu sehen, ob Sie nicht selbst noch einige Geldtröpfchen herauszwacken können, denn wenn Sie nicht binnen drei Stunden jene 25,000 Franken bezahlen, mein sehr werther Vicomte, dann dürfen Sie mit Bestimmtheit darauf rechnen, hinter Schloß und Riegel gelegt zu werden."

„Zum Teufel! warum wiederholen Sie mir dieß unaufhörlich," rief der junge Vicomte.

„Damit Sie endlich begreifen lernen, daß Sie zum letztenmal den Versuch machen müssen, noch eine Feder aus den Schwingen Ihrer freigebigen Herzogin zu ziehen," sagte Badinaut launig.

„Ich wiederhole Ihnen, daß daran nicht zu denken ist," versetzte Florestan kleinmüthig, „es wäre eine Thorheit, nur zu hoffen, daß jene Frau nach den Opfern, die sie mir bereits gebracht hat, noch einmal eine Summe von 25,000 Franken binnen drei Stunden auftriebe."

„Ich sehe keine Unmöglichkeit darin," rief Badinaut, „um Ihnen zu gefallen, glücklicher Sterblicher, versucht man ja auch das Unmögliche!"

„Das hat sie schon gethan um meinetwillen, sie that's

indem sie freilich mit Erfolg 100,000 Franken bei ihrem Gatten borgte. Das sind aber Erscheinungen, die sich nicht zum zweitenmale wiederholen. Nein, lieber Badinaut! ich rechne jetzt mehr auf Sie; ich habe Ihnen seither nie Gelegenheit gegeben, sich über mich zu beklagen, war stets freigebig gegen Sie, thun Sie mir noch diesen einzigen Gefallen, diesen elenden Petit-Jean zu einem kurzen Aufschub zu bewegen! — Sie wissen es, daß ich immer noch Mittel finde, mich denjenigen Personen dankbar zu zeigen, denen ich mich verpflichtet erachte; ist nur einmal dieser letzte Handel in Ordnung, so werde ich einen neuen Anlauf nehmen und Sie werden mit mir zufrieden sein."

„Hoffen Sie nichts," erwiderte Badinaut, „dieser Petit-Jean ist eben so wenig zum Mitleiden zu bewegen, als Sie zur gesunden Vernunft. — Versuchen Sie nur noch einmal Ihrer freigebigen Freundin einige Theilnahme für Ihr trauriges Geschick abzugewinnen . . . . alle Teufel, an Ihrer Stelle würde ich ihr jetzt rund heraus erklären, wie es jetzt steht, ich würde ihr nicht mehr glauben machen, daß Sie von Fälschern zum Besten gehalten worden, sondern lieber eingestehen, daß Sie selbst Fälscher seien."

„Dieß Geständniß werde ich ihr nie machen," rief der Vicomte, „ich würde mir ohne allen Erfolg eine Demüthigung bereiten."

„Meinetwegen denn," sagte Badinaut, „Sie wollen also lieber, daß Ihre holde Göttin den ganzen Handel morgen durch die Gazette des Tribunaux erfahre?"

„Bah!" versetzte Florestan, der sich noch immer Hoffnung einzureden suchte, „ich habe noch drei Stunden vor mir, ich kann noch entfliehen."

„Und wohin wollen Sie fliehen ohne Geld?" sagte Badinaut, „bedenken Sie doch im Gegentheile, daß wenn Sie diesen letzten falschen Wechsel zurückgezogen haben, Sie sich wieder in der besten Lage befinden und nur noch ein paar lumpige Hundertausend Franken Schulden haben. Kommen Sie, versprechen Sie mir, daß Sie noch einmal mit der Herzogin sprechen wollen, Sie sind ja so

abgefeimt, Sie können sich ja trotz Ihrer Fehler so liebenswürdig machen, daß es mir für Sie gar nicht bange ist; im schlimmsten Falle würde man Sie ein Weilchen darum ansehen, Sie aber jedenfalls aus der Schlinge ziehen. Nicht wahr, Sie wollen mir versprechen, schnell noch Ihre Freundin zu besuchen! ich dagegen eile alsbald zu Herrn Petit=Jean und verbürge mich dafür, daß ich einen Aufschub von einer oder zwei Stunden erhalte . . ."

„Hölle und Teufel," rief der Vicomte, „muß ich denn den Kelch der Schande bis auf die Hefe leeren!"

„Nun denn, Glück auf! thun Sie so zärtlich, so leidenschaftlich, und so verführerisch wie möglich!" rief Badinaut, „einstweilen gehe ich zu Petit=Jean, wo Sie mich bis drei Uhr finden können — das ist die höchste Zeit, denn das Bureau des Staatsanwalts ist nur bis vier Uhr offen." Hierauf entfernte sich Herr Badinaut.

Als er die Thüre hinter sich zugeschlagen hatte, hörte man Florestan im Tone der tiefsten Verzweiflung in den Ruf ausbrechen:

„Mein Gott! mein Gott! mein Gott!"

* * *

Während dieser Unterredung, die dem Grafen die ganze Schande und der Frau von Lucenay die ganze Niederträchtigkeit des Mannes enthüllte, den sie so blindlings geliebt hatte, waren Beide unbeweglich stehen geblieben und hatten über der entsetzlichen Entdeckung kaum zu athmen gewagt.

Es wäre unmöglich, den Ausdruck der stummen Beredtsamkeit wieder zu geben, die jener entsetzliche Auftritt auf den Grafen sowohl, als auf die junge Frau ausübte, als ihnen kein Zweifel mehr über Florestans Vergehen blieb.

Der Greis reckte die geballte Faust gegen das Gemach aus, wo sein Sohn sich befand, lächelte voll bittern Hohns und warf einen vernichtenden Blick auf Frau von Lucenay, als wollte er ihr sagen:

„Siehst Du nun, für wen Du jeder Schande getrotzt,

jedem Opfer Dich unterzogen hast? Erkennst Du nun den Schurken und fühlst Du die Unzweckmäßigkeit Deiner Vorwürfe, daß ich ihn verlassen habe? . . ."

Die Herzogin fühlte und begriff diesen Vorwurf, sie schlug einen Augenblick lang die Augen nieder unter dem Gewicht ihrer Schande, diese Lehre war entsetzlich für sie . . . auf die grausame Angst und Niedergeschlagenheit, welche sich über die Züge der Frau von Lucenay gelagert hatten, folgte indeß bald eine Art stolzer Entrüstung. Wenn diese Frau auch unverzeihliche Fehler begangen hatte, so fand sie wenigstens einige Entschuldigung in der Aufrichtigkeit ihrer Liebe, in der Kühnheit, womit sie sich Florestan aufopferte, in der Größe ihres Edelmuths, in der Freimütigkeit ihres Charakters und in ihrer unerbittlichen Abneigung für Alles, was feig und niederträchtig war. Clothilde war noch zu jung, zu schön und zu sehr gefeiert, um von dem Gedanken gedemüthigt zu werden, daß sie hintergangen und getäuscht worden sei; als der Taumel der Liebe auf einmal in ihr verschwunden war, fühlte diese stolze und entschlossene Frau weder Haß noch Groll; augenblicklich, ohne Uebergang ertödtete ein tödtlicher Ekel, eine eisige Verachtung ihre seither so lebhafte Zuneigung; — sie war nicht mehr die Geliebte eines Mannes, der ihre Liebe so schmählich betrogen . . . . sie zeigte sich vielmehr als eine Frau vom Stande, die nun entdeckte, daß ein Mann aus ihrem Zirkel ein gemeiner Spitzbube und Falschmünzer war, und die sich deshalb für verpflichtet erachtete, ihn alsbald von sich zu jagen.

Selbst wenn sie die Möglichkeit zugab, daß gewisse Verhältnisse und Umstände Florestans Schmach hätten entkräften können, würde Frau von Lucenay diese nicht zugegeben haben. Sie war der Ansicht, daß ein Mann, der gewisse Grenzen der Ehre überschritten hatte, sei es nun aus angeborner Lasterhaftigkeit, aus Verführung oder Schwäche, *in ihren Augen nicht mehr existiren könne*; der Punkt der Ehrenhaftigkeit war die Frage von Sein oder Nichtsein.

Das einzige schmerzliche Gefühl, das sich der Herzogin bemächtigte, war durch den entsetzlichen Eindruck hervorgerufen, den diese unerwartete Entdeckung auf den Grafen, ihren vieljährigen Freund hatte hervorbringen müssen.

Der Graf stand schon eine Weile wie versteinert da und schien weder zu hören noch zu sehen; sein Blick war stier, sein Haupt gesenkt, die Arme hingen schlaff herab und von Zeit zu Zeit hob ihm ein krampfhafter Seufzer die Brust. Bei einem eben so entschlossenen als energischen Manne war eine solche Niedergeschlagenheit weit entsetzlicher als das Aufwallen seines Zorns.

Frau von Lucenay maß ihn mit unruhigem besorgtem Blick.

„Nur Muth, mein verehrter Freund!" flüsterte sie ihm zu, „ich weiß, was in Betreff dieses Menschen für Sie und für mich zu thun ist . . . ."

Der Greis sah ihr starr in die Augen, dann richtete er plötzlich, als ob ein neues Aufwallen eines schmerzlichen Gefühles ihn aus seinem Stumpfsinn aufrüttle, das Haupt empor, seine Züge nahmen einen drohenden Ausdruck an, und ohne zu bedenken, daß sein Sohn ihn hören konnte, brach er in den Ruf aus:

„Und ich weiß ebenfalls, was mir in Betreff dieses Menschen zu thun bleibt."

„Wer ist da?" rief Florestan im andern Zimmer betroffen.

Frau von Lucenay, die sich scheute, in diesem Augenblick mit Florestan zusammen zu treffen, rettete sich durch die verborgene Thüre und über die daranstoßende Geheimtreppe.

Als Florestan auf seine Frage keine Antwort erhielt, trat er rasch in den Salon und stand hier auf einmal dem Grafen, seinem Vater gegenüber.

Der lange Bart des Greises und seine ärmliche Kleidung hatten ihn so unkenntlich gemacht, daß sein Sohn, der ihn seit mehreren Jahren nicht mehr gesehen hatte, ihn anfangs gar nicht erkannte, sondern mit drohender Geberde auf ihn zutrat.

„Was macht Ihr da? Wer seid Ihr?" rief er ihm entgegen.

„Ich bin der Gatte der Frau," erwiderte der Graf und deutete auf das Portrait der verstorbenen Frau von St. Remy.

„Mein Vater!!" rief Florestan und bebte entsetzt zurück, denn jetzt erst erinnerte er sich der längst vergessenen Züge seines Vaters. Der Graf trat mit fürchterlichem Blick und zorngeröthbeter Stirne vor seinen Sohn, seine weißen Harre sträubten sich empor, die Arme hatte er über der hochwogenden Brust gekreuzt und fixirte so mit vernichtendem Blicke seinen Sohn, der gesenkten Hauptes vor ihm stund und die Augen nicht aufzuschlagen wagte. Dennoch legte sich Herr von St. Remy aus einem besondern Beweggrunde heftigen Zwang auf, um ruhig zu bleiben und seine schmerzlichen Gefühle wie seinen entsetzlichen Zorn zu verbergen.

„Wie, mein Vater! Sie waren gegenwärtig?" fragte Florestan mit bebender Stimme.

„Ich war in diesem Zimmer und habe Alles gehört," versetzte der Graf in dumpfem Tone. Florestan verbarg mit einem schmerzlichen „Ach!" sein Gesicht in die Hände, und eine neue Pause des Stillschweigens trat ein. Der Vicomte, den die unerwartete Erscheinung und Anwesenheit seines Vaters anfangs eben so sehr in Erstaunen gesetzt, als verblüfft hatte, dachte als gewandter Diplomat alsbald an den Nutzen, den er aus diesem unerwarteten Zwischenfalle ziehen konnte.

„Noch ist nicht Alles verloren!" dachte er, „die Gegenwart meines Vaters ist ein sichtlicher Wink des Schicksals, er weiß jetzt Alles und wird nicht zugeben, daß sein Name gebrandmarkt werde; er ist zwar nicht reich, aber er wird immer noch mehr als fünfundzwanzig Tausend Franken im Vermögen haben. Ich will ihm zu Leibe rücken; mit etwas Geschicklichkeit, Winseln und Flehen und Berühren der zartesten Saiten des Vaterherzens wird er sich wohl

bewegen lassen . . . . dann brauche ich die Herzogin nicht und bin gerettet." —

Er legte also seinen anmuthigen Zügen den Ausdruck tiefster Reue und Niedergeschlagenheit auf, drückte einige heuchlerische Thränen aus den Augen, rang mit verzweiflungsvoller Geberde die Hände und rief im erschütterndsten und pathetischesten Tone: „Ach! mein guter Vater, ich bin doch recht unglücklich, Sie nach so langer Trennung unter solchen Umständen wieder zu sehen . . . . ich muß Ihnen so schuldbeladen und nichtswürdig erscheinen, allein schenken Sie mir nur auf kurze Zeit geneigtes Gehör, ich bitte Sie darum, erlauben Sie mir nicht mich zu rechtfertigen, sondern Ihnen mein Betragen zu erklären; wollen Sie es, bester Vater?"

Herr von St. Remy erwiderte kein Wort, und seine Züge blieben unverändert; er warf sich in einen Armstuhl, lehnte den glühenden Kopf in seine Hand und betrachtete Florestan schweigend.

Hätte der Vicomte genau die Empfindungen von Haß und Wuth und das Begehren nach Rache gekannt, welche in diesem Augenblick in der Brust seines Vaters gährten, so hätte er, erschreckt vor der anscheinenden Ruhe des Grafen, wohl nicht gewagt, sein freches Spiel mit ihm zu treiben. Da er aber nichts von dem verhängnißvollen Argwohn wußte, welcher auf der Rechtmäßigkeit seiner Herkunft lag und nie von dem Vergehen seiner Mutter gehört hatte, zweifelte Florestan keineswegs an einem günstigen Erfolg seines Betrugs, zumal er glaubte, er brauche nur einen Vater zu erweichen, der eben so menschenscheu als stolz auf die unbefleckte Ehre seines Namens, sich lieber zu den äußersten Opfern entschließen, als ihn entehren lassen würde.

„Mein Vater!" versetzte Florestan scheu, „erlauben Sie mir, daß ich mich in Ihren Augen wenigstens zu rechtfertigen strebe, daß ich Ihnen wenigstens sage, in Folge welcher unwillkührlichen Verführung ich fast gegen meinen Willen zu Handlungen hingerissen wurde, die, ich gestehe es, nichtswürdig und niederträchtig sind . . . ."

Der Vicomte hielt das Stillschweigen seines Vaters für eine stumme Einwilligung und fuhr daher fort:

„Als ich das Unglück hatte, meine gute arme Mutter zu verlieren, die sich stets so unendlich liebevoll bewiesen, war ich noch nicht zwanzig Jahre alt. — Ich war allein, ohne Rath, ohne Stütze, — Herr eines beträchtlichen Vermögens, von Jugend, von Pracht und Verschwendung umgeben, waren sie mir zur Gewohnheit, zum Bedürfniß geworden . . . Da ich nicht wußte, welche Mühe es koste, Geld zu verdienen, verschwendete ich es ohne Maß und Ziel. Unglücklicherweise, — ich hebe dieses besonders hervor, weil es mich in's Verderben gestürzt hat — unglücklicherweise war mein Aufwand, so toll er auch war, durch seine Eleganz und guten Geschmack besonders auffallend und hervorragend; — weil ich Kunstsinn, weil ich Geschmack hatte, verdunkelte ich Leute, die zehnmal reicher waren als ich... Dieser erste Sieg berauschte mich und entzückte meine Eitelkeit, Pracht und Verschwendung wurden für mich ein Beruf, wie der Krieg, wie die Staatsgeschäfte; ja ich liebte den Luxus nicht aus gemeiner Prachtliebe, sondern liebte ihn, wie der Maler seine Kunst, der Dichter die Poesie liebt; wie jeder Künstler war ich stolz auf meinen Beruf, wie auf mein Werk — und mein Werk war: Pracht und Luxus. Alles opferte ich seiner Vervollkommnung, in allen Dingen wollte ich Pracht, Erhabenheit, harmonische Schönheit und Kostbarkeit an den Tag legen . . . . Von meinem Leibstall bis zu meiner Tafel, von meiner eigenen Kleidung bis auf mein Hauswesen, sollte mein ganzes Leben, mein ganzes Dichten und Trachten für Andere nur gleichsam eine Schule des Geschmacks und der Eleganz sein; wie ein Künstler endlich geizte ich eben so sehr nach dem Beifall der Menge als nach der Bewunderung der Kenner und Vornehmen, und diesen so seltenen Erfolg wußte ich mir zu verschaffen . . . .“

Bei diesen Worten verloren Florestans Züge allmählig ihren Ausdruck heuchlerischer Demuth und aus seinen Augen glänzte eine Art Begeisterung, denn er sagte die

Wahrheit: diese ziemlich seltsame Weise, wie er den Luxus begriff und ausübte, hatte ihn anfangs zu seiner ganzen Handlungsweise bewogen.

Durch einen einzigen Blick befragte er die Physiognomie seines Vaters und glaubte eine mildere Regung in ihr zu erblicken, deshalb fuhr er mit steigender Begeisterung fort:

„Ich war Orakel und Quelle der Mode, mein Tadel und Lob wurde zum Gesetz, die vornehme Welt von Paris, also auch die ausgezeichnetste Gesellschaft von ganz Europa, ja von der ganzen Erde ahmte mir nach, richtete sich nach meinem Urtheil, rühmte und bewunderte mich. — Die Frauen theilten den allgemeinen Enthusiasmus und die reizendsten Geschöpfe der ersten und höchsten Familien stritten sich um das Vergnügen und die Ehre, etlichen wenigen auserlesenen Festlichkeiten anwohnen zu dürfen, die ich gab, und stets und überall wußte man nur mit Enthusiasmus und Bewunderung die unvergleichliche Eleganz und den seltenen Geschmack dieser Feste zu rühmen, in welchen es mir die Reichsten, die über hunderte von Millionen gebieten, nicht einmal gleichthun, geschweige mich verdunkeln konnten. — Mit Einem Worte, ich wurde Das, was man gemeinhin den König der Mode nennt. Dieses Wort, mein Vater! wenn Sie es begreifen, sagt Ihnen Alles..."

„Ich begreife es," erwiderte der Greis dumpf und mit vernichtender Ironie, „ja ich bin überzeugt, daß Du im Bagno noch irgend eine Manier voll der raffinirtesten Eleganz erfinden wirst, um Deine Kette zu tragen! — das würde dann Mode unter den Galeerensträflingen und hieße **à la St. Remy** und..." fuhr er mit tiefster Entrüstung fort, „St. Remy ist ja m e i n Name! . . ."

Schweigend lehnte sich der Graf in den Stuhl zurück und stützte sein Kinn in die Handfläche.

Es bedurfte für Florestan der äußersten Beherrschung, um die Wunde zu verbergen, welche dieser schneidende Sarkasmus ihm geschlagen; in einem weit demüthigeren Tone sprach er weiter:

„Ach! mein Vater! nicht aus Stolz und Selbstbefrie-

digung beschwöre ich das Andenken an jene Siege herauf, denn ich wiederhole es, eben jene Erfolge haben mich in's Verderben gestürzt. Als ich mich so gefeiert, beneidet, geschmeichelt und bewundert sah und zwar nicht von eigennützigen Speichelleckern und Schmarotzern, sondern von Leuten, deren Stellung die meinige bei weitem übertraf und über welche ich nur den Vorzug hatte, welchen Kunstsinn und Eleganz gaben; und Eleganz ist ja bei der Pracht, was das Verständniß bei der Kunst, — so schwindelte mir der Kopf. Ich konnte nicht mehr rechnen: ob auch mein Vermögen binnen weniger Jahre verschwendet war, was lag mir daran. Konnte ich auf dieses fieberische, glänzende Leben verzichten, in welchem nur Vergnügen auf Vergnügen, Genuß auf Genuß und Fest auf Fest folgte und Trunkenheit und Taumel aller Art mit dem anmuthigsten Zauber und dem süßesten Wonnerausch abwechselte? — O wenn Sie wüßten! Vater! was es heißt, überall als Held des Tages bezeichnet zu werden, das beifällige Gemurmel zu vernehmen, das einen beim Eintritt in einen Salon empfängt, die Frauen sagen zu hören: „Das ist er, da kommt er, seht ihn!" — O wenn Sie das wüßten!"

„Ich weiß es, ich weiß es," erwiderte der alte Graf, seinen Sohn unterbrechend, ohne jedoch seine alte Lage zu verändern; — „doch vor wenigen Tagen ging ich über einen öffentlichen Platz, wo eine bunte Menschenmasse sich zusammendrängte; — plötzlich vernahm ich ein Gemurmel, ganz dem ähnlich, womit man Dich empfängt, wenn Du irgendwo in eine Gesellschaft trittst. . . . Auf einmal hefteten sich die Blicke der Frauen auf einen sehr hübschen jungen Mann, geradeso wie sie Dich gewöhnlich anblicken... und sie zeigten ihn einander mit den Worten: Da ist er, da kommt er! Ganz so wie es Dir zu geschehen pflegte...."

„Und wer war dieser Mensch, mein Vater?" fragte Florestan, als der alte Graf inne hielt.

„Es war ein Falschmünzer, den man ins Halseisen legte, und am Schandpfahl ausstellte," erwiderte Herr von St. Remy mit einer Donnerstimme.

Florestan stieß einen Schrei der heftigsten Wuth aus, nahm aber alsbald wieder die Miene tiefster Niedergeschlagenheit und Demuth an und sprach weiter:

„Sie sind unbarmherzig, Vater — was soll ich Ihnen noch mehr sagen? ich will ja mein Unrecht gar nicht wegläugnen, ich will Ihnen nur die verhängnißvolle Verführung erklären, die mich dazu hingerissen hat; ach, wenn Sie mich fürder nicht mit diesem schneidenden Hohne darniederschmettern wollen, will ich mir die Mühe geben, diese Beichte zu Ende zu bringen, will mich bestreben, Ihnen jene fieberische Exaltation begreiflich zu machen, die mich ins Unglück gestürzt hat, weil Sie alsdann vielleicht mich beklagen werden! — Ach! man beklagt und bemitleidet ja einen Narren, und ich war ein solcher. — Blindlings, mit geschlossenen Augen stürzte ich mich in den glänzenden Strudel und zog die reizendsten Frauen, die liebenswürdigsten Männer mit hinein. Glauben Sie, daß ich inne zu halten vermocht hätte? das hieße ebensoviel, als wollten Sie einem Dichter, der sich erschöpft und dessen Genie seine Gesundheit beeinträchtigt und aufreibt, sagen: hier halte inne, mitten in der Begeisterung, die Dich hinreißt! — Nein, es war unmöglich, ich vermochte es nicht! . . . Sollte ich die königliche Würde niederlegen, die ich genoß, sollte ich schimpflich, von Elend und Hohn beladen, zur unbekannten Menge herniedersteigen? — Sollte ich meinen Neidern, die ich seither herausgefordert, beherrscht und überragt hatte, einen solchen Triumph gönnen . . . o nein! das vermochte ich nicht, wenigstens nicht aus freien Stücken. Da kam endlich der verhängnißvolle Tag, wo mir zum erstenmale das Geld ausging, ich war so betroffen darüber, als ob dieser Zeitpunkt nie hätte eintreten können und dennoch besaß ich noch meine Pferde, meine Wagen mein ganzes Mobiliar dieses Hauses, — Hätte ich damit meine Schulden bezahlt, so wären mir noch mehr als 60,000 Franken geblieben; . . . was hätte ich aber mit einem solchen Bettel begonnen? — Damals, mein guter Vater! that ich den ersten Schritt auf dem Wege der

Schande und Niederträchtigkeit; — noch war ich ehrlich, denn ich hatte nur gebraucht, was mein eigen war; aber nun begann ich Schulden zu machen, die ich nicht bezahlen konnte, — verkaufte Alles, was ich besaß, an meine Diener, um mich meiner Verbindlichkeiten gegen sie zu entledigen und meinen Gläubigern zum Trotz nun noch sechs Monate lang diese Pracht genießen zu können, die mich berauschte. — Um mir die Mittel zu verschaffen, die das Spiel und andere thörichte Ausgaben und vermeintliche Bedürfnisse heischten, borgte ich zuerst Geld bei den Juden, hernach, um die Juden zu bezahlen, bei meinen Freunden, und endlich, um meine Freunde decken zu können, bei meinen Geliebten. Als auch diese Quellen erschöpft waren, trat ein neuer Wendepunkt in meinem Leben ein; — aus einem ehrlichen Manne war ich ein Spitzbube, ein Industrieritter geworden, allein noch war ich wenigstens kein Verbrecher, — noch zögerte ich und wollte einen kräftigen energischen Entschluß fassen. Ich hatte in mehreren Duellen bewiesen, daß ich den Tod nicht fürchte, nun dachte ich ernstlich darauf, mir das Leben zu nehmen . . . ."

„Warum nicht gar!" rief der Graf mit schneidender Ironie.

„Wollen Sie mir nicht glauben, Vater?" fragte Florestan mit zitternder Stimme.

„Bah!" versetzte der Graf gleichgültig und noch immer in derselben Lage, „warum hättest Du Dich auch tödten sollen, es war ja für Dich entweder schon zu spät oder noch zu früh."

Florestan hoffte durch die Erzählung seiner Selbstmordsplane den Grafen gerührt zu haben und hielt es nun für wohl angebracht und nöthig, den Auftritt durch einen recht theatralischen Effekt zu verstärken. Er zog daher eine Schublade seines Schreibtisches heraus, nahm daraus ein kleines Fläschchen von grünlichem Crystall und setzte dieses auf den Kaminsims mit den Worten:

„Sehen Sie, Vater, ein italienischer Quacksalber hat mir dieses Gift verkauft."

„Und Du hattest es wirklich für Dich selbst bestimmt?" fragte der alte Graf, ohne seine Lage zu verändern.

Florestan begriff instinktmäßig, was sein Vater mit diesen Worten sagen wollte und ein Ausdruck tiefer Entrüstung und heftigen Zorns zuckte über sein Gesicht, denn diesmal sprach er die Wahrheit. . . .

Eines Tages hatte er den freilich nicht sehr ernsten und nur vorübergehenden Einfall gehabt, sich selbst das Leben zu nehmen. Menschen seines Schlages sind aber zu feig, um sich kaltblütig und ohne Zeugen zum Tode zu entschließen, dem sie um der Ehre willen und aus einer Art Prahlerei in einem Duell standhaft in's Auge blicken. —

„Ich bin wohl tief gefallen," rief er im Tone der wahrsten Entrüstung, „allein doch noch nicht so weit, mein Vater; nur für mich allein hatte ich dies Gift aufgespart."

„Und dennoch fürchtest Du Dich vor dem Tode?" fragte der alte Graf.

„Ich gestehe es," entgegnete Florestan, „daß ich vor diesem letzten Mittel zurückbebte. Noch war für mich nicht Alles verloren, die Personen, denen ich schuldete, waren reich und konnten warten. In meinem Alter, mit meinen Bekanntschaften konnte ich noch immer hoffen, wenn auch nicht mein Vermögen wieder zu gewinnen, so doch noch immer eine ehrenhafte und für meine Bedürfnisse genügende unabhängige Stellung im Leben zu erringen. — Mehrere meiner Freunde hatten, vielleicht mit weniger günstigen natürlichen Gaben als ich, in der diplomatischen Laufbahn schnell eine glänzende Stellung sich erworben; Ehrgeiz und Thatendrang regten sich in mir — es bedurfte nur eines Wunsches von meiner Seite und man machte mich zum Attachée bei der Gesandtschaft am Hofe zu Gerolstein. Unglücklicherweise setzte mich schon wenige Tage nach der Ernennung eine Spielschuld gegen einen Mann, den ich haßte, in die peinlichste Verlegenheit, ich hatte auch meine letzten Hülfsmittel erschöpft und sah keine — keine Hoffnung mehr — da überkam mich ein gräßlicher, verhängnißvoller Gedanke; mit entsetzlicher Selbstäuschung

glaubte ich straflos zu bleiben, und beging eine verbrecherische, niederträchtige Handlung. — — Sie sehen nun, bester Vater! ich habe Ihnen nichts in meinem ganzen Lebenslaufe verhehlt, habe offen die ganze Schändlichkeit meines Verfahrens eingestanden und suche sie in nichts zu vermindern. — Nun bleiben mir nur noch zwei Auswege und ich bin zu beiden gleich fest entschlossen. . . Der eine ist, mir selbst das Leben zu nehmen, dann aber bleibt Ihr Name entehrt, denn wenn ich nicht noch heute 25,000 Franken bezahle, wird die Klage beim Staatsanwalte vorgebracht, die verhängnißvolle Rache des Schicksals ereilt mich und lebend oder todt wird mein Name gebrandmarkt. Das andere Mittel ist, mich Ihnen in die Arme zu werfen, mein Vater! Ihnen zu sagen: retten Sie Ihren Sohn vor Schmach und Schande! . . . Für diesen Fall schwöre ich Ihnen, schon morgen nach Afrika abzureisen, als gemeiner Soldat unter die Fahne unseres Heeres zu treten und mich entweder tödten zu lassen oder eines Tages glänzend gerechtfertigt und aufs ehrenhafteste hergestellt zu Ihnen zurückzukehren. — Glauben Sie mir, theuerster Vater! daß Alles, was ich hier gestand, die reinste Wahrheit ist, das schwöre ich Ihnen zu. — Hier, Angesichts der Schande und der äußersten Nothwendigkeit, die mich niederdrücken, kann ich keinen andern Ausweg ergreifen; entscheiden Sie, entweder will ich unter Schimpf und Schande sterben oder — durch Ihre gütige Vermittlung — am Leben bleiben, um meine Vergehen wieder gut zu machen. — O, es sind nicht die Drohungen und eitlen Worte eines Jünglings, mein theurer Vater! . . . ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, führe Ihren Namen und habe Muth genug, entweder mich zu tödten oder Soldat zu werden. — In's Bagno kann und werde ich nicht gehen! . ."

Der Graf stand auf.

„Mein Name soll nicht entehrt werden!" sagte er mit schneidender Kälte zu Florestan.

„O mein gütiger Vater! mein Retter!" rief der Vicomte mit Wärme und wollte seinem Vater in die Arme

stürzen, allein dieser wies ihn ruhig und mit einer Geberde voll eisiger Kälte von sich.

„Man erwartet Dich also bis drei Uhr bei dem Manne, der Deinen falschen Wechsel in Händen hat?" fragte der Graf.

„Ja, mein Vater!" versetzte der Vicomte mit heuchlerischer Demuth, „und schon ist es zwei Uhr."

„So laß uns in Dein Schreibzimmer treten und gib mir Schreibmaterial," sagte der Graf, setzte sich vor den Schreibtisch Florestans und schrieb mit fester Hand nachstehende Worte nieder:

„Ich mache mich hiemit verbindlich, heute Abend um zehn Uhr die 25,000 Fk. zu bezahlen, welche mein Sohn schuldet. Graf von St. Remy."

„Dein Gläubiger will nur Geld," sagte der Graf, „dieser mein Schuldschein wird ihn, trotz seiner Drohungen, zu einem neuen Aufschub geneigt machen. Sag' ihm, der Banquier Dupont in der Rue du Richelieu werde ihm die Bezahlung und Gültigkeit dieses Schuldscheins verbürgen."

„O mein Vater! wie soll ich Ihnen dies genugsam danken!" unterbrach Florestan seinen Vater.

„Du wirst heute Abend auf mich warten," erwiderte dieser kalt; „um zehn Uhr werde ich Dir das Geld hieher bringen, und Dein Gläubiger mag sich ebenfalls hier einfinden."

„Tausend Dank! bester Vater!" rief der Vicomte, „übermorgen schon reise ich nach Afrika ab. Sie sollen sehen, ob ich undankbar bin! — Später vielleicht, wenn ich einmal wieder zu Ehren gekommen bin und das Andenken meiner Schmach gesühnt habe, werden Sie meinen Dank annehmen."

„Du bist mir keinen schuldig — ich habe gesagt, mein Name solle nicht noch mehr entwürdigt werden und er soll es auch nicht," sprach Herr von St. Remy ruhig, nahm Hut und Stock und schritt der Thüre zu.

„Vater! bester Vater! reichen Sie mir wenigstens Ihre Hand!“ bat Floristan flehentlich.

„Heute Abend um zehn Uhr wirst Du Dich hier einfinden!“ versetzte Herr von St. Remy streng, entzog seinem Sohne die Hand und gieng hinaus.

* * *

„Gerettet! gerettet!“ rief Florestan freudig, als der Alte draußen war; nach einer Pause ernsten Sinnens setzte er aber hinzu: „beinahe gerettet — doch was thut's, Gottlob! daß es so ist. Heute Abend kann ich ihm vielleicht die andere Angelegenheit eingestehen, er ist nun schon einmal im Zuge und wird nicht auf halbem Wege stehen bleiben, wenn er erst erfährt, daß seine erste Wohlthat mir nichts hilft ohne die zweite. — Doch warum soll ich es ihm sagen, wer wird es je erfahren? — Es liegt nichts daran, denn wenn nichts an den Tag kömmt, werde ich das Geld, das er mir hiezu geben soll, für mich behalten, um diese letzte Schuld zu tilgen. — — Kaum konnte ich ihn weich machen, diesen Eisenschädel; die Bitterkeit seiner Sarkasmen hat mich fast an seinem guten Willen zweifeln lassen, allein meine Drohung mit Selbstmord und die Furcht, seinen Namen gebrandmarkt zu sehen, haben ihn am Ende doch dazu bewogen; ich wußte wohl, daß ich ihn an jener Seite packen mußte. — Er ist wahrscheinlich noch lange nicht so arm, als er zu sein vorgibt, und hat gewiß weit mehr, als 100,000 Fk. im Vermögen; bei seiner Lebensweise hat er ganz gewiß noch Ersparnisse zurückgelegt. — Ja wahrhaftig, ich glaube es am Ende selbst, daß sein Hieherkommen eine sichtbare Fügung des Schicksals ist; er sieht freilich etwas wild aus, allein im Grunde mag er doch ein guter Kerl sein. — Jetzt muß ich zunächst zu dem verdammten Huissier eilen.“

Er klingelte und Herr Boyer trat herein.

„Warum haben Sie mir nicht Nachricht gegeben, daß mein Vater hier war? . . . . Sie werden erstaunlich nachlässig!“

„Zweimal wollte ich den Herrn Vicomte anreden, als Sie mit Herrn Badinaut durch den Garten hereinkamen," erwiderte Mr. Boyer achselzuckend, — „allein der Herr Vicomte waren vermuthlich so tief in Ihrer Unterhaltung mit Herrn Badinaut befangen, daß Sie mir, vielleicht ohne es selbst zu wissen, beidemale durch einen Wink mit der Hand Stillschweigen auferlegten, deshalb wagte ich auch nicht, weiter in Sie zu dringen. Es würde mich übrigens tief betrüben, wenn der Herr Vicomte mich einer Nachlässigkeit schuldig glauben könnte. . . ."

„Schon gut," rief der Vicomte mürrisch, „Eduard soll mir alsbald Orion oder lieber Plower vor's Cabriolet spannen lassen."

Boyer verneigte sich ehrerbietig. Als er eben wieder hinaus wollte, klopfte Jemand an der Thüre und Boyer heftete einen fragenden Blick auf den Vicomte.

„Herein!" rief Florestan.

Ein zweiter Kammerdiener erschien und trug einen kleinen goldenen Präsentirteller in der Hand. Herr Boyer bemächtigte sich mit einer Art eifriger Dienstfertigkeit und ehrerbietiger Eile des Präsentirtellers, und reichte ihn dem Vicomte hin.

Dieser nahm einen ziemlichen umfangreichen Brief, der mit schwarzem Siegelwachs verschlossen war, von demselben hinweg.

Die beiden Diener zogen sich diskret zurück.

Als Florestan den Umschlag des Briefes öffnete, fiel eine Anzahl Schatzkammerscheine im Betrag von 25,000 Frk. heraus — doch lag durchaus keine schriftliche Notiz oder irgend etwas Anderes dabei.

„Wahrhaftig!" rief Florestan mit wilder Freude, — „der heutige Tag ist mir günstig — ich bin gerettet, vollständig gerettet für jetzt und vielleicht für lange Zeit! — Jetzt eile ich zunächst zu dem Juwelier, und doch . . ." fuhr er leiser und zögernd fort, — „hat dieser vielleicht noch nichts gemerkt! . . . Nein, er kann keinen Verdacht auf mich haben! — Es wird gerathener seyn, wenn ich

meine 25,000 Franken behalte! — Bei Gott! ich war ein entsetzlicher Thor, je an meinem guten Stern verzweifelt zu haben! — ist er auch kaum einen Augenblick verdunkelt, so erscheint er doch stets alsbald desto glänzender wieder! — Allein woher kommt dieses Geld? . . . . die Handschrift des Umschlags ist mir völlig unbekannt. Und das Siegel? Eine Chiffre! — o ich täusche mich doch nicht! ein **N** und ein **L**! Noirmont-Lucenay. . . . . Das kommt von ihr, von Clothilden! . . . . Wie konnte sie nur wissen? . . . . Und kein Wörtchen dabei, das ist höchst sonderbar! — Aber gelegen kommt's bei alledem! — Ach, jetzt besinne ich mich! ich hatte ja auf heute früh ein Stelldichein mit ihr ausgemacht! Badinaut's Drohungen haben mir den Kopf ganz verwirrt, und ich hatte Clothilde ganz vergessen! — Sie wird wieder gegangen sein, nachdem sie mich unten eine kleine Weile vergebens erwartet! — Vermuthlich ist diese Sendung ein zartes Mittel, mir anzudeuten, daß sie meine Kälte, meine Nachlässigkeit und Vergeßlichkeit einer Geldverlegenheit zuschreibt! . . . Ja fürwahr, es ist nur ein indirekter Vorwurf, daß ich mich nicht wie gewöhnlich an sie unmittelbar gewandt habe! — Die gute Clothilde! sie ist sich noch immer gleich; noch immer freigebig wie eine Königin! — Wie schade, daß es so weit mit ihr gekommen ist . . . sie ist noch so hübsch! — Manchmal fühle ich wirklich Reue, ... allein ich habe mich erst in der letzten äußersten Verlegenheit an sie gewandt, . . . ich konnte nicht anders, ich war dazu gezwungen! . . . ."

Boyer trat herein und verkündigte, daß das Cabriolet des Grafen vorgefahren sei.

„Wer hat diesen Brief gebracht?" fragte der Vicomte.

„Ich weiß es nicht," versetzte der Kammerdiener.

„So fragen Sie unten," war der Befehl des Herrn, — „aber sagen Sie mir, Boyer," fuhr er gegen diesen gewandt fort und warf ihm einen bedeutsamen Blick zu, — „ist Niemand im Erdgeschosse? . . . ."

„Niemand mehr, Herr Vicomte!“ war die Antwort.

Ich hatte mich also nicht getäuscht, dachte Florestan, Clothilde hat wahrscheinlich auf mich gewartet und ist wieder fortgegangen.

„Wollten der Herr Vicomte vielleicht die Gewogenheit haben mir auf zwei Minuten geneigtes Gehör zu schenken,“ sagte Mr. Boyer.

„Es sei! aber beeilen Sie sich!“ versetzte der Vicomte.

„Eduard und ich haben erfahren, daß der Herr Herzog von Montbrison jetzt sein Hauswesen einzurichten wünscht,“ sagte der Kammerdiener; — „wenn nun der Herr Vicomte die Güte haben möchten, ihm das Seinige mit dem ganzen Mobiliar nebst Leibstall, Equipagen u. s. w. vorzuschlagen, so wäre das für mich und Eduard eine recht gute Gelegenheit, die ganze Sache los zu werden, und für den Herrn Vicomte vielleicht eine nicht minder günstige Gelegenheit, diesen Kauf zu motiviren.“

„Sie haben, bei Gott! Recht, Boyer,“ versetzte der Vicomte; „es möchte sich mir selbst keine andere Gelegenheit bieten, diesen Verkauf mit glaubwürdigen Gründen zu entschuldigen; — ich will auf Ihren Vorschlag eingehen, den Herzog von Montbrison besuchen und ihm den ganzen Handel vorschlagen. . . . . Wie stellen Sie Ihre Bedingungen?“

„Der Herr Vicomte werden wohl begreifen, daß wir natürlich uns bestreben müssen, so viel als möglich Ihre Großmuth uns zu Nutzen zu machen. . . . .“

„Und an Ihrem Handel zu gewinnen?“ unterbrach ihn der Vicomte. . . . . „Ich finde das ganz gerechtfertigt — wie halten Sie also den Preis?“

„Alles in Allem, 200,000 Franken, Herr Vicomte,“ versetzte der Kammerdiener.

„Und wie viel gewinnen Sie dabei und Eduard?“

„Etwa 40,000 Franken, Herr Vicomte.“

„Das ist bescheiden,“ erwiderte Florestan, „ich gönne Ihnen diesen Gewinn, denn ich war stets mit Ihnen zu-

frieden, und wenn ich ein Testament zu machen gehabt hätte, würde ich Ihnen und Eduard mindestens so viel vermacht haben."

Bei diesen Worten verließ der Vicomte das Gemach, um sich zuerst zu seinem Gläubiger und dann zu Frau von Lucenay zu begeben, da er nicht im entferntesten ahnte, daß diese seine Unterhaltung mit Badinaut mit angehört haben könne.

VIII.

Das Wiedersehen.

Das Hotel des Herzogs von Lucenay war eine jener königlichen Wohnungen im Faubourg St. Germain, die namentlich die Verschwendung des Terrains so grandios macht. Man hätte ein ganzes modernes Haus mit Leichtigkeit nur in das Treppenhaus einer dieser Palläste setzen können und könnte ein ganzes Stadtviertel auf den Grund und Boden bauen, den sie einnimmt.

Es was gegen neun Uhr Abends, an demselben Abend, als die beiden Flügel des ungeheuern Einfahrtthores sich einem glänzenden Stadtwagen öffneten, der erst einen schön geschwungenen Kreis in dem geräumigen Hof beschrieb und dann vor einer großen bedeckten Vortreppe anhielt, die zu den glänzenden Vorzimmern empor führte. Während noch das Stampfen der beiden kräftigen, muthigen Pferde auf dem hohlen Pflaster erschallte, sprang ein riesiger Lakay hinzu und öffnete den wappenverzierten Schlag. Ein junger Mann sprang leicht aus dem glänzend verzierten Wagen und erstieg eiligst die fünf oder sechs Stufen der Vortreppe.

Der junge Mann war kein anderer als de St. Remy. Beim Weggehen von seinem Gläubiger, der sich mit

dem Zahlungsversprechen von Florestans Vater begnügt, den verlangten Aufschub bewilligt und sich gern erbötig zeigte, im Hotel des Vicomte in der Rue de Chaillot sein Geld abzuholen, hatte sich Herr von St. Remy eiligst zu Frau von Lucenay begeben, um ihr für den neuen Dienst zu danken, den sie ihm erwiesen hatte. Da er am Morgen die Herzogin nicht getroffen, kam er jetzt triumphirend, weil er überzeugt war, sie in prima sera (am frühen Abende) gewiß zu treffen, welche Zeit sie ihm ausschließlich zu widmen pflegte.

Bei dem Eifer, womit die beiden Lakaien im Vorzimmer herbei eilten, um die Glasthüre in dem Augenblick zu öffnen, wo sie Florestans Wagen erkannten, an der höchst ehrerbietigen Weise, womit der übrige Theil der Livreedienerschaft sich freiwillig erhob, als der Vicomte vorüber ging, und endlich an einigen andern fast unbemerkbaren Nuancen errieth man leicht, daß Florestan der zweite oder vielmehr der eigentliche Herr im Hause war.

Wenn der Herr Herzog von Lucenay selbst nach Hause kehrte mit dem Schirm unter dem Arm und scheußlich großen Galoschen an den Füßen, (denn er verschmähte es den Tag über bei Ausgängen sich seiner Equipagen zu bedienen), so ward er von seiner Dienerschaft natürlich auch auf dieselbe ehrerbietige Weise empfangen, allein dem Auge eines scharfsichtigen Beobachters konnte nicht entgehen, welch ein großer Unterschied zwischen dem Empfang stattfand, der dem Gatten und demjenigen, der dem Liebhaber der Frau des Hauses galt.

Derselbe Eifer that sich auch im Salon unter den Kammerdienern kund, als Florestan daselbst eintrat; augenblicklich eilte einer derselben voran, um ihn bei der Herzogin zu melden.

Der Vicomte war nie stolzer, seiner selbst und seines Sieges nie mehr bewußt gewesen, hatte sich nie leichter, nie erobernder gefühlt.

Der Sieg, den er über seinen Vater davon getragen, der neue Beweis von Anhänglichkeit, den ihm Frau von

Lucenay gegeben, die Freude, auf so wunderbare Weise aus der qualvollsten Verlegenheit gerettet worden zu sein und sein neues unerschütterliches Vertrauen auf das günstige Geschick, das über ihm waltete, verliehen seinem hübschen Gesicht einen Ausdruck von Kühnheit und guter Laune, die es noch weit reizender und verführerischer erscheinen ließen; nie war es ihm mit Einem Worte wohler gewesen. Und er hatte fürwahr auch Recht.

Nie hatte sich sein schlanker, geschmeidiger Wuchs kecker und stolzer emporgerichtet, nie hatte er Stirn und Auge höher getragen, nie hatte etwas seinem Stolz mehr geschmeichelt und seine Eigenliebe mehr gekitzelt, als der Gedanke: die reiche, vornehme Dame, der dieser Palast gehört, ist mein, liegt zu meinen Füßen . . . Heute früh noch hat sie in meinem eigenen Hotel auf mich gewartet.

Solchen Gedanken einer sonderbaren Eitelkeit hatte Florestan nachgehangen, als er die drei oder vier Säle durchschritt, die zu dem kleinen Gemach führten, wo sich die Herzogin gewöhnlich aufhielt.

Ein letzter selbstzufriedener Blick, den der Vicomte noch in einen Spiegel geworfen, erhöhte zudem die vortheilhafte Meinung, welche Florestan von sich hegte.

Der Kammerdiener öffnete die beiden Flügelthüren des Salons und rief den Namen des Herrn Vicomte de St. Remy hinein.

Die Herzogin fühlte ein unbeschreibliches Erstaunen und unsägliche Entrüstung, als sie dieß hörte; sie hatte geglaubt, der Graf habe es seinem Sohne nicht verhehlt, daß sie selbst Ohrenzeuge jener Unterredung gewesen war...

Wie wir bereits oben gesagt, war bei Frau von Lucenay die Liebe plötzlich erloschen, als sie erfahren hatte, zu welch tiefer Stufe der Niederträchtigkeit Florestan herabgesunken war und hatte sich in eisige tödtliche Verachtung verkehrt.

Inmitten ihres Leichtsinns, ihrer Irrthümer und Fehler hatte Frau von Lucenay doch, wie wir bereits oben versichert, mit wahrhaft männlicher Kraft und unerbittli-

cher Strenge sich das Gefühl für Recht, Ehre und ritterlichen Adel rein und unbeeinträchtigt erhalten; sie hatte edle Eigenschaften, die ihre Irrthümer, und Tugenden, die ihre Fehler aufwogen: da sie es mit der Liebe eben so leichtsinnig und ritterlich nahm, wie diese gewöhnlich von Männern behandelt wird, so hielt sie noch mehr als ein Mann auf Hingebung, Seelenadel, Muth und vor Allem auf Abscheu vor jeder Gemeinheit und Niederträchtigkeit.

Da Frau von Lucenay heute Abend in Gesellschaft gehen wollte, war sie, obwohl ohne Diamanten, doch mit ihrer gewöhnlichen Eleganz und unnachahmlichen Pracht gekleidet und geschmückt; ihre glänzende Toilette und die rothe Schminke, die sie kühn und offen als vornehme hoffähige Dame fast bis unter die Augenlieder trug, ihre zumal im Kerzenschimmer so vortheilhaft sich entfaltende Schönheit, ihr Wuchs wie von einer Göttin, die aus den Wolken tritt, erhöhten heute noch günstiger als je jenes vornehme Wesen voll Würde, Anmuth und Anstand, das Niemanden in gleichem Grade wie ihr eigen war und das sie, wenn es sein mußte, bis zu einem niederschmetternden Stolze zu treiben wußte.

Der stolze, selbstbewußte und entschlossene Charakter der Herzogin ist ja unsern Lesern bereits bekannt: man vergegenwärtige sich also den Ausdruck ihres Gesichts, ihres Blickes, als der Vicomte mit unbefangenem, vertrauensvollem Lächeln sich ihr nahte und ihr im süßesten Tone zuflüsterte:

„Meine süße, theure Clothilde! wie gütig Sie doch sind! wie unendlich Sie mich heute . . . .“

Der Vicomte vermochte nicht auszureden.

Die Herzogin, die dem Kamin gegenüber in einem Lehnstuhle saß, hatte sich bei seinem Eintreten nicht gerührt; allein ihre Geberde und ihr Blick thaten eine zugleich so ruhige und niederschmetternde Verachtung kund, daß Florestan plötzlich stehen blieb und weder ein Wort mehr äußern noch einen Schritt weiter thun konnte . . . .

Nie hatte Frau von Lucenay sich ihm auf diese Weise

gezeigt. Er konnte nicht glauben, daß dieß dieselbe Frau war, die er stets so sanft, so zärtlich, so voll leidenschaftlicher Ergebung und glühender Liebe gesehen hatte; denn nichts ist demüthigender, schüchterner, als eine muthige charaktervolle Frau, dem sie in Liebe sich ganz zu eigen gegeben.

Als seine erste Ueberraschung vorüber war, schämte sich Florestan seiner Schwäche und seine gewohnte Frechheit trug den Sieg davon.

Er trat Frau von Lucenay näher, um ihre Hand zu ergreifen und sprach im Tone der einschmeichelndsten Stimme:

„Mein Gott! Clothilde, was gibt es denn? . . . . . ich sah Dich nie so hübsch und doch so kalt!"

„Nein! das ist der Unverschämtheit zu viel!" rief die Herzogin und prallte mit so viel Ekel und Hochmuth zurück, daß Florestan auf's Neue überrascht und angedonnert stehen blieb, doch faßte er sich bald wieder und fragte mit fester Stimme:

„Willst Du mir nicht wenigstens sagen, Clothilde, wodurch ich diese plötzliche Veränderung in Deinem Betragen verdient habe? . . . . Was habe ich Dir gethan? Was willst Du von mir?"

Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, maß ihn Frau von Lucenay, wie man im gemeinen Leben sagt, von Kopf bis zu Fuß mit so kränkender Verachtung, daß Florestan das Blut in den Kopf stieg und er mit Zornesröthe auf den Wangen in den Ruf ausbrach:

„Ich weiß, Madame! daß ein Bruch bei Ihnen gewöhnlich mit einem barschen Auftritte verbunden ist . . . Wollen Sie, daß wir brechen?"

„Diese Anmaßung ist höchst sonderbar," versetzte Clothilde und brach in ein höhnisches Lachen aus; — „vernehmen Sie denn, daß, wenn ein Lakay mich bestiehlt, ich nicht mit ihm breche, sondern ihn aus dem Hause jage."

„Madame!" rief Florestan empört. Allein die Herzogin ließ ihn nicht zum Worte kommen.

„Lassen Sie mich ausreden," sagte sie in hartem, barschem Tone; „Ihre Gegenwart erregt in mir Ekel und Abscheu, was wollen Sie noch hier? Haben Sie das Geld nicht erhalten?"

„Es kam also wirklich von Ihnen, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht, Ihnen verdanke ich diese 25,000 Franken?"

„Ihr letzter falscher Wechsel ist nun eingelöst, nicht wahr?" fuhr die Herzogin fort, „die Ehre Ihres Familiennamens ist gerettet; gut denn, nun gehen Sie mir aus den Augen, ich bereue fast das viele Geld, das so vielen ehrlichen Leuten hätte helfen können; allein ich mußte an die Schande Ihres Vaters und meine eigene denken..."

„Wie, Clothilde! Sie wußten also Alles? — Sehen Sie, nun bleibt mir nichts, gar nichts mehr übrig, als der Tod!" rief Florestan im pathetischsten und hoffnungslosesten Tone.

Die Herzogin brach über diesen tragischen Ausruf in ein schneidendes Hohngelächter aus und rief zwischen dem Lachen: „mein Gott! ich hätte nie geglaubt, daß die Niederträchtigkeit auch noch so lächerlich sein könnte."

Florestans Züge verzerrten jetzt Zorn und Wuth, und im drohendsten Tone rief er:

„Sie vergessen sich, Madame!"

Da wurden beide Flügelthüren wieder mit Geräusch aufgerissen und die Ankunft des Herzogs von Montbrison angekündigt.

Trotz seiner Selbstbeherrschung vermochte Florestan doch so wenig seiner heftigen Empfindungen Meister zu werden, daß ein geübterer Menschenkenner als der Herzog, sie jedenfalls wahrgenommen hätte.

Herr von Montbrison war kaum achtzehn Jahre alt, man vergegenwärtige sich ein reizendes Gesicht, wie von einem jungen blonden blühenden Mädchen, dessen frisch geröthete Lippen und glattes Kinn von einem keimenden Barte leicht überschattet wurden; man denke sich noch ein Paar schöne, große braune Augen dazu, die noch etwas

schen und munter und unbefangen glänzen, dabei einen ebenso schlanken Wuchs als den der Herzogin, und man bekömmt vielleicht einen Begriff von diesem jungen Herzog; den idealsten Pagen Cherubin, dem Gräfin und Zofe eine Weiberhaube aufgesetzt, nachdem sie die elfenbeinerne Zartheit und Weiße seines üppigen, schöngeformten Halses bemerkt hatten.

Aus Frechheit oder Schwäche blieb der Vicomte im Zimmer und machte sich am Feuer des Kamins zu schaffen.

„Ach, wie liebenswürdig Sie sind, daß Sie heute an mich gedacht hatten, Conrad!“ rief Frau von Lucenay im liebevollsten Tone dem jungen Herzog von Montbrison entgegen und reichte ihm ihre schöne Hand hin.

Dieser schritt auf die Herzogin zu, um einen **Shakehands** mit seiner Cousine zu wechseln, allein Clothilde zog leicht ihre Hand zurück und sagte munter:

„Nein, lieber Cousin! küssen Sie sie nur, Sie haben ja noch Ihre Handschuhe an.“

„Vergeben Sie mir, Cousine,“ erwiderte der Jüngling, und drückte die nackte wunderschöne Hand, welche Clothilde ihm hinbot, an seine Lippen.

„Was haben Sie auf heute Abend vor?“ fragte Frau von Lucenay und schien sich nicht im mindesten mehr um Florestan zu bekümmern.

„Gar nichts, theure Cousine,“ versetzte der junge Herzog, „wenn ich von Ihnen weggehe, werde ich mich nach dem Clubb begeben.“

„Das dürfen Sie bei Leibe nicht,“ erwiderte die Herzogin, „Sie müssen Herrn von Lucenay und mich heute Abend zu Frau von Senneval begleiten, die eine große Gesellschaft gibt; sie hat mich schon mehreremale gebeten, Sie ihr vorzustellen.“

„Gut, Cousine, ich füge mich mit Vergnügen in Ihren Wunsch.“

„Und dann offen gestanden, lieber Cousin, billige ich es durchaus nicht, daß Sie schon so frühe an diesen

Clubbs und all' dem ungeselligen Treiben, das wir von unsern überseeischen Nachbarn entlehnt haben, Geschmack finden, ein junger Mann gehört in die Welt. Sie haben Alles, was es braucht, um in Gesellschaft gerne gesehen und sogar gefeiert zu sein! . . . Sie müssen also auch recht häufig sich im geselligen Leben ergehen!"

„Das will ich auch, theure Cousine," entgegnete Montbrison.

„Und da ich Ihnen gegenüber so ziemlich auf dem Fuße einer Großmutter stehe, lieber Conrad," fuhr die Herzogin fort, „so will ich mich auch als solche gegen Sie geberden; Sie sind zwar jetzt mündig und selbstständig, allein ich glaube, daß Sie noch lange einer Vormundschaft bedürfen werden, und da müssen Sie sich nun entschließen, die meinige anzunehmen."

„Das thue ich auch mit dem innigsten Vergnügen, Cousine," erwiderte der junge Herzog lebhaft.

Der stumme Zorn und die unterdrückte Wuth Florestans bei diesem Auftritt, während dessen er noch immer unbeachtet am Kamin lehnte, läßt sich kaum beschreiben.

Weder der Herzog noch Clothilde schienen auf ihn Rücksicht zu nehmen.

Da er wußte, wie schnell und leicht Frau von Lucenay sich entschied, bildete er sich bereits ein, daß sie die Kühnheit und Verachtung gegen ihn so weit treiben wolle, um in seiner Gegenwart Herrn von Montbrison in ihr kokettes Netz zu ziehen; das war nun freilich nicht der Fall. Die Herzogin empfand vielmehr für ihren Cousin eine wahrhaft mütterliche Liebe, da er unter ihren Augen nicht nur aufgewachsen, sondern fast zur Welt gekommen war; allein der junge Herzog war so hübsch und schien so glücklich über den huldvollen Empfang seiner Cousine, daß Eifersucht oder vielmehr verletzter Stolz sich Florestans bemächtigte und sein Herz fast blutete unter den grausamen Bissen des Neides, den ihm Conrad von Montbrison einflöste, der jetzt eben reich und angesehen, liebenswürdig und hoffnungsvoll unter den glänzendsten Aussichten in

dieses Leben voll Genüsse und Vergnügungen eintrat, dem Floristan selbst jetzt ruinirt, gebrandmarkt, verachtet und entehrt den Rücken kehren mußte.

Herr von St. Remy hatte jene tollkühne Tapferkeit, die, wenn man so sagen darf, nur aus dem Verstande entspringt und aus Zorn oder gekränkter Eitelkeit sich zu einem Zweikampfe hinreißen läßt; seine gemeine verworfene Gesinnung aber kannte nicht jenen Muth des Herzens, der über jeden bösen Gedanken, über jeden Hang zum Bösen siegt, oder wenigstens die Kraft verleiht, durch einen freiwilligen Tod der Schande zu entgehen. Wüthend über die boshaft kalte Verachtung der Herzogin, glaubte Florestan in dem jungen Herzog einen Nachfolger ihrer Gunst zu erblicken und faßte daher den Entschluß, an Unverschämtheit mit Frau von Lucenay zu wetteifern und im Nothfall sogar Händel mit Conrad zu suchen.

Florestans Frechheit entrüstete die Herzogin sehr und sie würdigte ihn keines Blickes; der Herzog von Montbrison aber vergaß in seinem dienstfertigen Eifer, womit er sich an seine Cousine anschloß, ein wenig die Schicklichkeit und hatte seither den Vicomte weder gegrüßt noch angeredet, obwohl er ihn bereits kannte.

Herr von St. Remy schritt also auf Conrad zu, der ihm den Rücken bot, schlug ihn leicht auf den Arm und sagte in dürrem, höhnischem Tone:

„Guten Abend, Herr Herzog, ich bitte tausendmal um Vergebung, daß ich Sie noch nicht bemerkt habe . . .“

Herr von Montbrison fühlte, daß er in der That sich einen Verstoß gegen die Artigkeit hatte zu Schulden kommen lassen, drehte sich rasch um und erwiderte dem Vicomte treuherzig:

„Wahrhaftig, es thut mir leid, ich bin ganz verwirrt, Herr Vicomte . . . allein ich wage zu hoffen, daß meine Cousine, die an meiner Zerstreuung Schuld ist, mich bei Ihnen wohl gerne entschuldigen wird und . . . .“

Florestans Unverschämtheit, der hartnäckig im Zimmer

blieb und ihr trotzen zu wollen schien, trieb die Entrüstung der Herzogin auf's Aeußerste.

„Schon gut, Conrad! lassen Sie es nur," erwiderte sie mit strengem Tone, „Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, denn es lohnt gar nicht der Mühe."

Da Herr von Montbrison glaubte, seine Cousine wolle ihn hiedurch scherzend über sein allzu förmliches Wesen tadeln, entgegnete er alsbald dem fast wuthschäumenden Vicomte in munterem Tone:

„Je nun, Herr Vicomte, ich rede also nicht weiter davon, da es meine Cousine einmal so haben will, Ihre Vormundschaft beginnt ja bereits, wie Sie sehen."

„Es wird nicht bei der Vormundschaft stehen bleiben, das dürfen Sie überzeugt sein," erwiderte Herr von St. Remy; „in dieser Voraussetzung also, die, wie ich gar nicht zweifle, die Frau Herzogin wohl bald verwirklichen wird, in dieser Voraussetzung also kommt mir ein Einfall, Ihnen einen Vorschlag zu machen."

„Mir, mein Herr?" fragte Conrad mit Nachdruck, denn der sardonische Ton Florestans mußte ihn nachgerade kränken.

„Ja wohl, Ihnen," versetzte dieser, „ich gehe in wenigen Tagen zur Gesandtschaft nach Gerolstein ab, der ich attachirt bin . . . . ich wünschte mich meines Hauses mit dem ganzen Mobiliar, dem Leibstall und den Equipagen zu entledigen; Sie richten eben Ihr Hauswesen ein und da wüßte ich nicht, was Ihnen besser entsprechen könnte, als gerade das Meinige;" — der Vicomte legte einen besonders unverschämten Nachdruck auf diese letzten Worte und sah Madame Lucenay dabei starr in's Auge, als er fortfuhr:

„Es wäre dieß eben so bequem als pikant, nicht wahr, Frau Herzogin?"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Vicomte," rief der Herzog mehr und mehr erstaunt.

„Ich werde Ihnen nachher mittheilen, Conrad, warum

Sie das Anerbieten nicht annehmen können, das man Ihnen macht," sagte Clothilde.

„Und warum sollte der Herzog nicht darauf eingehen dürfen, Frau von Lucenay?" fragte Florestan.

„Erfahren Sie, lieber Conrad, daß Alles das, was man Ihnen zum Kaufe anbietet, bereits an Andere verkauft ist," sagte die Herzogin mit festem, entschlossenem Tone; — „Sie begreifen also wohl, daß Sie sich dadurch nur der Verlegenheit aussetzten, auf die unverschämteste und unangenehmste Weise bestohlen zu werden."

Florestan biß sich vor Wuth auf die Lippen und rief drohend:

„Nehmen Sie sich in Acht, Madame!"

„Wie, mein Herr! Sie wagen hier zu drohen!" rief Conrad empört.

„Ich bitte Sie, Conrad, würdigen Sie ihn doch keiner fernern Aufmerksamkeit," sagte Frau von Lucenay mit dem größten Gleichmuthe und nahm ein Bonbon aus ihrer Zuckerdose. „Ein Mann von Ehre kann und darf nicht mehr mit diesem Herrn da verkehren; wenn er darauf besteht, werde ich Ihnen den Grund davon sagen."

Vermuthlich wäre es in diesem Augenblick zu einem für beide Theile unangenehmen Auftritt gekommen, wenn nicht so eben die beiden Flügelthüren sich plötzlich geöffnet hätten, um Herrn von Lucenay hereinzulassen, der nach seiner Gewohnheit mit lautem Lärm und kindischer Eile in's Zimmer stürzte.

„Wie, meine Theure! sind Sie schon fertig?" sagte er zu seiner Gemahlin, „das ging ja heute erstaunlich rasch! Guten Abend St. Remy, guten Abend Conrad. Ach Ihr seht in mir den unglücklichsten, verzweiflungsvollsten aller Menschen, denkt Euch, ich kann nicht mehr schlafen, mir schmeckt kein Essen mehr, ich bin ganz auf dem Hunde; ich kann mich gar nicht mehr an's Leben gewöhnen, der arme d'Harville, der verwünschte Unglücksfall! . ." Bei diesen Worten warf sich Herr von Lucenay rücklings in einen kleinen Divan mit doppelter Lehne, schleuderte mit

verzweiflungsvoller Geberde seinen Hut weg, schlug das linke Bein über das rechte Knie, nahm dann den Fuß in die Hand und fuhr fort sich in Ausrufen der Verzweiflung und des Schmerzes zu ergehen.

Auf diese Weise gewannen Conrad und Florestan Zeit, sich von ihrer Erbitterung zu erholen, ohne daß Herr von Lucenay, der überdem nicht der scharfsinnigste Beobachter und der geübteste Menschenkenner war, etwas inne geworden wäre.

Frau von Lucenay redete nicht etwa aus Verlegenheit, denn es war unmöglich, sie in eine solche zu bringen, sondern nur, weil Florestan's Gegenwart ihr eben so zum Ekel als unerträglich war, den Herzog an:

„Wenn Sie wollen, können wir jetzt gehen, ich will Conrad Frau von Senneval vorstellen.“

„Nein, nein!“ rief der Herzog und ließ seinen Fuß fahren, um eines der Kissen des Divans zu ergreifen, auf das er heftig mit beiden Fäusten schlug, zum großen Erstaunen Clothildens, die bei dem unerwarteten Geschrei ihres Gemahls von ihrem Stuhle aufsprang.

„Um Gotteswillen, Herr Herzog, was ist Ihnen denn? Sie machen einem ja ordentlich bange.“

Der Herzog warf das Kissen zurück und schritt, mit den Händen fuchtelnd, im Zimmer auf und ab.

„Nein,“ rief er, „ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß der arme d'Harville todt ist! Und Du, St. Remy?“

„In der That, diese Begebenheit ist entsetzlich,“ erwiderte der Graf und suchte, Haß und Wuth im Herzen, den Blick des jungen Herzogs von Montbrison; dieser aber wandte nach der letzten Enthüllung seiner Cousine aus Stolz, nicht aus Mangel an Muth, sich von einem Manne ab, dessen Charakter auf so abscheuliche Weise gebrandmarkt war.

„Ich bitte Sie, Herr Herzog,“ sagte Frau von Lucenay aufstehend zu ihrem Gemahl: „bedauern Sie wenigstens Herrn d'Harville nicht auf so laute und befremdende

Weise. Klingeln Sie, wenn ich bitten darf, damit meine Leute hereinkommen."

„Ja wahrhaftig, Sie haben Recht," rief Herr von Lucenay, und ergriff die Klingelschnur, „wenn man bedenkt, daß der arme d'Harville noch vor drei Tagen voll Leben und Gesundheit war! und was er nun heute ist! — Was blieb nun noch von ihm? . . Nichts, Nichts, Nichts!"

Diese drei letzteren Ausrufe wurden von einem so heftigen Zuge an der Klingelschnur begleitet, daß diese sich aus den oberen Hacken löste, im Herabfallen auf einen Kandelaber mit brennenden Kerzen stürzte und zwei davon herabriß, deren eine eine allerliebste Vase von altem Sevres-porcellain auf dem Kaminsimse zertrümmerte, während die andere, die auf den Boden herabgefallen war, den schönen Hermelinteppich vor dem Feuerherde in Brand steckte, welcher indeß alsbald unter Conrads Füßen erstickt wurde.

In diesem Augenblicke sprangen zwei Kammerdiener, von diesem entsetzlichen Sturmläuten des Herzogs herbeigezogen, eiligst in's Gemach und fanden hier den Herzog, der die abgerissene Klingelschnur in der Hand, mit verblüfftem Gesicht bald auf die Trümmer der Vasen, bald auf den rauchenden Teppich blickte, während die Herzogin über den sonderbaren Zwischenfall in ein lautes Gelächter ausgebrochen war und Herr von Montbrison die Heiterkeit seiner Cousine theilte. Herr von St. Remy allein konnte nicht lachen.

Der Herzog von Lucenay, der an solche Unfälle längst gewöhnt war, faßte sich am schnellsten wieder, warf die Klingelschnur einem der Diener zu und rief in ernstem, gebieterischem Tone:

„Der Wagen von Madame soll vorfahren."

„Wahrhaftig, Herr von Lucenay," rief die Herzogin, „Sie allein auf der ganzen Welt sind im Stande, Einen über eine so traurige Begebenheit in solches Lachen zu versetzen."

„Traurig nennen Sie diesen Vorfall," sagte der Her-

zog, „sagen Sie lieber entsetzlich, schauderhaft! — Sehen Sie, schon seit gestern suche ich mir klar zu werden, wie viele Personen es sogar in meiner eigenen Familie gibt, die ich an d'Harville's Stelle lieber hätte sterben sehen. Sehen Sie, da ist z. B. mein Neffe d'Imberval, der durch sein Stottern so langweilig wird, oder auch Ihre Tante Merinville, die immer nur von ihren Nerven, ihrer Migraine spricht und doch jeden Morgen in Erwartung des Dinée eine abscheuliche Brodsuppe verzehrt, wie eine Portiersfrau. Liegt Ihnen denn so viel an Ihrer Tante Merinville, Clothilde?"

„Gehen Sie, Herr von Lucenay! Sie sind nicht bei Troste," erwiderte die Herzogin achselzuckend.

„'S ist aber doch wahr," rief der Herzog, „man würde gerne zwanzig gleichgültige Menschen für einen einzigen Freund hergeben. — Nicht wahr, St. Remy?"

„Freilich," flüsterte dieser wortkarg.

„Das alte Lied von dem Schneider gilt doch immer noch," sagte der Herzog, „kennst Du die Geschichte von dem Schneider, Conrad?"

„Nein! Herr Cousin," erwiderte Montbrison.

„So wird Dir meine Anspielung sogleich klar werden," fuhr Herr von Lucenay fort. „Ein Schneider ward einmal zum Strang verurtheilt, war aber zufällig der einzige Schneider im ganzen Flecken; was thun nun die Einwohner? sie gehen zum Richter und sprechen: wir haben nur einen Schneider, aber drei Schuster im Ort, und wenn es Ihnen Recht wäre, daß man anstatt des Schneiders einen von den drei Schustern aufknüpfte, so könnten wir uns immer noch mit den beiden Andern behelfen. Verstehst Du nun die Anspielung, Conrad?"

„O ja, Herr Cousin," erwiderte dieser.

„Und Du, St. Remy?" wandte sich der Herzog an diesen.

„Ich ebenfalls," war die Antwort.

„Der Wagen der Frau Herzogin ist vorgefahren," meldete einer der Diener.

„Ei der Tausend!“ rief plötzlich Herr von Lucenay, „warum tragen Sie denn heute keine Diamanten, Clothilde? zu diesem Putze würden Sie allerliebst stehen?“

Herr von St. Remy erbebte bei diesen Worten.

„Für das eine Mal, wo wir zusammen in Gesellschaft gehen,“ fuhr der Herzog fort, „hätten Sie mir zu Liebe wohl meine Diamanten tragen dürfen, Clothilde; — Ihre Diamanten sind ja wunderschön! Hast Du sie gesehen, St. Remy?“

„Ja, ja . . . . der Herr Vicomte kennt sie bereits,“ versetzte Clothilde bedeutsam; dann setzte sie hinzu: „reichen Sie mir den Arm, Conrad. . . . .“

Herr von Lucenay folgte mit St. Remy, der sich vor Wuth kaum mehr kannte, der Herzogin bis zum Wagen.

„Fährst Du heute Abend nicht mit uns zu Senneval?“ fragte Herr von Lucenay.

„Nein, ich kann unmöglich,“ versetzte dieser.

„Sieh, St. Remy,“ fuhr der Herzog fort, „diese Frau von Senneval, sie gehört auch unter diejenigen Personen, für die ich zehn Andere aufopfern würde. — Ihr Gatte steht auch auf meiner Liste, aber auf der andern Seite.“

„Auf welcher Liste denn?“ fragte Florestan.

„Je nun unter denjenigen Personen, die ich mit größter Gleichgültigkeit sterben sehen könnte, wenn uns nur dadurch der arme d'Harville wieder gegeben werden würde.“

In demselben Augenblick, wo der Herzog von Montbrison der Herzogin ihren Mantel umhängen half, wandte sich der Herzog an seinen Neffen mit den Worten:

„Wenn Du mit uns fährst, Conrad, so laß Deinen Wagen hinter dem unsrigen her fahren, vorausgesetzt, daß Du nicht mit gehst, St. Remy, sonst müßtest Du mich in den Deinigen nehmen und ich würde Dir ein anderes Geschichtchen erzählen, als das von dem Schneider.“

„Ich danke Dir,“ versetzte St. Remy trocken, „ich kann Dich nicht begleiten.“

„Nun denn auf Wiedersehen, guter Junge,“ fuhr der Herzog fort, „was Teufel, hast Du Dich denn mit meiner

Frau gezankt, daß sie in den Wagen steigt, ohne sich von Dir zu verabschieden?"

In der That war der Wagen der Herzogin kaum unten an der Vortreppe vorgefahren, als sie sich auch schon leicht und ohne sich umzusehen hinein schwang.

„Herr Cousin! Ihnen gebührt der Vorzug," rief Conrad, der auf Herrn von Lucenay wartete.

„Steige nur ein," rief ihm der Herzog zu, „der einen Augenblick oben an der Treppe stehen blieb und das elegante Gespann des Vicomte bewunderte.

„Sind das Deine beiden Füchse, St. Remy?"

Florestan bejahte trocken.

„Ah! da ist ja auch Dein dicker Eduard," fuhr der Herzog fort, „alle Wetter! welche Haltung! das nenne ich mir einen Kutscher aus gutem Hause! Sieh nur, wie er seine Pferde in der Hand hat. . . . . Das muß Dir der Neid lassen, St. Remy, daß es Dir in Allem, was Du Dein nennst, kein Anderer zuvor thun kann."

„Beeile Dich, mein Lieber!" sagte St. Remy bitter, „Frau von Lucenay und ihr Cousin warten ja nur noch auf Dich."

„Du hast bei Gott Recht, ich bin recht grob," erwiderte der Herzog, „auf Wiedersehen denn St. Remy! Ei, bald hätt' ich's vergessen," setzte er auf der Treppe sich noch einmal umwendend hinzu, „wenn Du morgen nichts Besseres zu thun weißt, so bist Du freundlich eingeladen bei uns zu speisen, Lord Duley hat mir Birk- und Haselhühner aus Schottland gesandt und das ist für die jetzige Jahreszeit doch etwas Seltenes. — Du kommst doch, nicht wahr?"

Der Herzog stieg zu seiner Frau und Conrad in den Wagen, und St. Remy, der allein auf der Treppe stehen blieb, sah diesen wegfahren, der Seinige fuhr nun vor und er stieg ein, indem er noch einen Blick voll Zorn, Haß und Verzweiflung auf dieses Haus warf, das er so oft gleichsam als Gebieter betreten und aus dem er nun mit Schimpf und Schande verjagt worden war.

„Nach Hause!" rief er barsch.

„Ins Hotel zurück!“ rief der Lakay Edouard zu, als er den Kutschenschlag zuschlug.

* * *

Man kann sich denken, mit welch bittern Empfindungen und gehässigen Plänen Florestan sein Hotel wieder betrat; in dem Augenblick, wo er sich aus dem Wagen schwang, flüsterte ihm Boyer, der unter dem Peristyle seiner wartete, leise zu:

„Der Herr Graf ist oben und wartet auf den Herrn Vicomte!“

„Schon gut!“ erwiederte Florestan.

„Außerdem ist noch ein anderer Herr da, den der Herr Vicomte auf zehn Uhr bestellt haben sollen, — ein Herr Petit-Jean!“ berichtete der Kammerdiener weiter.

„Schon gut! ich werde sogleich kommen,“ erwiderte Florestan; — „Hölle und Teufel, welch ein Abend,“ murmelte er vor sich hin, als er zum Salon des ersten Stockwerks empor stieg, wo er heute früh jene Unterredung mit seinem Vater gepflogen, und wo dieser ihn jetzt wieder erwartete.

„Ich bitte tausendmal um Vergebung, theuerster Vater, daß ich nicht schon vor Ihrer Ankunft zu Hause war,“ hub Florestan an, „allein ich . . . .“

„Ist der Mann hier, der Deinen falschen Wechsel in Händen hat?“ unterbrach der alte Graf seinen Sohn.

„Ja, mein Vater,“ versetzte Florestan, „er ist unten.“

„So laß ihn herauf kommen.“

Florestan klingelte und befahl dem hereintretenden Kammerdiener, Petit-Jean herauf zu führen.

„Wie gütig Sie doch sind, Vater, so sich Ihres Versprechens erinnert zu haben,“ rief Florestan.

„Ich halte stets, was ich verspreche,“ erwiderte der Graf.

„Wie bin ich Ihnen zum Danke verpflichtet und wie soll ich Ihnen diesen je beweisen?“ fuhr der Sohn fort.

„Ich wollte nicht, daß mein Name je entehrt werde," fuhr der Vater fort „und er soll es auch hinfort nicht mehr werden."

„Nein gewiß!" rief der heuchlerische Sohn, „ich gelobe es Ihnen, lieber Vater, daß ich den Namen unserer Familie fürder nicht mehr entehren werde."

Der Graf blickte auf eine seltsame Weise seinen Sohn an und sagte: „fürwahr, Du sollst ihn in Zukunft nicht mehr entehren! — Du scheinst einen prophetischen Blick zu haben," setzte er mit grausamer Ironie hinzu.

„Lesen Sie nicht die guten Entschlüsse in meiner Seele, Vater?" fragte Florestan. Der Graf gab ihm jedoch keine Antwort mehr, ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab, die Augen an den Boden geheftet und die Hände in den weiten Taschen seines Ueberrocks begraben; sein Gesicht war bleich und ein finsterer Groll zuckte um seine Mundwinkel.

„Herr Petit-Jean," rief der Kammerdiener, indem er einen Mann in schmutziger Tracht mit einem gemeinen, heimtückischen und verschlagenen Gesichte in den Salon führte.

„Wo ist der Wechsel?" fragte der Graf barsch.

„Hier, mein Herr!" erwiderte Petit-Jean, der Strohmann des Notar Ferrand, indem er dem Grafen das Papier hinreichte.

„Ist's dieses?" fragte Herr von St. Remy seinen Sohn, indem er mit den Augen nach dem Wechsel hinwinkte, „ja, mein Vater!" versetzte dieser. Der Graf zog hierauf fünfundzwanzig Banknoten aus seiner Westentasche, übergab sie seinem Sohne und sagte barsch: „nun bezahle!"

Florestan reichte das Geld hin und empfing dagegen mit einem tiefen Seufzer das verhängnißvolle Papier. Petit-Jean legte die Banknoten vorsichtig in eine alte Brieftasche und empfahl sich. Der alte Graf von St. Remy begleitete ihn aus dem Salon, während Florestan kluger Weise den Wechsel zerriß.

Nun bleiben mir doch wenigstens noch die 25,000

Franken von Clothilde, dachte er; wenn das Andere nicht an den Tag kommt, so ist das wenigstens doch immer ein Trost. — Wie sie mir heute Abend begegnete! . . . . . Aber was mag denn mein Vater noch Petit-Jean zu sagen haben?

Das Knarren eines Schlosses, das man doppelt verriegelte, machte den Vicomte schaudern, sein Vater trat wieder herein, sein Gesicht war noch bleicher geworden und seine Augen blitzten drohender.

„Mir war, Vater! als hörte ich die Thüre meines Studirzimmers abschließen."

„Ja, ich habe sie verschlossen," versetzte der Graf.

„Sie, Vater? und weshalb denn?" fragte Florestan betroffen.

„Das sollst Du gleich erfahren," versetzte der Greis unerbittlich und stellte sich so, daß sein Sohn nicht durch die verborgene Treppe entweichen konnte, die in den unteren Stock hinabführte.

Nun erst begann der Vicomte auf den drohenden Ausdruck in den Zügen seines Vaters aufmerksam zu werden und folgte mißtrauisch allen seinen Bewegungen; ohne sich selbst Rechenschaft davon geben zu können, fühlte er sich von einem dumpfen Entsetzen durchschauert.

„Was wollen Sie, Vater?" fragte er mit bebender Stimme.

„Als Du mich heute morgen sahst, war Dein erster Gedanke: Mein Vater wird keinen Schimpf auf seinen Namen kommen lassen, er wird bezahlen, es wird mir nicht schwer werden, ihn durch ein paar Worte der Reue zu übertölpeln."

„Wie, bester Vater!" unterbrach ihn Florestan, „könnten Sie glauben . . . ."

„Laß mich ausreden," fuhr der Greis fort, „Du hast mich nicht zu täuschen vermocht: Du kennst weder Schaam noch Reue, noch Gewissensbisse; das Laster hat Dich bis ins Mark hinein vergiftet, und nie war es Dir möglich, ein Gefühl von Ehrbarkeit, Rechtschaffenheit und Pflicht zu

hegen. Du hast freilich nicht so viel gestohlen, als Du nöthig hattest, um alle Deine Launen befriedigen zu können, das heißt bei den reichen Leuten Deines Schlages noch Ehrlichkeit; alsdann ließest Du Dir Mangel an Zartgefühl, ja sogar Gemeinheiten zu Schulden kommen, bis Du zum Verbrechen, zur Fälschung herabsankst. — Das ist nur die erste Periode Deines Lebens, die noch schön und rein ist im Vergleich mit der, die Dich erwarten würde. . ."

„Wenn ich mein Betragen nicht ändern würde, mein Vater, so würden Sie allerdings Recht haben," unterbrach ihn Florestan, „allein ich werde mich bessern; ich habe Ihnen ja ein Gelübde darauf gethan."

„Du kannst, Du wirst Dich nicht bessern," erwiderte der Graf; „da Dich die Gesellschaft, in der Du seither gelebt hast, ausgestoßen, mußt Du bald ein Verbrecher nach Art derjenigen Elenden werden, zu deren Stufe Du nun herabgeschleudert bist . . . Du wirst nun unausbleiblich zum Betrug, zum Diebstahl, ja — falls es nöthig wäre, sogar zum Mord Deine Zuflucht nehmen — das ist Deine Zukunft."

„Ich sollte noch ein Mörder werden?" rief Florestan.

„Allerdings! denn Du bist eine Memme!" versetzte der Vater.

„Ich habe mehr als einen Zweikampf bestanden und bewiesen, daß ich Muth besitze," rief Florestan.

„Ich sage Dir, daß Du ein Feigling bist, — Du hast die Schande dem Tode vorgezogen — es könnte noch ein Tag kommen, wo Du die Straflosigkeit für Deine neuen Vergehen mit dem Leben Anderer erkaufen würdest. Das darf aber nicht geschehen, ich werde es nicht zugeben — ich kam eben noch zeitig genug, um wenigstens für die Zukunft meinen Namen vor öffentlicher Schande zu retten — es muß nun ein Ende nehmen. . . ."

„Wie, mein Vater? was muß ein Ende nehmen? was wollen Sie damit sagen?" rief Florestan, den der drohende, schonungslose Zug im Gesicht seines Vaters und dessen tödtliche Blässe mehr und mehr erschreckte.

Plötzlich pochte man an die Thüre des Cabinetts; Florestan wollte hinaus eilen, um zu öffnen und einem Auftritt ein Ziel zu stecken, der ihn vor Furcht und Schreck schaudern machte, allein der Graf packte ihn mit eiserner Faust und hielt ihn zurück.

„Wer pocht draußen?" rief er hinaus.

„Im Namen des Gesetzes aufgemacht!" erwiderte eine Stimme.

„Dein falscher Wechsel war also nicht das letzte Deiner Vergehen?" donnerte der Graf mit fürchterlicher hohler Stimme seinem Sohne zu.

„Und doch, mein Vater! ich schwöre es Ihnen," versetzte Florestan und versuchte sich vergebens den gewaltigen Fäusten seines Vaters zu entwinden.

„Im Namen des Gesetzes, aufgemacht!" erwiderte jene Stimme.

„Was wollt Ihr?" fragte der Graf.

„Ich bin der Polizei-Commissär dieses Viertels und beauftragt, hier eine Verhaftung vorzunehmen, wegen eines Diamanten-Diebstahls, dessen Herr von St. Remy angeklagt ist," war die Antwort.

„Der Juwelier Bodouin, den Herr von St. Remy bestohlen, hat Beweise dafür . . . . wenn Sie nicht öffnen, Herr Vicomte, sehe ich mich genöthigt, die Thüre einschlagen zu lassen."

„So bist Du also schon ein Dieb und ich habe mich nicht getäuscht," sagte der Graf mit dumpfer Stimme, ich wollte Dich tödten und habe leider nur zu lange gezögert . . . ."

„Wie, Sie wollten mich tödten?" rief Florestan schaudernd.

„Nun ist Schande genug über meinen Namen gekommen, es muß ein Ende nehmen," sprach der alte Graf voll unerbittlicher Entschlossenheit. — „Hier sind zwei Pistolen, nimm eine davon und jage Dir eine Kugel durch den Kopf, wo nicht, so werde ich Dich erschießen und vorgeben, daß Du Dich selbst aus Verzweiflung getödtet, um Deiner Schande zu entgehen." Mit entsetzlicher Kaltblütigkeit zog

der Graf eine Pistole aus der Tasche, bot sie mit der einen Hand, die er noch frei hatte, seinem Sohne hin und sagte: „Nun rasch vorwärts und bring's zu Ende, wenn Du kein Feigling bist!"

Nach neuem fruchtlosen Versuche, sich aus der Hand des Grafen zu befreien, stürzte der Sohn von Entsetzen erfaßt zurück und erblaßte. An dem entsetzlichen unerbittlichen Blick des Vaters sah er, daß er von ihm kein Erbarmen zu erwarten habe.

„Mein Vater," rief er, „ich bereue!"

„Es ist zu spät, Du mußt nun sterben!" versetzte dieser, „hörst Du, wie schon die Thüre wankt? . . . ."

„Ich werde meine Fehler abbüßen," rief Florestan verzweiflungsvoll.

„Sie kommen schon, willst Du denn, daß ich Dich tödte?"

„Gnade! Gnade!" winselte der Feigling.

„Die Thüre weicht, Du willst's also nicht anders," sprach der Vater und drückte die Mündung der Pistole auf Florestans Brust.

Das Krachen und Bersten der Thüre in diesem Augenblick verkündete in der That, daß die Thüre des Studirzimmers dem Stoße nicht länger widerstehen konnte; nun sah der Vicomte, daß er verloren sei. Eine plötzliche verzweiflungsvolle Entschlossenheit bemächtigte sich seiner, er wehrte sich nicht länger gegen den Vater, sondern entgegnete ihm mit ebenso viel Festigkeit, als Ergebung:

„Sie haben Recht, bester Vater, — geben Sie mir die Waffe, es ist der Schmach genug auf meinem Namen, denn das Leben, das mich erwartet, ist entsetzlich und lohnet nicht der Mühe, daß ich mir es noch erkämpfe. Geben Sie mir die Waffe und Sie sollen sehen, ob ich ein Feigling bin," rief er, die Hand nach der Pistole ausstreckend, — „aber noch Eines zuvor, bester Vater! nur noch ein Wort des Trostes, des Mitleids zum Abschied."

Seine Bläße, seine bebenden Lippen und die verzerrten Züge seines Gesichtes kündigten die entsetzliche Aufre-

gung an, in welcher er sich in dem letzten äußersten Moment befand. „Wenn er nun doch mein Sohn wäre,“ dachte der Graf voll Entsetzen und zögerte ihm die Pistole zu geben. — „Wenn er je mein Sohn ist, darf ich ja noch weniger vor diesem Opfer zurückbeben. . . . .“

Ein anhaltendes Krachen an der Thüre des Cabinetts kündigte ihm an, daß sie gesprengt sei.

„Mein Vater! sie kommen! o nun fühle ich es, der Tod ist eine Wohlthat, — Gnade! Gnade! bester Vater! reichen Sie mir wenigstens noch Ihre Hand und vergeben Sie mir.“

Trotz seiner eisernen Festigkeit konnte der alte Graf in diesem Augenblick doch eines Schauders nicht Meister werden, reichte dem Sohne die Hand und sprach mit bebender Stimme:

„Ich vergebe Dir.“

„Mein Vater, die Thüre wird aufgerissen,“ sprach Florestan, „gehen Sie ihnen entgegen, damit man weniger Verdacht gegen Sie hege — und zudem, wenn sie hier hereinkommen, würden sie mich ja an meinem Vorhaben hindern. — Leben Sie wohl!“

Im Nebenzimmer ertönten bereits die Schritte mehrerer Personen, Florestan setzte den Lauf der Pistole auf die Brust.

Der Schuß ging in demselben Augenblick los, wo der Graf, um diesem entsetzlichen Augenblick zu entgehen, den Blick abwandte und durch die Zwischenthüre durch den Salon in das Studirzimmer stürzte, dessen Vorhänge sich wieder hinter ihm schlossen.

Beim Knall des Schusses und dem Anblick des Grafen, der bleich und entsetzt ins Zimmer hereinstürzte, blieb der Commissär auf der Schwelle der Thüre stehen und winkte seinen Leuten zu, nicht weiter vorzudringen.

Da Boyer gesagt hatte, daß der Vicomte sich mit seinem gräflichen Vater eingeschlossen, begriff der Beamte instinctmäßig den ganzen Hergang und achtete den heiligen Schmerz des Vaters.

„Todt! todt!" rief der Graf und barg sein Gesicht mit beiden Händen; „todt," wiederholte er mit dem tiefsten Schmerze, „doch recht so! lieber den Tod, als unauslöschliche Schande."

„Mein Herr!" hob der Beamte nach einer Pause wehmüthig an, „ersparen Sie sich einen so schmerzlichen Anblick und verlassen Sie lieber dieses Haus, — ich habe nun eine noch schmerzlichere Pflicht zu erfüllen, als diejenige, welche mich anfangs hieher führte."

„Sie haben Recht, Herr Commissär," erwiderte der Graf St. Remy, „ich ersuche Sie nur dem Bestohlenen zu melden, daß er sich wegen des Werthes seines Diebstahls bei meinem Banquier Herrn Dupont melden möge."

„Bei Herrn Dupont in der Rue Richelieu? Ganz gut, ich werde es ihm melden," erwiderte der Beamte.

„Wie hoch schätzt man den Werth der gestohlenen Diamanten?" fragte der Graf.

„Auf etwa 30,000 Franken," versetzte der Commissär, „wenigstens hat die Person, welche sie wieder gekauft hat und durch welche der Diebstahl entdeckt wurde, Ihrem Herrn Sohn diese Summe dafür bezahlt."

„Ich werde sie dennoch bezahlen können, Herr Commissär," erwiderte Herr von St. Remy, „der Juwelier mag übermorgen bei meinem Banquier sich einfinden, wo ich mich alsdann mit ihm verständigen will."

Der Commissär verneigte sich schweigend und der Graf entfernte sich.

Nach der Entfernung des Letztern verfügte sich der Beamte, den dieser unerwartete Auftritt tief gerührt hatte, langsam nach dem Salon, dessen Vorhänge noch immer herabgelassen waren. Voll tiefer Bewegung schob er sie bei Seite. „Niemand da!" rief er betroffen, als er sich im Salon umblickte und auch nicht die geringste Spur des tragischen Ereignisses gewahrte, das so eben hier vor sich gegangen sein mußte. Endlich bemerkte er die kleine Thüre, die in den Tapeten der Wand angebracht war und lief auf

sie zu, sie war jedoch von Seiten der Geheimtreppe her verriegelt.

„Aha! das war nur eine List," rief der Commissär voll Abscheu, „und auf diesem Wege hier scheint er entflohen zu sein."

Wirklich hatte auch der Vicomte vor seinem Vater die Pistole sich auf die Brust gesetzt, sie aber alsdann auf geschickte Weise unter dem Arm hindurch abgeschossen. Trotz der thätigsten Nachforschung im ganzen Hause konnte man Florestan doch nicht wieder finden.

Während der Unterredung seines Vaters mit dem Commissär hatte er eiligst das Boudoir und von hier aus das Treibhaus und das enge, einsame Gäßchen und endlich die elisäischen Felder erreicht. —

*
* *

Der Anblick einer so tiefen, abscheulichen Verworfenheit im Reichthume ist etwas Trauriges, Entsetzliches, das ist nicht zu läugnen!

Allein man glaube mir, auch die reicheren Klassen haben, wie sich aus Beispielen nachweisen ließe, unglückseliger Weise ihr Elend, ihre Laster, Verbrechen und Verbrecher.

Nichts ist häufiger und zugleich betrübender für den Menschenfreund, als der Anblick einer solchen unsinnigen Verschwendung, wie die, welche wir eben geschildert haben, und die nothwendiger Weise stets Elend, Verderben, Vermögenszerrüttung, Gemeinheit, Niederträchtigkeit und Schande nach sich ziehen muß! . . . . .

Es ist ein trauriger, betrübender, kläglicher Anblick — nicht anders, als ob man ein schönes Getraidefeld unnützer Weise durch eine Heerde wilder Raubthiere verheeren sähe!

Erbe und Eigenthum müssen ohne Widerrede heilig und unverletzlich gehalten werden! — Soll aber erworbener oder vererbter Reichthum noch lange ungestraft eine

unnütze höhnische Pracht vor den Augen der armen leidenden Volksmassen entfalten dürfen?

Soll es noch lange solches schreiende Mißverhältniß geben, wie das zwischen dem Millionär St. Remy und dem armen Tagelöhner Morel?

Eben deßhalb, weil das Gesetz dieses unvermeidliche Mißverhältniß heiligt und beschützt, sein Bestehen garantirt, sind diejenigen, welche so vieles Gute besitzen, auch verpflichtet, denjenigen, die nur Rechtschaffenheit, Entsagung, Muth und Drang zur Arbeit haben, eine moralische Rechenschaft davon abzulegen.

Vom Gesichtspunkte der Vernunft, des Naturrechtes und des wahren wohlverstandenen Interesses der Gesellschaft aus wäre ein großes Vermögen eine Art Erbgutes, das man den Händen kluger, fester, geschickter und edelmüthiger Menschen anvertraute, die, unter der Verpflichtung, dieses Vermögen nutzbar zu machen und seinen Ertrag geschickt zu verwenden, Alles das zu befruchten, zu beleben und zu verbessern wüßten, was so glücklich wäre, in ihren heilbringenden, glänzenden Wirkungskreis zu treten.

Manchmal trifft dies freilich zu, aber diese Fälle gehören zu den seltenen.

Wie viele junge Leute, die wie der der Schande überantwortete Vicomte Florestan von St. Remy, schon in ihrem zwanzigsten Jahre Herren eines beträchtlichen Vermögens werden, verschwenden nicht ein solches auf's Thörichtste aus Müßiggang, Langeweile, aus Lasterhaftigkeit oder aus Unkenntniß, in anderer Art und Weise solche Güter zu ihrem eigenen und ihrer Nebenmenschen Wohl anzuwenden? . . . .

Andere speichern freilich dagegen, über die Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge betroffen, das Ihrige auf eine schmutzig geizige Weise auf. . . .

Andere wiederum, welche wissen, daß ein todtes Kapital sich nur vermindert, wagen sich bethört oder in schändlicher Absicht in jenes Unglücksspiel der Agiotage, welches die Regierungen noch ermuthigen und begünstigen.

Wie kann es aber auch anders sein?

Wer bemüht sich denn, jene Wissenschaft, jenen Unterricht, jene ersten Anfangsgründe einer rein individuellen und darum auch für das Wohl der Gesellschaft so wichtigen Sparsamkeit der unerfahrenen Jugend beizubringen?

Niemand.

Der Reiche wird mit seinem Reichthum, wie der Arme mit seinem Elend, in den Strudel der Gesellschaft hineingeschleudert.

So wenig man auf den Mangel des Einen Rücksicht nimmt, so wenig bekümmert man sich um den Ueberfluß des Anderen.

Man denkt eben so wenig daran, das Glück und den Reichthum zum Wohle der allgemeinen Sittlichkeit auszubeuten, als das Unglück und die Armuth.

Läge diese große und edle Aufgabe nicht zunächst den Regierungen ob? . . . . .

Wie wäre es, wenn sie endlich sich über das Elend und das stets wachsende Unglück der bis jetzt noch entsagenden arbeitenden Klasse sich erbarmten und eine für Alle verderbliche Concurrenz unterdrückten, indem sie endlich sich ernstlich mit der wichtigen Frage von der Vertheilung der Arbeit sich beschäftigten und selbst das segensreiche Beispiel der Verbindung der Kapital- mit den Arbeitskräften versuchten?! . . . .

Einer Verbindung, die auf ehrbare verständige gerechte Grundsätze gestützt, das Wohlsein des Arbeitenden sichern würde, ohne dem Vermögen der Reichen zu schaden, und die, — indem sie zwischen zwei sich schroff gegenüber stehenden Klassen der Gesellschaft die Bande der Liebe und der Dankbarkeit anknüpfte, — auf immer die Ruhe und das Bestehen des Staates sichern und verbürgen würde! . . .

Wie unendlich wichtig wären die Folgen eines solchen praktischen Unterrichts!

Wer von den Reichen würde noch schwanken zwischen:

den unehrlichen verhängnißvollen Wechselfällen jener betrügerischen Agiotage,

dem rohen wilden Genuß des Geizes,

der thörichten Eitelkeit einer verderblichen, verstandswidrigen Verschwendung,

oder einer zugleich Nutzen bringenden und wohlthätigen Anlegung seiner Geldmittel, durch welche Wohlstand, Sittlichkeit, Glück und Freude in zwanzig Familien verbreitet würde?! . . . .

IX.

Der Abschied.

Am Tage nach jenem Abende, wo der Graf St. Remy von seinem Sohne auf so niederträchtige Weise hinters Licht geführt worden war, ereignete sich ein höchst rührender Auftritt im Gefängniß von St. Lazare gerade um die Stunde, welche den Sträflingen daselbst zur Erholung vergönnt war.

Während die andern Gefangenen im Hofe auf und ab spazierten, oder sich herumtummelten, saß Marien-Blüth an jenem Morgen auf ihrer Steinbank neben dem Wasserbassin des Hofes, der man bereits den Zunamen: der Bank der Jodlerin gegeben hatte. Aus einer Art stillschweigender Uebereinkunft überließen ihr die Sträflinge dieses Plätzchen, welches sie so sehr liebte; denn der sanfte Einfluß dieses jungen Mädchens hatte sich nur noch vermehrt!

Die Jodlerin liebte dieses Plätzchen neben dem Wasserbassin, weil das wenige Moos, das den Rand dieses Beckens sammetartig überzog, ihr das Grün der Wiesen und Felder in's Gedächtniß rief; wie das klare Wasser,

welches das Becken füllte, sie an das kleine Flüßchen bei dem Dorfe Bouqueval gemahnte.

Für den betrübten Blick einer Gefangenen ist ja ein einziger Grasbüschel eine ganze Wiese, eine einzige Blüthe schon ein ganzes Blumenparterre.

Voll Vertrauen in die liebevollen Versprechungen der Madame d'Harville hatte Marien=Blüth schon seit zwei Tagen darauf gerechnet, St. Lazare zu verlassen. Obwohl sie keinen Genud hatte, darüber unruhig zu sein, daß sich ihre Entlassung aus dem Gefängnisse verzögerte, war doch das junge Mädchen schon so an Unglück gewöhnt, daß sie kaum mehr hoffte, aus dem Gefängniß entlassen zu werden; seit ihrer Rückkehr unter diese Geschöpfe, deren Sprache und Benehmen jeden Augenblick in ihrer Seele das unheilbare Andenken an ihre frühere Schande erneuerten, hatte Marien=Blüths Schwermuth sich noch vermehrt und war noch peinlicher, noch drückender geworden.

Das war aber nicht Alles; noch ein anderer Gegenstand der Unruhe, des Kummers, ja beinahe des Entsetzens entsprang für sie aus der leidenschaftlichen Exaltation ihrer Dankbarkeit gegen Rudolph. Seltsamerweise maß sie nur die Tiefe des Abgrundes, in welchen sie gestürzt worden war, um die Entfernung zu ermessen, welche sie von diesem Manne trennte, dessen Größe ihr fast übermenschlich erschien — dieses Mannes, den zugleich eine so heilige, fast engelhafte Herzensgüte und eine so furchtbare Gewalt gegen alle Bösen auszeichnete.

Trotz der Achtung, welche mit ihrer Bewunderung für ihn verbunden war, fürchtete Marien=Blüth doch gerade in dieser Bewunderung die Merkmale der Liebe zu erkennen; aber einer eben so tiefen als verborgenen Liebe, die eben so keusch als innig, und eben so hoffnungslos als keusch war.

Das unglückliche Kind hatte diese trostlose Entdeckung erst nach ihrer Unterhaltung mit Madame d'Harville in ihrem Herzen zu lesen geglaubt; nachdem sie inne gewor=

den, daß Madame d'Harville selbst für Rudolph eine Leidenschaft fühlte, von welcher diese nichts wußte.

Nach dem Weggehen und den Versprechungen der Marquise hätte Marien-Blüth bei dem Gedanken an ihre Freunde zu Bouqueval und an Rudolph, den sie nun wieder sehen sollte, die lebhafteste Freude empfinden sollen; allein dem war nicht so; ein herber Druck lastete auf ihrem Herzen . . . . unaufhörlich kamen ihr die harten Worte, die hochmüthigen Blicke der Madame d'Harville wieder in's Gedächtniß, als die arme Gefangene sich bis zum Enthusiasmus erhoben hatte, da sie von ihrem Wohlthäter sprach.

Vermöge einer eigenthümlichen Sehergabe hatte die Jodlerin auf diese Weise einen Theil des Geheimnisses der Madame d'Harville errathen. „Die Exaltation meiner Dankbarkeit für Herrn Rudolph hat die junge, schöne und vornehme Dame gewiß beleidigt," dachte Marien-Blüth, „nun begreife ich erst die Bitterkeit ihrer Worte, die eine verachtungsvolle Eifersucht gegen mich ausdrückten. Wie, sie wäre auf mich eifersüchtig? daraus müßte ja folgen, daß sie ihn liebt, und daß ich ihn ebenfalls liebe. — Und ich müßte meine Liebe gleichsam wider meinen Willen verrathen haben? . . . .

„Ich sollte ihn lieben! ich, das unwürdige für immer gebrandmarkte Geschöpf! Wie undankbar und frevelhaft ich doch bin! o wenn dem wirklich so wäre, so wünschte ich doch lieber hundertfachen Tod . . . . "

Hier müssen wir einschalten, daß das arme Kind, die gleichsam allen möglichen Plagen und jeder Art von Märtyrerthum gewidmet zu sein schien, selbst das übertrieb, was sie ihre Liebe nannte. In ihrer tiefen Dankbarkeit gegen Rudolph verband sie eine unwillkührliche Bewunderung für die Anmuth, Kraft und Schönheit, die ihn vor Allen auszeichneten; es gab nichts Erhabeneres, nichts Reineres, als diese Bewunderung, die gleichwohl so mächtig und lebendig in ihr war, weil physische Schönheit stets einen ungemeinen Reiz ausübt.

Und wie oft macht nicht endlich die so häufig geläugnete Stimme des Blutes, obwohl sie stumm, unbekannt oder verkannt ist, sich im Menschen geltend; diese Aufwallung leidenschaftlicher Zärtlichkeit, die Marien-Blüth zu Rudolph hinzog und über die sie sich entsetzte, weil sie in ihrer Unwissenheit die Natur und das Ziel derselben verkannte.

Alle diese Aufwallungen entsprangen aus geheimnißvollen Sympathien, die eben so unerklärbar sind, als die Aehnlichkeit der Gesichtszüge.

Mit einem Worte, hätte Marien-Blüth erfahren, daß sie Rudolphs Tochter sei, so würde sie sich alsbald den lebendigen Drang zu erklären vermocht haben, der sie zu ihm hinzog und sie hätte dann, vollkommen aufgeklärt, ohne Gewissensbisse die Schönheit ihres Vaters bewundert.

Auf diese Weise mag man sich die Niedergeschlagenheit Marien-Blüths erklären, obwohl sie nach der Zusage der Madame d'Harville von einer Stunde zur andern gewärtig sein mußte, St. Lazare zu verlassen.

Marien-Blüth saß also schwermüthig und in Sinnen verloren, auf ihrer Bank neben dem Wasserbecken, und blickte mit einer Art mechanischen Interesses dem Spiele einiger frecher Vögel zu, die sich auf dem Steinrande des Beckens niederließen; sie hatte einen Augenblick aufgehört, an einem kleinen Kinderwämschen fortzuarbeiten, das sie eben zu säumen beschäftigt war.

Brauchen wir erst zu sagen, daß dieses Kinderwämschen zu dem neuen Wickelzeuge gehörte, welches die armen Sträflinge der unglücklichen Waterloo zum Geschenke machten, und das diese nur der liebevollen Veranlassung Marien-Blüths verdankte? —

Der arme ungestaltete Schützling der Jodlerin saß zu ihren Füßen, und war damit beschäftigt, ein kleines Kinderhäubchen zu verfertigen; von Zeit zu Zeit warf er einen zugleich scheuen dankbaren und ergebenen Blick, den Blick eines Hundes zu seinem Herrn, auf seine Wohlthäterin.

Die Anmuth, Schönheit und liebevolle Sanftmuth Marien=Blüths flößten diesem tiefgefallenen Weibe ebensoviel Vertrauen als Hochachtung ein.

Es liegt immer etwas Heiliges, Erhabenes in dem Drang eines auch unwürdigen Herzens, das, wenn auch zum erstenmale, von einer dankbaren Regung erfüllt wird; — seither hatte Niemand der armen Waterloo Gelegenheit gegeben, die innig fromme Gluth dieses, für sie so neuen Gefühles, für sie zu empfinden.

Nach einigen Minuten schauderte Marien=Blüth unwillkührlich zusammen, wischte eine Thräne aus dem Auge und fuhr eifrig fort zu nähen.

„Sie wollen also auch nicht während den Erholungsstunden von der Arbeil ausruhen, mein gütiger Rettungsengel,“ sagte Waterloo zur Jodlerin.

„Ich konnte Dir nicht Geld geben, um das Wickelzeug zu kaufen, deshalb muß ich meinen Antheil in Arbeiten beischießen,“ versetzte das junge Mädchen.

„Ihren Antheil? Du lieber Gott!“ rief Waterloo, „wo wäre denn ohne Sie diese gute weiße Leinwand, dieser warme Flanell für mein armes Kind? wenn Sie nicht gewesen wären, so hätte ich ja statt ihrer nur jene Lumpen, die man einst in den Koth des Hof's getreten! — Ich bin gegen meine Gefährtinnen recht dankbar und sie sind freilich auch recht gütig gegen mich gewesen; aber ohne Sie . . . . ohne Sie — wie soll ich mich nur ausdrücken?“ setzte die arme Frau zögernd hinzu, und schien recht verlegen um einen passenden Ausdruck für ihre Empfindung.

„Sehen Sie,“ erwiderte sie, „das ist die Sonne, nicht wahr? . . .“

„Allerdings, Waterloo, fahre nur fort, ich höre Dir ja gerne zu,“ erwiderte Marien=Blüth, und senkte ihr reizendes Gesicht zur häßlichen Gestalt ihrer Gefährtin herab.

„Mein Gott! Sie werden mich auslachen,“ erwiderte diese traurig, — „ich möchte es Ihnen so gerne sagen, und doch kann ich nicht.“

„Sprecht nur rund heraus, Waterloo," sagte Marien=Blüth.

„Ach was haben Sie doch für schöne gütige Engelsaugen!" rief die Gefangene und betrachtete Marien=Blüth mit einer Art Extase, „diese schönen Augen ermuthigen mich; sehen Sie, ich will mir Mühe geben, das in Worte zu fassen, was ich Ihnen sagen wollte, das ist also die Sonne? sie ist so warm, sie macht unser Gefängniß so heiter und wir sehen und fühlen sie so gerne, nicht wahr?"

„Ohne Zweifel," erwiderte Marien=Blüth.

„Aber nehmen wir einmal an," fuhr Waterloo fort, „die Sonne sei von selbst entstanden — wenn man also gegen sie dankbar ist, sollte man es nicht in noch höherem Grade . . . ."

„Gegen Den sein, der sie geschaffen hat," fiel ihr die Jodlerin in die Rede. — „Du hast Recht, auch muß man diesem vor Allem danken und ihn anbeten, denn es ist Gott."

„Da haben wir's, — eben das wollte ich sagen," rief die Gefangene freudig; — „das eben meinte ich: ich muß gegen meine Gefährtinnen dankbar sein, Ihnen aber, Jodlerin, muß ich noch ganz besonders danken und Sie anbeten, denn Sie waren es ja, welche die Andern, die zuvor so böse gegen mich waren, gütig und geneigt gegen mich machte."

„Dafür mußt Du Dich bei dem lieben Gott bedanken, Waterloo, und nicht bei mir," erwiderte die Jodlerin.

„O doch!" rief das arme Weib, „ich weiß wohl, Sie haben mir nicht allein selber Gutes gethan, sondern auch noch die Andern hiezu veranlaßt."

„Aber siehst Du, Waterloo, wenn ich gut gegen Dich bin, so thue ich das nicht aus mir selber, sondern nur, weil mich der liebe Gott so gemacht hat . . . . ihm also mußt Du dafür danken."

„Ja, es mag wohl so sein, da Sie es sagen," erwiderte die Gefangene unentschlossen, — „wenn es Ihnen Vergnügen macht, will ich es meinetwegen thun."

„Ja meine arme Waterloo, Du mußt recht häufig beten," erwiderte Marien-Blüth. „Das ist die beste Art und Weise, mir zu beweisen, daß Du mich ein wenig liebst."

„Ob ich Sie liebe, Jodlerin .... wie können Sie nur daran zweifeln!" rief die arme Blödsinnige, „denken Sie denn nicht mehr daran, was Sie zu den andern Sträflingen sagten, als Sie sie hindern wollten, mich zu mißhandeln. Ihr schlagt nicht allein sie, sondern auch ihr Kind.... — Sehen Sie nun wohl, so geht es mir nun gerade auch mit der Liebe zu Ihnen — ich liebe Sie nicht allein um meinetwillen, sondern auch wegen meines Kindes."

„Ich danke Dir, Waterloo; es freut mich, daß Du mir das sagst," versetzte Marien-Blüth und reichte ihrer Gefährtin die Hand.

„Ach Gott! welch ein liebes Feenhändchen, so weiß und so lieblich," rief Waterloo und bebte zurück, als ob sie sich fürchte, mit ihren groben, sonnenverbrannten, schwieligen Händen Marien-Blüths reizende Hand zu berühren.

Nach kurzem Zögern hauchte sie indeß noch einen ehrerbietigen Kuß auf die Fingerspitzen von Marien-Blüths Hand, sank dann plötzlich auf die Kniee und betrachtete auf einmal das zarte Wesen mit tiefer, inniger Andacht und Aufmerksamkeit.

„So setze Dich doch hieher zu mir," redete die Jodlerin sie an.

„Nein, nein, das werde ich nie wagen," entgegnete das unglückliche Weib.

„Und warum nicht?" fragte Marien-Blüth.

„Respekt vor der Disciplin, pflegte mein wackerer Waterloo sonst zu sagen," erwiderte das arme Weib, „nur Gleich und Gleich gesellt sich gern, Soldaten gehören zusammen und Officiere sollen auch für sich bleiben."

„Du bist thöricht, Waterloo, zwischen uns Beiden herrscht kein Unterschied ...."

„Kein Unterschied?" wiederholte Waterloo, „ei, du

lieber Gott! Sie sagen mir das, die so schön sind, wie eine Königin? ..... ach, ich bitte Sie, lassen Sie mich hier auf den Knieen liegen und Ihnen eine Weile recht aufmerksam ins Gesicht blicken — du lieber Himmel, wer weiß, ob nicht, wenn gleich ich selber nur ein häßliches Ungethüm bin, mein Kind vielleicht Ihnen gleichen wird ..... man sagt ja gewöhnlich, daß eine Mutter sich versehen kann. ....“ Da sie jedoch vermöge einer Regung unglaublichen Zartgefühls, die bei diesem Wesen um so mehr auffallen mußte, durch dieses seltsame Bekenntniß Marien-Blüth gedemüthigt und beleidigt zu haben glaubte, setzte Waterloo schwermüthig hinzu: „Nein, nein, liebe Jodlerin! ich sage das nur im Spaß — ich würde mir nie erlauben, Sie in dieser Absicht anzusehen, ohne daß Sie mir es gestatten. — Was thut's, wenn auch mein Kind eben so häßlich ist, wie ich selber, ich werde es darum doch nicht weniger lieben; ..... kleines unglückliches Wesen, Du wirst auch noch einmal verfluchen, daß Du geboren bist .... wenn Du mit dem Leben davon kommst, was soll aus Dir werden,“ setzte sie düster und unmuthig hinzu — „ach, lieber Gott! was soll aus dem armen Würmchen werden?“

Die Jodlerin schauderte bei diesen Worten; was konnte auch in der That aus dem Kinde dieses unglücklichen, tief herabgedrückten, verachteten und zertretenen Weibes werden? — Welches Loos, welche Zukunft war ihm vorbehalten?

„Denke nicht daran,“ versetzte Marien-Blüth, „hoffe vielmehr, daß menschenfreundliche Personen sich seiner erbarmen werden.“

„Ach nein, Jodlerin! ... sehen Sie, man hat nie zweimal dasselbe Glück!“ sagte Waterloo kopfschüttelnd in bitterem Tone; „ich habe ja Sie getroffen, und das ist schon ein großer Zufall. Sehen Sie, ich will Sie zwar nicht damit kränken, allein es wäre mir lieber gewesen, mein Kind hätte statt meiner dieß Glück gehabt. — Der Wunsch ist ja leider Alles, was ich ihm mitgeben kann.“

„Bete nur und der liebe Gott wird Dich erhören," mahnte Marien-Blüth.

„Nun ja, ich will ja beten, wenn es Sie freut, Jodlerin, es bringt mir vielleicht Glück," erwiderte das Weib; „in der That, wer hätte damals, als die Wölfin mich schlug und Jedermann seinen Muthwillen an mir ausließ, mir gesagt, daß ich noch einen so lieben, kleinen Schutzengel hier finden würde, der mit seiner hübschen sanften Stimme die Andern bezwänge und zumal die Wölfin, die so stark und bösartig ist . . ."

„Ei, ei!" rief Marien-Blüth tadelnd, „die Wölfin war ja so gütig gegen Dich, als sie nur erst darüber nachdachte, daß Du doppelt zu bedauern seiest."

„Ja wohl! das verdanke ich ebenfalls Ihnen und will es nie wieder vergessen," erwiderte Waterloo; „aber sagen Sie mir nur, Jodlerin, weßhalb hat denn die Wölfin sich seit vorgestern in eine andere Abtheilung des Gefängnisses bringen lassen, nachdem sie doch, trotz ihres Grolls, sich gar nicht mehr von Ihnen trennen zu können schien?"

„Sie hat zuweilen Launen," erwiderte das Mädchen.

„Hm, sonderbar!" meinte Waterloo; „eines der Weiber, das heute früh aus der andern Abtheilung zu uns herüber kam, erzählte, daß die Wölfin sich ganz verändert habe."

„In wie fern denn?" fragte Marien-Blüth.

„Anstatt zu schelten und mit aller Welt Händel anzufangen, soll sie jetzt ganz schwermüthig sein," erzählte Waterloo, „sie soll jetzt die Einsamkeit vorziehen und sich ein Schmollwinkelchen suchen; wenn Jemand mit ihr spricht, so soll sie ihr den Rücken bieten und keine Antwort geben; 's ist doch sonderbar, daß sie jetzt so still ist, die doch sonst am meisten lärmte, 's ist doch sonderbar. Und überdem hat mir das Weib auch noch etwas Anderes erzählt, was ich übrigens gar nicht glauben kann, sie behauptet, die Wölfin weinend gesehen zu haben . . ."

„Aber das ist ganz unmöglich; die arme Wölfin!"

rief Marien-Bluth, „um meinetwillen hat sie sich vielleicht in eine andere Abtheilung bringen lassen, ich habe sie vielleicht gekränkt, ohne es zu wollen.“

„Du lieber Gott! wie könnten denn Sie Jemanden kränken, mein gütiger Schutzengel!“ rief Waterloo.

In diesem Augenblick trat Madame Armand, die Aufseherin, in den Hof und blickte sich, suchend, ringsum. Kaum hatte sie Marien-Blüth wahrgenommen, als sie lächelnd und mit froher Miene auf sie zu trat.

„Ich bringe eine gute Neuigkeit, mein Kind!“ rief sie schon von weitem.

„Meinen Sie mich, Madame?“ fragte die Jodlerin sich erhebend.

„Allerdings,“ erwiderte Madame Armand, „Deine guten Freunde haben Dich nicht vergessen, sondern Deine Freilassung ausgewirkt, der Herr Direktor hat so eben die Nachricht davon erhalten.“

„Ist es möglich, Madame, ach, lieber Gott, welch ein Glück!“ rief Marien-Blüth; ihre Rührung und Freude war so heftig, daß sie erbleichte, die Hand auf ihr lautklopfendes Herz legte und kraftlos auf die Steinbank zurücksank.

„Beruhige Dich nur, liebes Kind, solche freudige Aufwallungen sind glücklicherweise ohne Gefahr; ohne Zweifel hat die Frau Marquise d'Harville Deine Entlassung bewirkt. Es ist eine alte Frau droben, die den Auftrag hat Dich zu den Personen zu bringen, welche sich Deiner annehmen wollen; — warte nur hier auf mich, ich habe nur noch in den Werkstätten Einiges anzuordnen und komme dann gleich zurück, um Dich ins Amtszimmer hinaufzuführen.“

Es wäre eine schwierige Aufgabe, den Ausdruck trüben Grames zu schildern, der die Züge der armen Waterloo verdüsterte, als sie erfuhr, daß ihr gütiger Schutzengel, wie sie die Jodlerin nannte, St. Lazare verlassen sollte.

Die Betrübniß dieses Weibes entsprang weniger aus der Furcht, wiederum der Sündenbock der verschiedenen

Sträflinge zu werden, als vielmehr aus dem Kummer, sich nun auf einmal von dem einzigen Wesen getrennt zu sehen, das ihr je einige Theilnahme gezollt hatte.

Noch immer auf der Steinbank sitzend, zerraufte die arme Waterloo sich in wildem Schmerze die beiden dichten verworrenen Haarbüschel, die unordentlich unter ihrer schwarzen Haube hervorquollen; dann ging dieser heftige Schmerz auf einmal in eine dumpfe Niedergeschlagenheit über, sie ließ den Kopf sinken und blieb, die Stirn in beide Hände gedrückt, die Ellenbogen auf beiden Knieen aufstützend, stumm und regungslos sitzen.

Trotz ihrer Freude, das Gefängniß verlassen zu dürfen, konnte Marien-Blüth sich doch eines augenblicklichen Schauders nicht erwehren, als sie des Schwures gedachte, welchen die Nachteule und der Schulmeister, jene beiden Ungeheuer, ihr abgenommen, ihre Wohlthäter nicht von ihrem unglücklichen Loose in Kenntniß zu setzen.

Bald aber verwischten sich diese trüben Gedanken aus Marien-Blüths Geiste, wenn sie an die Hoffnung gedachte, die Meierei von Bouqueval, Madame Georges und vor Allem Rudolph wiedersehen zu dürfen, bei dem sie eine Fürbitte für Martial und die Wölfin einlegen wollte. Es schien ihr beinahe, als das begeisterte Hochgefühl, welches sie seither zu ihrem eigenen Vorwurf und Entsetzen für ihren Wohlthäter empfunden hatte, das durch den Kummer und die Einsamkeit immer noch genährt worden war, sich einigermaßen legen würde, wenn sie erst zu jenen einfachen ländlichen Beschäftigungen wieder zurückkehren dürfe, die sie so gerne mit den wackern Leuten der Meierei theilte.

Erstaunt über das Schweigen ihrer Gefährtin, dessen wahre Ursache sie nicht muthmaßte, klopfte Marien-Blüth sie leicht auf die Achsel und sagte:

„Höre, Waterloo, — nun ich jetzt frei bin, könnte ich Dir nicht in irgend Etwas nützlich seyn? . . . .“

Als sie sich von der Hand der Jodlerin berührt fühlte, bebte die arme Waterloo zusammen, ließ die Hände auf die Kniee herabsinken und wandte dem jungen Mädchen

ihr thränenfeuchtes Gesicht zu; über das ein so herber, erhabener Schmerz sich verbreitete, daß man die Häßlichkeit ihrer Züge ganz vergaß.

„Mein Gott, was ist Dir? ..... Du wirst ja ganz blaß?" fuhr Marien-Blüth fort.

„Sie verlassen mich ja!" murmelte die Gefangene, und Schluchzen erstickte ihre Stimme, — „ich hatte gar nie daran gedacht, daß Sie je von hier weggehen könnten, — daß ich Sie nie — niemals wiedersehen soll..."

„Glaube mir, daß ich mich stets Deiner Liebe und Freundschaft erinnern werde, Waterloo," versetzte Marie.

„Mein Gott, mein Gott! ich liebte Sie ja so sehr," rief die Arme, — „als ich vorhin zu Ihren Füßen saß, wollte es mich bedünken, als sei ich gerettet, als habe ich gar nichts mehr zu fürchten. Ich sage das nicht aus Furcht vor der Mißhandlung, der ich nun wieder ausgesetzt sein werde, behüte! .... ich habe ein zähes Leben. Aber mir war immer, als seien Sie mein guter Engel und brächten meinem armen Kinde Glück, weil nur Sie Mitleid mit mir fühlten! — Doch was thut's, wenn man an Mißhandlung gewohnt ist, empfindet man nicht mehr davon als Andre an Wohlthaten ....." Sie unterbrach sich dann auf's Neue, um wieder in ein Schluchzen auszubrechen, und rief nach einer Pause: „Je nun, es mußte so kommen! über kurz oder lang! ..... mein ganzes Unrecht war nur, daß ich nicht früher daran gedacht habe! ..... Genug, genug davon! ....."

„Fasse Dich, gute Frau," sagte Marien-Blüth, — „ich werde mich Deiner stets erinnern, wie Du Dich vielleicht meiner!" .....

„O, was das anbelangt!" rief Waterloo, „so ließe ich mich lieber in Stücke hauen, als daß ich Sie verläugnete oder vergäße! und wenn ich auch steinalt werden sollte, wird mir doch stets Ihr niedliches Gesichtchen im Gedächtniß bleiben. Das erste Wort, das ich meinem Kinde lernen werde, soll Ihr Name sein, Jodlerin, denn

Ihnen allein hat es ja zu verdanken, daß es nicht vor Kälte umkommen wird!" —

„Höre mich, Waterloo!" sagte Marien-Blüth, gerührt von der Liebe der Unglücklichen, — „ich kann Dir zwar nichts für Dich selbst versprechen, obgleich ich mit recht menschenfreundlichen Personen genau bekannt bin, ... allein für Dein Kind will ich mich verwenden! — das arme Würmchen ist ja unschuldig an Allem und die Personen, von denen ich spreche, würden vielleicht gerne für seine Erziehung sorgen, wenn Du es ihnen überlassen wolltest! . . . . ."

„Von meinem Kinde sollte ich mich trennen? — Nimmermehr!" rief Waterloo bestürzt, aber entschlossen, — „was würde dann aus mir werden, wenn ich es verlöre? . . . . ."

„Wie willst Du es aber erziehen?" fragte Marien-Blüth, — „gleichviel, ob es ein Mädchen oder ein Knabe ist, Du wirst doch einen ehrbaren Menschen aus ihm machen wollen?"

„Ja, es soll ein ehrliches Gewerbe erlernen, Jodlerin," erwiderte Waterloo, „darein setze ich meinen Stolz und habe ein Gelübde darauf gethan! — Wenn ich von hier entlassen werde, setze ich nie wieder einen Fuß unter eine Brücke . . . . . Lumpensammlerin, Straßenfegerin will ich werden, aber nur ehrbar, — das ist man, wenn nicht schon sich selbst, doch wenigstens seinem Kinde schuldig, wenn man die Ehre hat, eines zu haben!" setzte sie mit einer Art Stolz hinzu.

„Und wer soll denn das Kind hüten und pflegen, während Du arbeitest, Waterloo?" fragte die Jodlerin, — „wäre es nicht besser, wenn Du meinem Rathe folgtest, und wenn es möglich wäre, wie ich hoffe, Dein Kind bei ehrbaren Leuten auf dem Lande in die Kost gäbest, daß diese ein wackeres, ehrbares Dorfmädchen oder einen tüchtigen Bauern daraus erzögen? Du würdest es alsdann von Zeit zu Zeit besuchen und eines Tages vielleicht im

Stande sein, es ganz zu Dir zu nehmen: — auf dem Lande lebt man ja so wohlfeil!....."

„Ach, ich kann mich nicht von ihm trennen!" rief Waterloo, „habe ich doch sonst Niemanden, der mich liebt!....."

„Du mußt mehr an Dein Kind als an Dich selbst denken, armes Weib!" versetzte Marien-Blüth; — „in einigen Tagen werde ich an Madame Armand schreiben, und wenn meiner Bitte, die ich wegen Deines Kindes an sie stellen will, willfahrt wird, sollst Du nicht mehr wie so eben voll Verzweiflung ausrufen: Mein Gott! was soll aus meinem Kinde werden?!"

Madame Armand, die Aufseherin, welche Marien-Blüth abholen wollte, unterbrach diese Unterhaltung wiederum.

Waterloo war auf's Neue in Schluchzen ausgebrochen und hatte die Hände des jungen Mädchens mit Thränen der Verzweiflung genetzt; — jetzt sank sie in stumpfsinniger Niedergeschlagenheit wieder auf die Bank zurück und dachte nicht einmal mehr an das Versprechen, welches ihr Marien-Blüth hinsichtlich ihres Kindes gemacht hatte.

„Das arme Geschöpf!" sagte Madame Armand, als sie mit Marien-Blüth den Hof verließ; „seine Dankbarkeit gegen Dich, meine Tochter, gibt mir auf einmal eine bessere Meinung von ihr!"

Als die übrigen Sträflinge erfuhren, daß die Jodlerin begnadigt worden war, bezeugten sie, weit entfernt, hierüber neidisch zu sein, vielmehr eine allgemeine Freude; Etliche traten zu Marien-Blüth heran, verabschiedeten sich auf's Herzlichste von ihr und wünschten ihr offen und aufrichtig Glück zu ihrer zeitigen Entlassung aus dem Gefängniß.

„Wahrlich!" rief eine der Gefangenen, „das kleine blonde Mädchen hat uns hier ein paar schöne Augenblicke bereitet, — zumal damals, als wir zu einem Wickelzeuge für das Kind der armen Waterloo zusammensteuerten!.... das wird noch lange in St. Lazare als erfreuliche Erinnerung fortleben!....."

Als Marien-Blüth in Begleitung der Aufseherin den Flügel verlassen hatte, wo die Gefangenen wohnten, sagte Madame Armand:

„Nun wollen wir in die Kleiderkammer gehen, woselbst Du Deine Sträflingstracht ablegen und Dich wieder in Deine allerliebste Bauerntracht werfen sollst, die Dir so hübsch stund; — lebe wohl, mein Kind! Du wirst nun wieder recht froh und zufrieden sein, daß Du unter die Aufsicht und den Schutz so achtbarer und angesehener Personen kommst, die sich Deiner so warm annehmen! Du wirst dieses Haus verlassen, um nie wieder hieher zurückzukehren! — Aber sieh', ich bin wahrhaftig nicht bei Troste," fügte die wackere Frau mit Thränen in den Augen hinzu, — „ich kann Dir unmöglich verhehlen, daß ich Dich bereits recht lieb gewonnen habe und nur ungern von Dir scheide." — Als sie aber sah, daß Marien-Blüth's Auge sich ebenfalls mit Thränen umflorte, setzte Madame Armand hinzu: „Du nimmst mir doch hoffentlich nicht übel, daß ich Dir den Abschied so sehr erschwere und verbittere, liebe Kleine, nicht wahr?"

„Ach, Madame," versetzte Marien-Blüth, „bin ich Ihnen nicht zum höchsten Danke verpflichtet? Verdanke ich es nicht Ihrer Empfehlung, daß diese vornehme Dame sich meiner so liebevoll annahm?"

„Es freut mich, daß ich etwas für Dich thun konnte," erwiderte Madame Armand, „so haben mich also meine Ahnungen nicht getäuscht! . . . . ."

In diesem Augenblick ward die Glocke wieder geläutet.

„Nun kommt die Arbeitsstunde in den Werkstätten wieder, und ich muß Dich verlassen," fuhr Madame Armand fort; — „lebe wohl, leb' wohl für immer, mein theures, gutes Kind!"

Dabei küßte sie, eben so tief gerührt als Marien-Blüth, diese zärtlich und hieß dann einen der Diener des Hauses die junge Gefangene nach der Kleiderkammer bringen.

Eine Viertelstunde später trat Marie in ihrer niedlichen Bauerntracht, wie wir sie schon auf der Meierei

von Bouqueval gesehen haben, in die Amtsstube des Gefängnisses, wo Madame Seraphin sie erwartete.

Die Haushälterin des Notars Ferrand sollte die unglückliche Jodlerin abholen, um sie nach der Isle du Ravageur hinauszuführen. —

X.

Erinnerungen.

Jakob Ferrand hatte leicht und schnell die Freilassung Marien-Blüth's erzweckt, da diese nur von einer einfachen Entscheidung der Behörden abhing.

Sobald ihn die Nachteule davon unterrichtet hatte, daß die Jodlerin in St. Lazare gefangen sei, hatte er sich unverweilt an einen seiner Clienten, einen einflußreichen, ehrenwerthen Mann gewendet, und diesem vorgespiegelt, daß ein junges Mädchen, die zwar anfangs auf schlimmen Wegen gewandelt, nun aber zur Reue und Besserung sich gewandt habe, erst kürzlich in St. Lazare eingesperrt worden sei, wo sie durch die Berührung mit den andern Sträflingen Gefahr laufe, ihre guten Entschlüsse vielleicht erschüttert zu sehen. Da das junge Mädchen von höchst achtbaren Personen angelegentlichst empfohlen worden sei, welche bei seiner Entlassung aus dem Gefängnisse Sorge für dasselbe tragen wollten, hatte der Notar Ferrand hinzugesetzt, so bäte er seinen vielvermögenden Clienten im Namen der Sittlichkeit, der Religion und der künftigen Wiederherstellung dieser Unglücklichen, ihre Befreiung nachzusuchen.

Um jedoch jede spätere Nachforschung zu vermeiden, hatte der Notar seinem Clienten hauptsächlich und inständig an's Herz gelegt, ihn in der Erfüllung des guten Werkes doch ja nicht zu nennen. Dieser Wunsch, den der

vornehme Fürbitter Jakob Ferrand's menschenfreundlicher Bescheidenheit zuschrieb, welchen er als einen eben so frommen, als achtungswerthen Mann kannte, war daher gewissenhaft beachtet.

Marien-Blüth's Freilassung wurde daher allein im Namen des Clienten begehrt und erhalten, der in seiner ausnehmenden Dienstfertigkeit die Entlassungsurkunde direkt an Jakob Ferrand sandte, damit dieser sie den Beschützern des jungen Mädchens zustellen könnte.

Als Madame Seraphin diese Urkunde dem Direktor des Gefängnisses übergab, setzte sie noch hinzu, daß sie den Auftrag erhalten, die Jodlerin unmittelbar zu jenen Personen zu bringen, die sich für sie so sehr interessiren.

Nach den ausnehmend günstigen Nachrichten, welche die Aufseherin über Marien-Blüth der Madame d'Harville gegeben hatte, zweifelte Niemand mehr, daß diese ihre Freilassung der Vermittlung der Marquise verdanke.

Die Haushälterin des Notars konnte also in keiner Weise das Mißtrauen ihres Schlachtopfers erregen.

Madame Seraphin hatte wie gewöhnlich das Aussehen irgend einer achtbaren schlichten Bürgersfrau angenommen, und es bedurfte einer ziemlich scharfen Beobachtungsgabe, um in ihrem demüthigen Wesen und ihrem heuchlerischen Lächeln etwas Heimtückisches, Falsches und Grausames zu entdecken.

Trotz ihrer tiefen Verworfenheit, wodurch sie sich zur Mitschuldigen oder Vertrauten der Verbrechen ihres Herrn gemacht, konnte sich Madame Seraphin doch einer Art Betroffenheit über die rührende Schönheit des jungen Mädchens nicht erwehren, das sie einst als kleines Kind der Nachteule überantwortet hatte, und nun einem unvermeidlichen Tode entgegenführte.

„Nun mein liebes Jüngferchen," sprach Madame Seraphin mit honigsüßer Stimme zur Jodlerin, „Sie müssen wohl recht froh sein, daß Sie aus dem Gefängniß entlassen werden."

„O ja, meine gute Frau! ohne Zweifel verdanke

ich diese Gnade dem gütigen Schutze der gnädigen Frau d'Harville, die so freundlich gegen mich war," erwiderte Marien=Blüth.

„Sie haben's errathen," versetzte die Alte, „aber kommen Sie nur rasch, wir haben uns schon ein wenig verspätet, und haben noch einen weiten Weg vor uns."

„Wir gehen doch nach der Meierei von Bouqueval zu Madame Georges, nicht wahr, gute Frau?" fragte Marien=Blüth.

„Ei natürlich gehen wir auf's Land, und zwar zu Madame Georges," erwiderte diese, um jeden Verdacht aus Marien=Blüth's Seele zu entfernen. Dann fuhr sie mit einer Art lauernder heimtückischer Gutmüthigkeit fort: „Aber das ist noch nicht Alles, bevor wir Madame Georges wieder treffen, wird Ihnen eine kleine Ueberraschung zu Theil — kommen Sie nur rasch, unser Fiaker wartet schon unten! — Wie leicht werden Sie erst aufathmen, wenn Sie dieses Haus im Rücken haben!... kommen Sie, lassen Sie uns gehen! — Ihre Dienerin, meine Herren!"

Madame Seraphin grüßte nun noch den Beamten und seine Schreiber, und ging mit der Jodlerin die Treppe hinab.

Ein Wächter folgte ihnen mit dem Auftrag, ihnen die verschiedenen Thüren öffnen zu lassen.

Als eben die letzte Thüre hinter den beiden Frauen sich schloß, und sie unter den breiten Thorweg traten, der sich auf die Rue du Faubourg du St. Germain öffnet, trafen sie mit einem jungen Mädchen zusammen, die hier ohne Zweifel eine Gefangene besuchen wollte. Es war Lachtaube, die noch immer leicht und kokett einherschritt. Ein hübsches, schlichtes Häubchen, das aber frisch gewaschen und mit kirschrothen Bändern verziert war, die allerliebst zu ihrem schwarzen Haare paßten, faßte ihr liebliches Gesicht in einen freundlichen Rahmen, ein breiter weißer Halskragen legte sich über ihr braunes schottisches Halstuch. Sie trug am Arme eine strohgeflochtene Arbeitstasche, und trotz des weiten Weges, den sie zurückgelegt hatte, waren doch

— da ihr Gang dem eines aufmerksamen, reinlichen Kätzchens glich — ihre Tuchstiefelchen mit den schmalen Sohlen noch nicht im geringsten verunreinigt.

„Lachtaube! Lachtaube!" rief Marien-Blüth, als sie ihre frühere Freundin von dem Gefängnisse und den Ausflügen auf's Land her wieder erkannte.[1]

„Jodlerin!" rief nun die Grisette ihrerseits, und die beiden jungen Mädchen fielen einander mit der aufrichtigsten Freude in die Arme. Man konnte nichts Lieblicheres sehen als den Contrast dieser beiden sechszehnjährigen Kinder, die, beide gleich reizend, und doch in Schönheit und Ausdruck so verschieden, einander zärtlich umschlungen hielten.

Die Eine eine Blondine mit schwermüthigen großen blauen Augen und einem etwas bleichen Profile voll idealer, engelschöner Reinheit, mit etwas traurigem Blicke, glich dem etwas idealisirten Original jener wunderhübschen Bäuerinnen, wie sie Greuz ausmalte; ihr frischer und so durchsichtige Teint bildete mit dem seltsamen und unaussprechlichen Gemisch von Träumerei, Unschuld und Anmuth in ihren Zügen ein wunderliebliches Ganzes.

Die Andere war eine pikante Brünette mit runden, frischgerötheten Wangen, dunkeln Augen voll unbefangener Munterkeit, mit verständiger, aufgeweckter Miene, der reizendste Typus von Jugend, unbefangener Leichtfertigkeit und Munterkeit, ein seltenes, rührendes Beispiel von Glück und Zufriedenheit in der Armuth, von Ehrbarkeit bei aller Vernachlässigung, und von freudigem Muthe bei angestrengter Arbeit.

Als sie ihre naiven Liebkosungen ausgetauscht, betrachteten die zwei jungen Mädchen sich gegenseitig...

---

1 Der Leser wolle sich hiebei erinnern, daß die Jodlerin in der Erzählung von ihrer früheren Jugend, die sie Rudolph bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihr in der Freischenke der Ogresse mitgetheilt hatte, auch der Lachtaube Erwähnung gethan, die als ein verwahrlostes Kind wie sie selbst bis zu ihrem sechszehnten Jahre in ein Korrektionshaus eingesperrt gewesen war.

Louise war voll Freude — Marien-Blüth ganz überrascht und verwirrt über dieses Zusammentreffen.

Der Anblick ihrer Freundin rief der Letztern die wenigen Tage ruhigen Glücks in's Gedächtniß, welche ihrer ersten Verworfenheit und Entwürdigung vorangegangen waren.

„Ei bist Du's also doch, wie glücklich sich das trifft!" rief die Grisette.

„Mein Gott! ja welch' eine angenehme Ueberraschung; es ist schon so lange her, daß wir uns nicht mehr gesehen haben," entgegnete die Jodlerin.

„Ach nun wundere ich mich nicht mehr, daß wir uns schon seit so vielen Monaten nicht mehr gesehen haben," fuhr Lachtaube fort, als sie die ländliche Tracht der Jodlerin bemerkte, „Du lebtest also auf dem Lande?"

„Freilich!" erwiderte Marien-Blüth stotternd, und schlug die Augen nieder, „ich lebe schon seit einiger Zeit dort."

„Und da hast Du heute wahrscheinlich wie ich Jemand im Gefängnisse besucht?"

Marien-Blüth bejahte erröthend und gesenkten Blickes.

„Du kehrst wohl heute noch nach Hause zurück? — Wahrscheinlich recht weit von Paris weg?" fragte Lachtaube. „Arme, kleine Jodlerin, Du bist noch immer so herzensgut, und daran erkenne ich Dich gleich wieder! — Erinnerst Du Dich noch der armen Frau, die in den Wochen lag, und der Du Deine Matratze, Deine Wäsche und das Bischen Geld gegeben hast, das Dir noch übrig blieb, und das wir zusammen auf einem Ausfluge auf's Land vollends todt schlagen wollten? Schon damals warst Du ja ganz versessen auf's Land, Du kleine Bäurin."

„Du liebtest es freilich nicht sehr, Lachtaube," erwiderte Marien-Blüth, „und doch warst Du so gütig und gingst nur mir zu Liebe damals mit."

„Nein, auch mir zu Liebe," versetzte Lachtaube, „denn Du, die Du ja stets ein wenig ernst und schwermüthig warst, wurdest ja so zufrieden, so lustig und froh, wenn wir einmal auf dem Felde oder dem Walde waren. —

Das war denn für mich jedesmal kein kleines Vergnügen, wenn ich Dich so aufgeräumt sah; — aber laß Dich nur einmal recht anblicken... Wie allerliebst Dir dieß hübsche runde Häubchen steht, wie niedlich Du darin bist, wahrhaftig, es war Deine Bestimmung, ein Bauernhäubchen zu tragen, wie es die meine war, im Häubchen einer Grisette umher zu gehen. — Es wundert mich nun nicht mehr, daß Du so zufrieden bist, wenn es Dir so ganz nach Wunsche ergeht; — als ich Dich nicht mehr sah, dachte ich immer: die arme kleine Jodlerin paßt auch nicht nach Paris, das ist ein Waldblümchen, wie's im Liede heißt, und solche Blümchen kommen nicht in der Hauptstadt fort, die Luft hier ist nicht gut genug für sie — da wird sich wohl die arme Jodlerin zu wackeren Leuten auf dem Lande verdingt haben, und das hast Du auch gethan, nicht wahr?"

Die Jodlerin bejahte wiederum durch ein Kopfnicken.

„Sieh, ich muß Dir aber doch einen Vorwurf machen," fuhr Lachtaube fort.

„Mir, und welchen denn?" rief Marien-Blüth.

„Den, daß Du mir nicht einmal Nachricht davon gegeben hast," erwiderte Lachtaube, „man geht nicht nur so über Nacht auseinander. — Oder Du hättest mir doch wenigstens hie und da Nachricht von Dir geben sollen."

Marien-Blüth ward immer mehr verwirrt, und versetzte am Ende stotternd:

„Ich ging so schnell und unversehens von Paris hinweg, daß ich Dir sogar mit dem besten Willen nicht Nachricht geben konnte."

„Ei ich nehme Dir das nicht übel, ich bin allzu erfreut, daß ich Dich nur wieder sehe!" versetzte die Lachtaube; — „Du hattest im Grunde wahrhaftig Recht, Paris zu verlassen, denn es hält so schwer, hier in der Stadt ruhig zu leben, und davon will ich gar nicht reden, daß ein junges Mädchen hier so mannigfache Gelegenheit hat, zum Bösen verführt zu werden — wenn man Niemanden hat, der Einem mit Rath und That beisteht, wenn Nie-

mand Einen vertheidigt und beschützt... Die Herren versprechen Einem immer alles mögliche Gute, und dann, du lieber Gott! die Noth ist manchmal auch so drückend!... Erinnerst Du Dich wohl noch der kleinen Julie, die so hübsch war, und der klugen Rosine, welche blonde Haare und dunkle Augen hatte?"

„O ja!" versetzte Marien-Blüth, „ich erinnere mich beider noch ganz genau."

„Nun denn, arme Jodlerin," fuhr die Lachtaube fort, „beide sind seither erst schmählich hintergangen und dann verlassen worden, ja sie sind am Ende, von Unglück und Elend stets verfolgt, so tief gesunken, so daß sie jetzt zu den unwürdigen Weibern gehören, die man hier einsperrt."

„Großer Gott!" rief Marien-Blüth, und senkte erröthend den Kopf.

Lachtaube täuschte sich über den Sinn des Ausdrucks ihrer Freundin, und fuhr fort: „Sie sind freilich schuldig, ja sogar verächtlich, wenn Du so willst, allein ich mag sie darum nicht schmählen; denn siehst Du, gute Jodlerin, wenn wir Beide das Glück gehabt haben, ehrlich zu bleiben, so geschah es doch nur, weil Du auf dem Lande bei wackern Bauersleuten leben konntest, und weil ich vor lauter Arbeit keine Zeit hatte, mich mit Liebschaften abzugeben, weil ich ihnen meine Vögel vorzog, und mein ganzes Vergnügen darin fand, Dank meinem Fleiße, eine hübsche kleine Haushaltung frei und selbständig für mich allein zu haben; — wir dürfen nicht zu streng gegen die Andern sein; mein Gott! wer weiß, ob nicht die Gelegenheit, die Verführung, das Elend die meiste Schuld an dem Fall Rosinen's und Juliens gehabt haben, und ob wir an ihrer Stelle und in ihrer Lage anders gehandelt hätten."

„O!" erwiderte Marien-Blüth bitter, „ich schmähe sie ja nicht, ich beklage sie vielmehr."

„Kommen Sie, liebes Jüngferchen, die Zeit dringt!"

sagte Madame Seraphin zu ihrem Schlachtopfer, und bot ihr ungeduldig den Arm.

„Ich bitte Sie, beste Frau! gönnen Sie uns noch einige Minuten, es ist ja so lange her, daß ich meine arme Jodlerin nicht mehr gesehen."

„Aber es ist schon spät, mein bestes Jüngferchen, es ist schon drei Uhr, und wir haben noch einen weiten Weg zu machen," erwiderte Madame Seraphin, der dieses Zusammentreffen höchst widerwärtig war; — „je nun," setzte sie hinzu, „ich will Ihnen meinetwegen noch zehn Minuten vergönnen."

„Und wie geht es Dir denn?" fuhr Marien-Blüth fort, indem sie die Hände ihrer Freundin in die ihrigen nahm, „Du hast einen so glücklichen Charakter, bist immer fröhlich, zufrieden und heiter . . ."

„Ach ja!" versetzte Lachtaube, „vor wenigen Tagen noch war ich recht heiter und zufrieden, allein jetzt ist es ein Anderes . . ."

„Bist Du bekümmert? hast Du Gram?" fragte Marien-Blüth.

„Leider ja," gab Lachtaube zur Antwort, „Du kennst mich ja... Du weißt, daß ich früher die gute Stunde selber war. — Ich habe mich auch nicht geändert, aber unglücklicherweise ist nicht Jedermann wie ich, und wenn ich andere Leute bekümmert sehe, fühle ich unwillkührlich auch Gram."

„Ach! Du bist noch immer so gut und lieb!" erwiderte Marien-Blüth.

„Denke Dir nur," fuhr die Lachtaube fort, „ich komme hieher, um ein armes Mädchen, eine Nachbarin zu besuchen, die so fromm ist wie ein Lämmchen, und die man ganz mit Unrecht angeklagt und in's Verderben gestürzt hat, sie heißt Louise Morel und ist die Tochter eines ehrbaren Handwerkers, der vor lauter Unglück und Noth wahnsinnig geworden ist . . . ."

Bei der Erwähnung des Namens Louise Morel, eines

der Schlachtopfer des Notars, schauderte Madame Seraphin unwillkührlich, und beobachtete Lachtaube scharf.

Das Gesicht der Grisette war ihr vollkommen unbekannt, aber nichtsdestoweniger beschloß die Häushälterin, von nun an das Gespräch der beiden Mädchen aufmerksam zu belauschen.

„Das arme Mädchen!" fuhr die Jodlerin fort, „wie muß es ihr Freude machen, daß Du sie wenigstens in ihrem Unglück nicht vergessen hast."

„Ach Du lieber Gott!" rief Lachtaube, das ist ja beinahe mein Loos, so wie Du mich hier siehst, komme ich bereits von weiter her auch aus einem Gefängnisse, wo aber nur Männer sind."

„Was thust Du aber in einem Männergefängnisse?"

„Ach sieh, ich habe auch dort ein anderes recht trauriges Geschäft — siehst Du hier meine Strohtasche?" und zeigte sie der Freundin, „ich habe sie in zwei Hälften getheilt, damit jedes von meinen Freunden ihren Antheil habe: jetzt eben bringe ich der armen Louise etwas Wäsche, und gerade vorhin habe ich dem armen Germain etwas Anderes gebracht, mein armer gefangener Freund heißt nämlich Germain. Sieh', liebe Jodlerin, ich darf gar nicht daran denken, was ihm begegnet ist, sonst muß ich sogleich weinen — 's ist zwar thöricht, und ich weiß wohl, daß es zu nichts hilft, allein ich kann nun einmal nicht anders . . . ."

„Und warum mußt Du denn weinen?" fragte die Jodlerin.

„Denke Dir nur," erwiderte ihre Freundin, „daß es meinem armen Germain so wehe thut, unter all' den bösen Menschen im Gefängnisse leben zu müssen, so daß er an gar nichts mehr Freude hat, ganz niedergeschlagen ist, nichts mehr essen will, und sichtlich abmagert. — Ich hatte das wohl gemerkt, und dachte mir gleich: er wird keinen Hunger haben, darum will ich ihm einen Leckerbissen zubereiten, den er sonst so sehr liebte, als er noch mein Nachbar war, das wird ihm vielleicht wieder Ap-

petit machen. Wenn ich von Leckerbissen rede, so mußt Du wohl verstehen, daß es sich einfach nur von schönen, gelben Kartoffeln handelt, die ich erst koche, und dann mit etwas Milch und Zucker in einen Mus zerdrücke; ich füllte also damit eine hübsche, reine Tasse, brachte es ihm in's Gefängniß, und sagte ihm, daß ich selbst wie ehedem ihm sein Lieblingsgericht zubereitet hätte, denn, mußt Du wohl verstehen, ich glaubte, daß es ihm besser schmecken würde, wenn ich ihm von ehedem, von der besseren Zeit rede... leider aber hat es gerade das Gegentheil bezweckt."

„Wie so?" fragte Marien-Blüth.

„Er mußte beinahe weinen, als er die Tasse wieder erkannte, aus welcher ich so oft in seiner Gegenwart meine Milch getrunken; endlich brach er gar in Thränen aus, und ich mußte am Ende ebenfalls mitweinen, obwohl ich mir großen Zwang auferlegte. — Siehst Du nun, wie wenig es mir gelang, ihn zu trösten, denn gerade dadurch, daß ich ihm wohlthun wollte, habe ich ihn noch mehr betrübt gemacht."

„Es muß ihm aber doch angenehm gewesen sein, daß Du mit ihm geweint hast," meinte die Jodlerin.

„Bah! es wäre mir doch lieber gewesen, wenn ich ihn auf andere Weise getröstet hätte," sagte Lachtaube, „allein da erzähle ich Dir von ihm, ohne Dir nur zu sagen, wer er ist — es ist nämlich ein früherer Nachbar von mir, der ehrbarste, rechtschaffenste junge Mann, den man weit und breit finden kann, so sanft, so schüchtern! wie ein junges Mädchen; ach! ich habe ihn wie einen Kameraden, wie einen Bruder geliebt . . . ."

„Ach so, nun begreife ich erst, warum Dich sein Mißgeschick so bekümmert," entgegnete Marien-Blüth.

„Habe ich nicht Recht?" fuhr die Lachtaube fort, „ach Du sollst gleich sehen, welch' ein gutes Herz er hat; als ich von ihm fortging, fragte ich ihn wie immer: ob er mir keinen Auftrag zu geben habe, und fügte lachend bei, um ihn ein Wenig aufzuheitern, daß ich ja seine kleine Haushälterin sein und recht pünktlich, aufmerksam und

gefällig sein werde, um mir seine Kundschaft zu erhalten; da hat er sich denn Mühe gegeben, zu lächeln, und mich gebeten, ihm einen der Romane von Walter Scott zu bringen, von denen er mir früher jedesmal Abends vorgelesen hatte, während ich arbeitete. Der Roman, den ich ihm jetzt bringen soll, heißt: Ivanoe; ich hatte das Buch so lieb gewonnen, daß Germain mir es hat zweimal vorlesen müssen — der arme Germain, er war so dienstfertig und gefällig gegen mich."

„So will er also ein Andenken an jene glückliche vergangene Zeit haben, indem er dieses Buch wieder liest."

„Ei freilich," versetzte die Grisette, „denn er hat mich gebeten, in die Leihbibliothek zu gehen, wo wir früher den Roman geholt, und dieselben Bände nicht mehr zu miethen, sondern zu kaufen. Verstehst Du nun? er will sie kaufen, und Du kannst Dir denken, daß das für ihn schon ein bedeutendes Opfer ist, denn er ist eben so arm, wie wir Beide."

„Der treffliche wackere Mensch!" rief die Jodlerin tief ergriffen.

„Siehst Du, Mädchen, er rührt Dich nun eben so sehr wie mich," sagte Lachtaube. „Als er mir den Auftrag gab, da hatte ich große Lust zu weinen, allein Du kannst Dir wohl denken, daß, je mehr mir das Weinen kam, ich mir desto mehr Mühe gab, zu lachen; denn zweimal in einem einzigen Besuch zu weinen, den man ja nur in der ausdrücklichen Absicht gemacht, ihn aufzuheitern, das wäre doch zu stark gewesen. — Um nun mir und ihm die Lust dazu zu vertreiben, wollte ich ihm die seltsamen Streiche und lustigen Geschichten des Juden in's Gedächtniß zurückrufen, der in jenem Roman, den wir so gerne gelesen, auftritt; allein je länger ich sprach, je mehr betrachtete er mich mit großen, dicken Thränen in den Augen; lieber Gott, das hat mir beinahe das Herz abgedrückt. Wie sehr ich mich auch sträubte, eine Viertelstunde lang meine Thränen zu ersticken, am Ende mußte ich doch weinen wie er. Als ich ihn verließ, schluchzte er laut, und ich sagte, recht

erbost über meine eigene Thorheit, zu mir selbst: wenn ich ihn nur so trösten und erheitern kann, so lohnt es sich wahrhaftig nicht der Mühe, ihn zu besuchen; ich hatte mir doch fest vorgenommen, ihn lachen zu machen, allein fürwahr, ich habe nur das Gegentheil davon bezweckt."

Als Madame Seraphin den Namen Germain, den Namen des andern Schlachtopfers erwähnen hörte, hatte sie ihre Aufmerksamkeit noch verdoppelt.

„Und was hat denn jener junge Mann begangen, daß er im Gefängnisse sitzt?" fragte Marien-Blüth.

„Er?" rief die Lachtaube, deren zärtliche Rührung plötzlich einer energischen Entrüstung Platz machte; „seine ganze Schuld ist, daß er sich den Haß eines alten Ungeheuers von Notar zugezogen, der auch die arme Louise bei den Gerichten verklagt."

„Das ist wohl dasselbe Mädchen, die Du hier besuchen willst?" fragte die Jodlerin.

„Allerdings!" versetzte die Lachtaube, „sie war Magd bei dem Notar, und Germain stand als Cassier bei ihm in seinen Diensten. — Es würde zu weit führen, wenn ich Dir erst auseinandersetzen wollte, welcher Vergehen er diesen jungen Mann so ungerecht anklagte. — Das aber ist ganz gewiß und außer allem Zweifel, daß dieser abscheuliche Kerl wie wüthend hinter den armen Unglücklichen her ist, die ihm doch niemals etwas zu Leide gethan haben. — Doch nur Geduld! Geduld! der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht . . ."

Lachtaube legte auf diese letztern Worte einen Nachdruck, der lebhafte Befürchtungen in Madame Seraphin erregte. Anstatt dem Gespräche ganz fremd zu bleiben, und weiter zu lauschen, mischte sie sich in die Unterredung, und sagte mit heuchlerischer Miene zu Marien-Blüth:

„Bestes Jüngferchen! es wird zu spät, wir müssen nun gehen, man wartet auf uns; — ich kann mir wohl denken, daß Sie großes Interesse für Das haben, was die Jungfer Ihnen da sagt; denn sogar auf mich, die ich den

jungen Mann und das Mädchen gar nicht kenne, von der da die Rede ist, macht ja ihr Schicksal den erschütterndsten Eindruck; lieber Gott! ist es denn möglich, daß es noch so boshafte, niederträchtige Menschen gibt?! — Und wie heißt denn jener Taugenichts von Notar, von dem Sie reden, Jüngferchen?"

Lachtaube hatte keinen Grund, Madame Seraphin zu mißtrauen; nichts desto weniger erinnerte sie sich doch der Warnung Rudolph's, der ihr das tiefste Schweigen hinsichtlich des heimlichen Schutzes anbefohlen hatte, den er Germain und der Familie Morel zu Theil werden ließ, und nun bereute sie beinahe, daß sie sich zu der Aeußerung hatte hinreißen lassen: „Der Krug gehe so lange zum Brunnen, bis er breche." — „Der nichtswürdige Mann heißt Jakob Ferrand," erwiderte Lachtaube, und fügte, um ihr erstes Versehen wieder gut zu machen, recht geschickt bei: „Es ist doppelt strafbar von ihm, daß er die arme Louise und den guten Germain so verfolgt, da sich außer mir gar Niemand für die beiden Unglücklichen interessirt, und was kann ihnen mein Schutz, der eines armen Mädchens nützen . . ."

„Ei, ei! welch' ein Unglück," erwiderte Madame Seraphin, „als Sie vorhin sagten, nur Geduld, der Krug geht so lange zum Wasser u. s. w., da hatte ich mir im Gegentheile schon Hoffnung gemacht, daß den armen Leuten geholfen werde;... ich hatte mich schon gefreut, Sie wüßten irgend eine angesehene Person, welche die beiden Unglücklichen gegen diesen nichtswürdigen Notar in Schutz nehme."

„Ach leider, nein!" versetzte die Lachtaube, um auch den geringsten Argwohn der Madame Seraphin zu widerlegen, „wer sollte edelmüthig genug sein, die Partei gegen einen so reichen, angesehenen und mächtigen Herrn, wie der Herr Notar Ferrand ist, zu ergreifen?"

„O es gibt noch Leute, die edelmüthig genug wären, das zu thun," rief Marien-Blüth nach kurzem Nachdenken

voll inniger Begeisterung; „sieh', liebe Freundin! ich kenne z. B. Jemanden, der sich eine Pflicht daraus macht, alle Leidenden und Unglücklichen zu beschützen und zu vertheidigen; und zudem ist der Herr, von dem ich rede, gegen ehrbare Leute eben so dienstfertig und hülfreich, als er gegen alle Bösen furchtbar und unerbittlich ist . . ."

Lachtaube blickte voll Ueberraschung der Jodlerin in's Antlitz und war, weil sie alsbald an Rudolph dachte, beinahe schon im Begriff, ihr zu sagen, daß sie ebenfalls Jemanden kenne, der muthig und ungescheut die Parthie der Schwächeren gegen die Stärkeren nehme; allein sie blieb doch der Erinnerung an die Warnung ihres Nachbars, wie sie den Fürsten nannte, getreu und erwiderte Marien-Blüth neugierig: wahrhaftig, kennst Du irgend Jemanden, der edelmüthig genug wäre, auch armen Leuten zu Hülfe zu kommen?"

„Ei freilich!" erwiderte die Jodlerin voll frommer Begeisterung; „obgleich ich noch nicht in der Lage gewesen bin, sein Mitleid, sein Erbarmen und seine Wohlthätigkeit zu Gunsten Anderer anzuflehen, bin ich doch vollkommen überzeugt, daß, wenn er das unverdiente Unglück der beiden jungen Leute kennen würde, es ihm ein Anliegen wäre, sie zu retten und ihren Verfolger zur Rechenschaft und Strafe zu ziehen — denn seine Gerechtigkeitsliebe und sein Wohlwollen sind unerschöpflich, wie die des lieben Gottes."

Madame Seraphin blickte voll Ueberraschung dem jungen Mädchen in das Gesicht. „Sollte uns das junge Mädchen doch gefährlicher sein, als wir dächten?" murmelte sie vor sich hin, „wenn ich auch geneigt gewesen wäre, diesmal Erbarmen mit ihr zu haben, so wäre doch das, was sie eben erst geäußert, Grund genug, den unvermeidlichen Zufall zu beschleunigen, durch den wir sie auf die Seite schaffen wollen."

„Meine liebe, kleine Jodlerin!" hub Lachtaube an, „wenn Du einen so guten Bekannten hast, der im Stande wäre, der armen Louise und Germain zu helfen, so bitte

ich Dich recht inständig darum, sie ihm zu empfehlen, denn sie verdienen wahrhaftig ihr unglückliches Loos nicht."

Lachtaube dachte sehr richtig, daß ihre beiden Bekannten nur gewinnen konnten, wenn sich zwei Beschützer anstatt eines einzigen für sie fänden.

„Sei überzeugt," erwiderte Marien-Blüth, „daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften steht, um Deine beiden Freunde dem Schutze des Herrn Rudolphs zu empfehlen."

„Rudolph! . . ." rief Lachtaube auf's Höchste überrascht.

„Allerdings," erwiderte die Jodlerin.

„Ist Dein Herr Rudolph nicht ein Handelsreisender?" fragte Lachtaube.

„Wer und was er ist, vermag ich Dir nicht zu sagen," erwiderte Marien-Blüth, „aber warum wunderst Du Dich denn so darüber?"

„Weil ich auch einen Herrn kenne, der Rudolph heißt," erwiderte die Grisette.

„Das ist vielleicht derselbe," rief Marien-Blüth.

„Ei, so laß hören, wie der Deinige aussieht, ist er noch jung?" fragte Lachtaube.

„Allerdings!" war die Antwort, „und er hat ein Gesicht voll Adel und Güte."

„Das trifft zu, er ist ganz so, wie der Meinige," rief die Lachtaube, mehr und mehr erstaunt. „Nun sag' mir nur noch, ob er nicht braune Haare hat und einen kleinen Schnurrbart trägt?"

„Ei freilich," erwiderte die Jodlerin lebhaft, „das trifft ganz zu — das Einzige, worüber ich mich wundere, ist, daß Du ihn für einen Handlungsreisenden hältst."

„Je nun, ich weiß es doch gewiß, daß er dieses ist, hat er mir's doch selbst gesagt," rief Lachtaube.

„Du kennst ihn also?" fragte Marien-Blüth.

„Ei, das will ich meinen," war die Antwort, „er ist ja mein Nachbar, bewohnt ein Stübchen neben mir im vierten Stocke."

„Er? Rudolph?“ rief die Jodlerin zweifelnd.

„Ei natürlich!“ erwiderte die Grisette, „was ist denn da zu verwundern, er verdient höchstens seine 15 bis 1800 Franken jährlich und kann also nur eine ganz bescheidene Wohnung behaupten, obwohl er freilich nicht viel auf Ordnung zu halten scheint: denn er weiß nicht einmal, wie hoch ihm seine Röcke kommen, der gute Nachbar.“

„Nein, nein! dann ist's nicht derselbe,“ rief Marien-Blüth nachdenkend.

„Ah, so! der Deine ist also ein Phönix an Ordnung!“ rief die Grisette.

„Siehst Du, Lachtaube!“ sprach Marien-Blüth voll feierlicher Begeisterung, „derjenige, von dem ich hier rede, ist allmächtig; — sein Name wird nur mit Liebe und Hochachtung genannt — sein Blick ist ergreifend und erschütternd und man ist versucht, vor seiner Seelengröße und seiner Herzensgüte sich in den Staub zu werfen.“

„Dann muß ich Dir freilich Recht geben, liebe Jodlerin! daß es nicht derselbe ist,“ erwiderte die Lachtaube, „denn der Meinige ist weder allmächtig, noch so erhaben, wie Du ihn schilderst, es ist ein recht braver, wackerer Mensch, stets so munter und aufgeräumt und man empfindet gar keine Lust, sich vor ihm niederzuwerfen; im Gegentheile; — er hat mir sogar versprochen, mir jede Woche meinen Zimmerboden wichsen zu helfen und muß mich überdem am Sonntage spazieren führen; daraus siehst Du nun deutlich, daß er kein großer Herr ist. — Aber woran denke ich denn nur, es ist recht böse von mir, daß ich nur noch an's Spazierengehen denke, so lange Louise und mein armer Germain im Gefängnisse sind, gibt es kein anderes Vergnügen für mich.“

Marien-Blüth war schon seit einer Weile in tiefes Sinnen versunken, weil ihr plötzlich eingefallen war, daß ja Rudolph bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihr in der Freischenke der Ogresse ganz das Aeußere und die Sprache der Gäste der Freischenke angenommen hatte. Konnte er nicht auch bei der Lachtaube die Rolle eines

Handlungsreisenden spielen? — Aber in welcher Absicht wohl sollte er denn diese neue Verkleidung angenommen haben?

Als die Lachtaube die nachdenkliche Miene Marien-Blüth's gewahrte, fuhr sie fort: „Du brauchst Dir darüber nicht den Kopf zu zerbrechen, liebe Jodlerin, wir können ja bald erfahren, ob es derselbe Herr Rudolph ist, den wir Beide kennen, wenn Du ihn wiedersiehst, so erzähle ihm von mir, und wenn er wieder zu mir kommt, werde ich wieder über Dich mit ihm reden. — Auf diese Weise erfahren wir alsbald, woran wir mit ihm sind."

„Und wo wohnst Du denn, Lachtaube?" fragte Marien-Blüth.

„Rue du Temple Nr. 17," war die Antwort.

„Das ist seltsam, aber es ist mir doch lieb, daß ich es erfahren," murmelte Madame Seraphin, die aufmerksam die ganze Unterredung belauscht hatte. — „Dieser Rudolph, die geheimnißvolle, allmächtige Person, gibt sich wahrscheinlich nur für einen Handlungsreisenden aus und bewohnt ein Stübchen neben dieser jungen Arbeiterin, die mir ganz so aussieht, als wüßte sie mehr von ihm, als sie sagen will; so wohnt also dieser Beschützer der armen Leute im gleichen Hause mit den Morels und dem **Dr.** Bradamanti; — schon gut, wenn die Grisette und der vorgebliche Handelsreisende fortfahren, sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angehen, so weiß man doch wenigstens, wo man sie treffen kann."

„Sobald ich mit Herrn Rudolph gesprochen habe, will ich Dir schreiben," sagte die Jodlerin, „ich will Dir dann auch meine Adresse angeben, damit Du mir antworten kannst; thue mir den Gefallen und wiederhole mir die Deinige noch einmal, ich fürchte, sie fast zu vergessen."

„Sieh, ich habe da eben eine der Karten bei mir, die ich bei meinen Kunden hinterlasse," sagte Lachtaube, und reichte Marien-Blüth eine kleine Visitenkarte, auf welcher in wunderschönen Zügen geschrieben war:

Jungfer Lachtaube,
Kleidermacherin,
Rue du Temple Nr. 17.

„Das ist wie gestochen, nicht wahr?" fügte sie hinzu, „drum hat mir auch der gute Germain seiner Zeit diese Karten geschrieben, ach, er war so gütig, so zuvorkommend gegen mich! Sieh, es kommt mir beinahe vor, als sei es mit Absicht geschehen, daß man ihn ins Gefängniß geführt hat . . . mir däucht, als bemerke ich erst alle seine Vorzüge und guten Eigenschaften, seit er so unglücklich ist, und nun mache ich mir den Vorwurf, daß ich so lange gewartet habe, bis ich ihn liebte."

„Du liebst ihn also?" rief Marien-Blüth ganz erröthend.

„Ei freilich! ich muß doch einen Vorwand haben, um ihn im Gefängniß besuchen zu können. — Nicht wahr, ich bin ein recht seltsames Mädchen?" sprach Lachtaube mit einem unterdrückten Seufzer und lachte unter Thränen, wie der Dichter sagt.

„Du bist herzensgut und edel, wie immer," rief Marien-Blüth und drückte zärtlich die Hände ihrer Freundin.

Madame Seraphin hatte ohne Zweifel jetzt durch die Unterhaltung der beiden jungen Mädchen genug gehört, denn sie sagte in fast barschem Tone zu Marien-Blüth:

„Kommen Sie, lassen Sie uns nun jetzt gehen, es ist schon spät und wir haben schon wieder eine Viertelstunde mehr verloren."

„Diese Alte ist ein rechter Brummbär, ich traue ihrem Gesicht nur halb," flüsterte Lachtaube ihrer Freundin in's Ohr und fuhr dann laut fort:

„Wenn Du nach Paris kommst, liebe Jodlerin, so vergiß ja meiner nicht, Dein Besuch macht mich gewiß stets recht vergnügt! Ich wäre so fröhlich und zufrieden, wenn ich einmal wieder einen Tag mit Dir verbringen und Dir meine kleine Haushaltung, mein Stübchen, meine Vögel und Blumen zeigen könnte — denke Dir nur, ich habe Vögel und das ist mein ganzer Luxus.

„Vielleicht mache ich's möglich, Dich einmal zu besuchen, aber ganz gewiß werde ich Dir schreiben," erwiderte Marien=Blüth, „lebe nun wohl, Lachtaube! o wenn Du wüßtest, wie froh ich bin, Dich gesehen zu haben."

„Und ich ebenfalls," versetzte Jene, „doch ist's hoffentlich nicht das letztemal; — ach mich verlangt so sehr zu wissen, ob Dein Herr Rudolph dieselbe Person ist mit dem Meinigen, schreibe mir nur hierüber recht bald, ich bitte Dich darum. . . ."

„Ja, ja, verlaß Dich darauf, lebe nun wohl, liebe Lachtaube!"

„Lebe wohl! meine gute, kleine Jodlerin," erwiderte diese, und die beiden jungen Mädchen umarmten und küßten sich gegenseitig, um ihre Rührung zu verbergen.

Lachtaube trat in das Gefängniß, wozu ihr der Erlaubnißschein, welchen ihr Rudolph verschafft hatte, behülflich war.

Marien=Blüth stieg mit Madame Seraphin in einen Fiaker und die Letztere befahl dem Kutscher nach Batignolles hinauszufahren und an der Barriere zu halten.

Eine kurze Querstraße führte von diesem Orte aus fast unmittelbar an das Ufer der Seine, nicht weit von der Isle du Ravageur entfernt.

Marien=Blüth, die Paris nicht kannte, hatte gar nicht bemerkt, daß der Wagen eine ganz andere Richtung verfolgte, als die nach der Barriere St. Denis. Erst als der Fiaker in Batignolles hielt, sagte sie zu Madame Seraphin, als diese auszusteigen sie aufforderte:

„Aber mir dünkt, gute Frau, daß dies nicht der rechte Weg nach Bouqueval ist, sollen wir denn von hier aus zu Fuße bis zur Meierei gehen?"

„Alles, was ich Ihnen sagen kann, bestes Jüngferchen," versetzte die Haushälterin treuherzig, „ist, daß ich mich streng an den Befehl Ihrer Wohlthäterin halte, die es recht übel nehmen würde, wenn ich zögerte, ihr zu gehorchen."

„Ach, beste Frau! denken Sie nicht daran," versetzte

Marien-Blüth, „wenn Sie von ihr geschickt sind, will ich gar keine Frage weiter an Sie richten, sondern Ihnen blindlings folgen, sagen Sie mir nur, ob Madame Georges sich noch immer wohl befindet?

„Ei freilich, sie ist gesund wie ein Fisch," erwiderte die Haushalterin.

„Und Herr Rudolph," fragte die Jodlerin weiter.

„Befindet sich ebenfalls ganz wohl," versetzte die Alte.

„Sie kennen ihn also, beste Frau? aber warum haben Sie denn vorhin mir nichts von ihm gesagt, als ich mit der Lachtaube von ihm sprach?"

„Weil ich nichts von ihm sagen durfte, verstehen Sie wohl," erwiderte Madame Seraphin, „man hat's mir ausdrücklich verboten."

„Und wer denn, wenn ich fragen darf?" rief Marien-Blüth.

„Ei, ei, wie neugierig Sie doch sind, liebes Jüngferchen," versetzte die Alte lächelnd.

„Sie haben Recht," erwiderte Marien-Blüth schüchtern, „vergeben Sie mir meine voreilige Neugier, da wir zu Fuß an den Ort gehen, wohin Sie mich führen sollen, so werde ich wohl bald erfahren, was ich so sehr zu wissen wünsche."

„In der That, bestes Jüngferchen!" versicherte Madame Seraphin treuherzig, „bevor eine Viertelstunde vergeht, sind wir an Ort und Stelle."

* * *

Als sie die letzten Häuser von Batignolles hinter sich hatten, schlug die Haushälterin mit Marien-Blüth einen hübschen Rasenweg ein, längs dessen beiden Seiten prächtige Nußbäume stunden.

Der Tag war schön und lau, der Himmel halb verschleiert von Wölkchen, die der Sonnenuntergang mit goldner und purpurner Gluth säumte; die Sonne dem Sinken nahe, warf ihre schiefen Strahlen noch auf die Anhöhen

von Colombe, das auf dem andern Ufer der Seine liegt. Je näher Marien=Blüth dem Ufer des Flusses kam, desto lebhafter färbten sich ihre bleichen Wangen, sie athmete mit sichtlichem Entzücken die reine Landluft ein. Ihr liebliches Gesicht drückte eine so sanfte Zufriedenheit aus, daß Madame Seraphin ihr sagte:

„Sie scheinen recht zufrieden, mein liebes Kind!"

„Ach ja, liebe Frau, ich soll ja Madame Georges und vielleicht auch Herrn Rudolph wieder sehen. — Ich habe ihnen ja ein paar recht unglückliche Geschöpfe anzuempfehlen und hoffe, daß sie ihnen gerne helfen werden... wie sollte ich da nicht zufrieden sein?

„Ja, wenn ich traurig wäre, wie sollte meine Traurigkeit nicht alsbald vergehen? — und sehen Sie nur dorthin! . . . der Himmel ist so hübsch und so heiter mit jenen rosenfarbenen Wölkchen! und der Rasen so frisch und grün trotz der Jahreszeit! und sehen Sie nur dort unten.... hinter jenen Weiden den Fluß! mein Gott! wie groß er ist, die Sonne spiegelt sich darin, daß es blinkt wie lauteres Gold . . . . ach so blinkte kaum vorhin noch das Wasser in dem kleinen Teiche des Gefängnißhofes. — Der liebe Gott vergißt doch die armen Gefangenen nicht und läßt ihnen auch ihren Sonnenstrahl zu Theil werden," fügte Marien=Blüth mit einer Art frommen Dankes hinzu. Dann schien plötzlich die Erinnerung an ihre Gefangenschaft ihr das Glück der Freiheit noch lockender und anziehender zu machen, und in einer Aufwallung naiver Freude brach sie in den Ruf aus: „Ach sehen Sie nur, gute Frau! dort unten mitten im Flusse stehet diese allerliebste kleine Insel mit ihren weiten und hohen Pappeln und dem kleinen und niedlichen Häuschen hart am Wasserrande! — Wie reizend diese Wohnung im Sommer sein muß, wenn alle Bäume mit Laub bedeckt sind, welches Schweigen! welche liebliche Frische muß dort herrschen!"

„Meiner Treu!" versetzte Madame Seraphin mit unheimlichem Lächeln, „es ist mir recht lieb, daß Sie diese Insel hübsch finden."

„Und warum denn, Madame?“ fragte Marie.

„Weil wir dorthin gehen,“ war die Antwort.

„Auf diese Insel?“ fragte Marien-Blüth erfreut.

„Nicht wahr, das überrascht Sie?“ fragte die Haushälterin.

„O ja, ein wenig;“ gab Marien-Blüth zur Antwort.

„Denken Sie sich nur einmal den Fall, daß Sie dort z. B. Ihre Freunde fänden, die alle zusammen gekommen wären, um Ihre Entlassung aus dem Gefängnisse mit einem kleinen Feste zu begehen,“ sagte Madame Seraphin mit lauernder Tücke.

„Wie? wäre es möglich! sollten Madame Georges und Herr Rudolph mich dort erwarten!“ rief Marien-Blüth ganz entzückt.

„Wahrhaftig, bestes Jungferchen! ich bin so schwach wie ein Kind,“ versetzte die Alte, „mit Ihrem unschuldigen lieblichen Wesen haben Sie mich so bezaubert, daß ich Ihnen unwillkührlich mehr sagte, als ich eigentlich sagen durfte.“

„Ach, ich soll sie wieder sehen,“ rief Marien-Blüth, „o beste Frau, wenn Sie fühlten, wie mein Herz schlägt!“

„Eilen Sie doch nicht so, liebes tolles Kind!“ rief die Alte, „ich begreife zwar Ihre Ungeduld, aber ich kann Ihnen ja kaum nachkommen.“

„Vergeben Sie mir, Madame!“ sagte das Mädchen, „allein ich kann es kaum erwarten, bis wir drüben sind.

„Das ist auch ganz natürlich, und ich mache es Ihnen auch nicht zum Vorwurfe, sondern im Gegentheil ....“

„Sehen Sie, da führt ein Weg hinab, der wohl der rechte sein wird,“ rief die Kleine, „er ist aber sehr schlimm, beste Frau! darf ich Ihnen wohl den Arm reichen?“

„Ei, das nehme ich mit Dank an,“ versetzte die Haushälterin, „kommen Sie, bestes Jungferchen, Sie sind ja jung und flink, ich aber alt und kränklich! . . .“

„Stützen Sie sich nur auf mich, Madame, und fürchten Sie nicht, mich zu ermüden,“ rief Marien-Blüth.

„Ich danke Ihnen, liebes Kind! Ihre Hülfe kommt mir recht erwünscht, denn der Abhang ist hier sehr steil," erwiderte Madame Seraphin; „doch da kommeu wir ja endlich auf einen bessern Weg."

„Ach! beste Frau," fragte Marien=Blüth halb zweifelnd, „ist es denn wirklich wahr, daß ich Madame Georges wieder sehen soll? Ich kann es gar nicht glauben."

„Gedulden Sie sich nur noch ein Weilchen," versetzte die Alte, „in einem Viertelstündchen werden Sie mit ihr zusammentreffen und dann um so eher glauben."

„Das allein kann ich nicht begreifen," sagte Marien=Blüth nach einer kurzen Pause, „daß Madame Georges mich hier erwartet, anstatt auf der Meierei."

„Ei, ei! wie neugierig, liebes Kind!" sagte die Alte lächelnd.

„Ich bin recht vorwitzig, nicht wahr, liebe Frau?" tadelte Marien=Blüth sich selbst.

„Ja, wahrhaftig," versetzte die Haushälterin, „und darum hätte ich auch fast Lust, Ihnen schon jetzt die Ueberraschung mitzutheilen, welche Ihre Freunde Ihnen bereiten wollen."

„Wie? mich wollten sie überraschen? liebe Frau!" rief Marien=Blüth mit kindischer Freude.

„Ei, lassen Sie mich jetzt zufrieden, kleine Schelmin, sonst muß ich Ihnen noch wider Willen das ganze Geheimniß ausplaudern," entgegnete Madame Seraphin.

Wir verlassen nun die Haushälterin und das junge Mädchen auf dem Wege, der zum Flusse hinabführt und eilen Beiden um ein paar Augenblicke voran nach der Isle du Ravageur.

XI.

Das Boot.

. . . . Halt da, warum schon gehen?
Schon geh'n, und nicht mehr Eure edlen Worte hören!
Beim Himmel, nein! ich bleibe hier, o Herr! . . . . .
W o l f r a n g, 2ter Auftritt.

Der Anblick der Insel, welche die Familie Martial bewohnte, war zur Nachtzeit ein höchst unheimlicher, allein im hellen Sonnenlichte konnte man sich gar nichts Lieblicheres denken, als diesen Aufenthalt jener entmenschten Verbrecher.

Auf ihren Ufern mit Weiden und Pappeln besetzt und fast auf der ganzen Oberfläche mit hohem dichtem Grase überwachsen, durch welche sich einige Wege von gelbem Kies hindurch schlängelten, enthielt die Insel noch überdies einen kleinen Küchengarten und eine ziemliche Anzahl Obstbäume. Mitten im Obstgarten, am andern Ende der Insel stand jene Baracke mit dem Strohdache, wohin sich Martial mit Franz und Amandine hatte zurückziehen wollen. Auf dieser Seite war die ganze Landzunge, in welcher die Insel endigte, mit einem dichten Pfahlwerk von hohen Holzpfählen umgeben, um dem Abschwemmen durch das Wasser und dem Einstürzen der Erde vorzubeugen.

Unmittelbar vor dem Hause, fast hart am Landungsplatze, erhob sich eine Gartenlaube von grünbemaltem Gitterwerk, an welcher sich im Sommer die jungen Schossen und Ranken von Jungfernreben und Hopfen empor schlängelten und so ein niedliches grünes Laubdach bildeten, unter welchem ein paar kleine Tische zur Bequemlichkeit der zechenden Gäste stunden.

Am einen Ende des Hauses, das weiß bemalt und mit Ziegeln bedeckt war, stieß ein hoher Holzschopf mit

einem Scheunendach sich an und bildete so einen kleinen Hinterflügel, welcher indeß viel niedriger war, als das Hauptgebäude; fast unmittelbar über diesem Flügel bemerkte man ein Fenster, dessen Laden mit starken Platten und Eisenblech beschlagen und durch zwei querüberlaufende dicke Eisenstangen verschlossen war, zu deren Befestigung hinwiederum ein paar starke Hacken und Riegel in die Mauer getrieben worden waren.

Drei Nachen und Fähren, die an einem starken Pfahle befestigt lagen, schaukelten sich am Landungsplatze.

In einem der Boote saß zusammengekauert der niederträchtige Nicolas und versicherte sich des freien Spiels und der entsprechenden Einrichtung der Klappe, die er am Boden desselben angebracht hatte.

Auf einer Bank am Eingange der Sommerlaube stand Kürbisflasche, hielt die Hand wie einen Lichtschirm über die Augen und blickte in der Richtung in die Ferne hinaus, von wannen Madame Seraphin und Marien-Blüth kommen mußten, wenn sie sich nach der Insel begaben.

„Es kommt noch Niemand .... weder die Junge noch die Alte!" sagte Kürbisflasche zu ihrem Bruder, indem sie von der Bank herunterstieg; — „gib Acht, Nicolas, es geht wieder wie gestern, und wir haben anstatt des Teufels gewartet! — Wenn die beiden Weibsleute nicht binnen jetzt und einer halben Stunde kommen, müssen wir fort gehen, sonst sitzen wir zwischen zwei Stühlen nieder!..... der Anschlag mit dem Roth-Arm und der Diamantenhändlerin ist mir lieber, und dort wartet man auf uns. — Die Diamantenhändlerin kommt um fünf Uhr zu ihm hinaus in sein Wirthshaus auf den elysäischen Feldern, und wir müssen doch noch jedenfalls vor ihr dort sein .... das hat uns ja die Nachteule heute früh auf's Neue anbefohlen!....."

„Hast Recht, Calebasse!" rief Nicolas, aus dem Boote springend, „Der Donner soll die Alte erschlagen, die uns so lange vergeblich warten läßt! Die Klappe geht wie ein

Spinnrädchen! — Wenn sie nicht bald kommen, haben wir anstatt zweier Unternehmungen gar keine! . . . . . ."

„Roth-Arm und Barbillon brauchen uns nöthig," sagte Kürbisflasche, „ohne uns können sie nichts thun!"

„Natürlich," erwiderte Nicolas, „denn während wir über die Mäklerin herfallen und sie herunterschleppen, muß Roth-Arm oben an der Treppe seines Wirthshauses auf die Lauer stehen, daß uns Niemand überrascht, und Barbillon ist nicht stark genug, um allein die Diamantenhändlerin in den Keller hinunterzubringen, ... denn sie wird sich ordentlich wehren, die Alte, soweit ich sie wenigstens kenne! . . . ."

„Hat die Nachteule heute früh nicht auch mit Lachen erzählt, daß sie den Schulmeister in jenem Keller in Kost genommen?" fragte Kürbisflasche.

„Nicht in jenem, sondern in einem andern, der noch tiefer ist und jedesmal unter Wasser steht, wenn der Fluß austritt!" entgegnete Nicolas.

„Blitz! wie muß der Schulmeister in seinem Keller Langeweile haben? . . . . . . So ganz allein unten zu sein und obendrein noch blind!" rief Kürbisflasche lachend.

„O, was hälfe es ihn auch, wenn er noch so hell sähe?" rief Nicolas nicht minder schadenfroh, — „in dem Keller ist's finster wie in einer Kuh!"

„Was thut's?!" sagte Kürbisflasche, „wenn er einmal zu seinem Vergnügen alle Lieder durchgesungen, die er auswendig kann, muß er doch nicht wenig Langeweile haben!"

„Die Eule sagt ja," erwiderte Nicolas, „daß er in seinem Keller auf die Rattenjagd geht, und an Wildpret keinen Mangel leidet."

„Hör' Du, Nicolas," sagte Kurbisflasche mit rohem Hohn und deutete zu dem Fenster empor, dessen Laden mit Eisenblech beschlagen waren — „weil wir gerade von Einsamkeit und Langeweile reden, ... da droben ist ja auch Einer, der sich jetzt an seinem Daumen saugen kann!"

„Bah, der schläft!" versetzte Nicolas verdüstert, —

„seit heute Morgen rührt er sich nicht mehr, und sein Hund ist ebenfalls stumm!“

„Vielleicht hat er ihn erdrosselt, um ihn aufzuessen!“ meinte Kürbisflasche, — „die beiden Bestien müssen seit gestern früh nicht wenig Hunger und Durst bekommen haben!“

„Das ist ihre Sache,“ erwiderte Nicolas, — „Martial kann's meinethalben noch lange so treiben, wenn's ihm behagt; — ist's einmal aus mit ihm, so sagen wir, er sei an einer Krankheit gestorben, und kein Hahn kräht mehr nach ihm!“

„Meinst Du, Nicolas!“

„Ei natürlich!“ gab dieser gleichmüthig zur Antwort, — „wie die Mutter heute früh nach Asnières hineinging, traf sie mit Vater Ferot, dem Fischer, zusammen. Als er sich wunderte, seinen Freund Martial schon ein paar Tage lang nicht mehr gesehen zu haben, gab sie ihm zur Antwort: Martial liege krank darnieder und werde vermuthlich nicht wieder aufkommen! — Dem alten Ferot hat das alsbald eingeleuchtet. . . . er wird's den Andern wieder sagen, und wenn's endlich eintrifft, daß der Bursch droben kalt ist, wird Jedermann glauben, die Sache gehe ganz mit rechten Dingen zu! . . . . .“

„Freilich!“ versetzte Kürbisflasche, „aber man stirbt nicht so rasch, und auf diese Weise kann's noch lange mit ihm dauern. . . . .“

„Was willst Du denn sonst?“ rief Nicolas, — „es gibt durchaus kein anderes Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Der verfluchte Martial ist bösartig wie ein Teufel und stark wie ein Stier, wenn er sich's in Kopf setzt; — wenn er uns getrotzt hätte, würden wir ihm nicht ohne Gefahr haben auf den Leib kommen können; was konnte er aber machen, als wir ihm einmal die Thüre von Außen zugenagelt hatten? . . . . . sein Fenster war ja von Außen vergittert!“

„Ei, er durfte ja nur mit dem Messer den Kalkbewurf wegbrechen, um die Stäbe des Gitters locker zu

machen!“ rief Kürbisflasche, — „und das hätte er fürwahr auch gethan, wenn ich ihm nicht von der Leiter aus die Hände mit Axthieben gespickt hätte, so oft er jenen Versuch beginnen wollte! . . . . .“

„Das war eine saubere Schildwache,“ rief der Bandit höhnisch, „Du mußt eine wahre Lust dabei gehabt haben!“

„Blitz! ich mußte ihn doch in Ordnung halten, bis Du mit den Blechplatten und den Eisenstäben zurückkamst, die Du bei Gevatter Micou holtest,“ rief Kürbisflasche.

„Ich hätte nur sehen mögen, wie es schäumte, das liebe Brüderchen.“

„Er fletschte die Zähne wie ein Besessener,“ rief Kürbisflasche hohnlachend, „zwei- oder dreimal wollte er mich gar zwischen dem Gitter durch mit seinem langen Stock von der Leiter herunterstoßen; da er aber dabei nur eine Hand frei hatte, konnte er nicht zugleich auch den Kalkverwurf losbrechen und die Gitterstäbe locker machen, was er immer wollte.“

„Zum Glück ist auch kein Kamin in seiner Stube,“ sagte Nicolas.

„Die Thür ist fest und seine Hände kann er nicht brauchen, sonst wäre er am Ende noch im Stande, durch den Fußboden durchzubrechen,“ sagte Kürbisflasche.

„Bah! durch die Balken kann er nicht durchbrechen,“ erwiderte Nicolas, „nun hat's keine Gefahr mehr, daß er uns entgeht; die Läden sind mit dickem Blech beschlagen und durch zwei Eisenstangen zugesperrt, die Thür ist von außen mit Bootsnägeln von drei Zoll Länge vernagelt. — Sein Sarg ist dauerhafter als wäre er von Blei oder Eichenholz gefertigt.“

„Sag mir 'mal, Nicolas,“ wandte sich Kürbisflasche an ihn, „wenn nun z. B. die Wölfin aus dem Gefängnisse entlassen würde und hieher käme, um ihren Schatz zu suchen, wie sie ihn nennt? . . . . .“

„Je nun,“ erwiderte Nicolas, „dann würde ich nur sagen: suche immerhin.“

„Beiläufig gesagt, weißt Du auch schon, daß, wenn die Mutter die verdammten Kinder nicht eingesperrt hätte, sie im Stande gewesen wären, die Thüre zu durchnagen und Martial zu befreien?“ fragte Kürbisflasche. —

„Franz, der kleine Knirps, ist ein wahrer Teufel, seit er merkt, daß wir sein Brüderchen Martial eingesteckt haben.“

„Das geschieht Euch recht, warum laßt Ihr sie auch in der Kammer droben, während wir ausgegangen sind,“ erwiderte Nicolas, „ihr Fensterchen ist nicht vergittert, sie brauchen ja nur herunterzusteigen, um frei zu sein.“ In diesem Augenblick schallte Geschrei und Heulen aus dem Hause und machte die Aufmerksamkeit der Kürbisflasche und ihres Bruders rege.

Sie sah, wie die seither offenstehende Hausthür im Erdgeschosse auf einmal heftig zugeschlagen wurde, und eine Minute später erschien das bleiche, unheimliche Gesicht der Mutter Martial hinter den Gitterstäben des Küchenfensters. Mit ihrem langen, dürren Arme winkte die Wittwe des Hingerichteten ihre Kinder zu Hülfe.

„Aha! da gibt's wieder Händel, und ich will wetten, daß es wieder der Franz ist, der sich gegen die Mutter auflehnt,“ sagte Nicolas; — „warte, Du Halunke von Martial, wäre er nicht, so müßte sich der kleine Knirps wohl fügen! . . . Gib nur genau Acht, Calebasse, und rufe nur gleich, wenn Du die beiden Weibsleute kommen siehst.“

Calebasse stieg wieder auf ihre Bank und spähte in die Ferne hinaus, ob Madame Seraphin und die Jodlerin noch nicht kämen, während Nicolas in's Haus trat.

Die kleine Amandine knieete mitten in der Küche und bat schluchzend die Mutter um Gnade für ihren Bruder Franz.

Dieser hatte sich voll Zorn und in drohender Stellung mit dem Rücken in eine Ecke des Zimmers gedrückt und schwang Nicolas Hacke, da er dießmal fest entschlossen

schien, der Willkühr seiner Mutter kräftigen Widerstand entgegen zu setzen.

Die Wittwe stand noch immer stumm und leidenschaftslos in der Küche und deutete auf den Eingang zum Keller, dessen Thüre angelehnt war, indem sie ihrem Sohne mit stummer Geberde bedeutete, den jüngeren Bruder dort einzusperren.

„Ich lasse mich nicht hinuntersperren," rief der Knabe entschlossen und seine Augen funkelten wie die einer jungen wilden Katze, „Ihr wollt mich und Amandine nur einsperren, um uns Hungers sterben zu lassen wie den Bruder Martial."

„Ich bitte Dich um Gotteswillen, Mütterchen! laß uns in unsere Stube droben wie gestern," bat das Mädchen in flehentlichem Tone und rang die Hände; — „in dem finstern Keller drunten würden wir uns zu sehr fürchten."

Die Wittwe warf einen ungeduldigen, dringenden Blick auf Nicolas, als mache sie es ihm zum Vorwurf, daß er ihrem Befehle noch nicht Folge geleistet habe und deutete dann mit einer neuen gebieterischen Geberde auf Franz. Als der Kleine seinen Bruder auf sich zukommen sah, schwang er von neuem sein Beil mit verzweiflungsvoller Geberde und rief:

„Wer mich auch einsperren will, gleichviel ob es die Mutter, der Bruder oder die Kürbisflasche sei, gegen den stelle ich mich mit der Axt zur Wehr und schlage unbarmherzig zu."

Nicolas fühlte, wie seine Mutter die dringende Nothwendigkeit, die beiden Kinder zu verhindern, daß sie Martial zu Hülfe kämen, während das Haus allein stand, und ihnen sogar jede Kunde von dem Auftritt zu entziehen, der jetzt erfolgen mußte, wenn Madame Seraphin mit der Jodlerin hieherkam; denn von ihrem Fenster aus konnte man gerade jene Seite des Flusses ins Auge fassen, wo Marien-Blüth und die Alte ertränkt werden sollten.

Nicolas war aber eben so grausam als feig, und fürch-

tete mit Recht, einen Hieb von dem wohlgeschärften Beil zu bekommen, womit sich sein Bruder bewaffnet hatte, und zögerte deshalb lange, sich ihm zu nähern.

Das Zaudern ihres älteren Sohnes erbitterte die Wittwe, und sie stieß ohne viele Umstände Nicolas mit dem Ellbogen auf seinen Bruder zu.

Nicolas aber bebte auf's neue zurück und rief: „sei doch klug, Mutter! — wenn er mich verwundete, was sollte ich nachher machen? . . . Du weißt ja, daß ich jetzt meine Fäuste wohl gut brauchen kann und in meinem rechten Arm noch immer die Nachwehen von dem Streich fühle, den mir der Spitzbube Martial auf den Arm gegeben."

Die Wittwe zuckte verächtlich die Achsel und wollte ihm nahe treten.

„Komm mir nicht zu nahe, Mutter! oder Du sollst mir für alle die Schläge büßen, die Du mir und der armen Amandine gegeben hast."

„Bester Bruder, laß Dich lieber einsperren!" rief Amandine entsetzt, „mein Gott! mein Gott! schlage nur die arme Mutter nicht."

Da sah auf einmal Nicolas eine große grobe Wollendecke auf einem Stuhle liegen, deren man sich beim Biegeln bedient hatte. Rasch ergriff er sie, entfaltete sie zur Hälfte und schleuderte sie mit einem geschickten Wurf Franz über den Kopf, der sich nun trotz seiner Anstrengungen in die dichten Falten des Teppichs verwickelte und sich der Waffe nicht mehr zu bedienen vermochte. Nun erst stürzte sich Nicolas auf ihn, entwaffnete ihn und trug ihn mit Hülfe der Mutter in den Keller hinab.

Amandine war mitten in der Küche auf den Knieen liegen geblieben, als sie aber sah, wie es ihrem Bruder ergieng,, erhob sie sich und stieg, trotz ihrer Furcht, freiwillig zu ihm in den dunkeln Kerker hinab.

Alsbald war die Kellerthüre hinter Bruder und Schwester doppelt verschlossen. „Der verfluchte Martial ist allein daran schuld, daß die Kinder so hartnäckig und

starrköpfig gegen uns sind," rief Nicolas; „seit heute früh hört man nichts mehr in seiner Kammer, gar nichts mehr," sagte die Wittwe nach einer Pause und bebte unwillkührlich.

„Das beweist, Mutter, daß Du ganz Recht hattest, heute früh zu Vater Ferot, dem Fischer von Asnières, zu sagen, Bruder Martial sei schon seit zwei Tagen bettlägerig und werde wohl nicht mehr aufkommen," sagte Nicolas: — „Auf diese Art kann's die Leute nicht befremden, wenn's nach ein paar Tagen mit ihm alle ist."

Nach einer neuen Pause rief die Wittwe auf einmal, als ob sie einem neuen, peinlichen Gedanken entgehen wollte:

„Ist die Nachteule heute früh nicht hier gewesen, während ich in Asnières war?"

„Freilich, Mutter," versetzte der Sohn.

„Warum ist sie nicht hier geblieben, um uns zu Roth-Arm zu begleiten?" fragte die Alte mürrisch, „ich sag' Dir, Nicolas, ich traue ihr nicht."

„Bah!" versetzte der Sohn, „Ihr traut Niemanden mehr . . . ."

„Heute mißtraut Ihr der Eule und gestern dem Roth-Arm."

„Roth-Arm ist noch frei und mein Sohn ist im Bagno von Toulon," versetzte die Wittwe dumpf; „und doch hatten sie jenen Diebstahl zusammen vollführt."

„Wie lange wollt Ihr noch das alte Lied singen?" rief Nicolas unwillig, „Roth-Arm ist davon gekommen, weil er schlau ist wie ein Marder, daran liegt die ganze Schuld." —

„Die Nachteule konnte nicht hier bleiben, weil sie auf heute Mittag zwei Uhr ein Stelldichein bei der Sternwarte ausgemacht hatte, und zwar bei jenem großen Herrn mit Trauerkleidern, auf dessen Rechnung sie mit Hülfe des Schulmeisters und Hinkebeinchens neulich das kleine Bauernmädchen davon geführt und wobei Barbillon den Miethwagen kutschirte, den der große Herr in Trauerkleidern zu diesem Zweck gemiethet hatte. Sieh, Mutter, wie magst

Du nur glauben, daß die Nachteule uns verachten wolle, da sie uns jeden Streich mittheilt, den sie ausführt, während wir uns wohl hüten, ihr die unsrigen zu sagen? — Weiß sie z. B. auch nur ein Wörtchen davon, daß wir heute Abend die beiden Weibsbilder ersäufen wollen? Gib Dich nur zufrieden, liebe Mutter, keine Krähe hackt der andern die Augen aus. Der heutige Tag ist günstig, Blitz, wenn ich daran denke, daß die Diamantenhändlerin oft für 20--30,000 Fk. Edelsteine in ihrer Tasche hat und daß wir sie, bevor zwei Stunden um sind, in Roth-Arms Keller haben werden! . . . Für 30,000 Fk. Diamanten! denkt Euch nur!"

„Und während wir die Mäklerin packen, verläßt Roth-Arm sein Wirthshaus?" fragte die Wittwe in argwöhnischem Tone.

„Und wohin soll er denn gehen," sagte Nicolas, „muß er nicht Rede und Antwort geben, wenn Jemand zu ihm will? und die Fremden verhindern, daß sie dem Orte nahe kommen, wo wir unsern Handel mit der Mäklerin abmachen . . . ."

In diesem Augenblick rief Kürbisflasche von draußen: „Nicolas, Nicolas! komm, die beiden Weiber sind schon da."

„Schnell, Mutter, wirf Dein Halstuch um, ich will Dich hinüber an's Land setzen!" rief Nicolas, „es geht jetzt in einem hin."

Die Wittwe hatte ihr Trauerhalstuch mit einer Haube von schwarzem Tüll vertauscht; sie hing jetzt einen großen, grau und weiß gewürfelten Tartanshawl um, legte den Schlüssel hinter einen der Fensterläden des Erdgeschosses und folgte ihrem Sohn nach dem Landungsplatze.

Fast unwillkührlich warf sie noch, bevor sie die Insel verließ, einen langen Blick auf Martial's Fenster, kniff ihre Augenbraunen und die welken Lippen zusammen und murmelte, indem ein neuer Schauder sie durchzuckte: „es ist ja seine eigene Schuld, er hat es nicht anders gewollt."

„Nicolas, siehst Du sie dort unten, gerade laufen sie

längs der Schießstatt herauf, die eine in Bauerntracht und die andere in städtischer Kleidung," rief Kürbisflasche und deutete über den Fluß hinüber, wo Madame Seraphin und Marien-Blüth eben einen kleinen Fußpfad herab kamen, der sich um einen ziemlich hohen Erdaufwurf herumschlängelte, von wo aus der Blick jenen oft erwähnten Gypsofen beherrschte.

„Warte noch," versetzte Nicolas, „wir wollen auf das Signal harren, damit wir uns nicht unnöthiges Geschäft machen."

„Bist Du denn blind?" erwiderte die Schwester, „erkennst Du denn die dicke Frau nicht wieder, die vorgestern hier war .... Siehst Du jetzt ihr orangegelbes Halstuch? — Sieh nur das junge Bauernmädchen an, wie das sich tummelt, man sieht wohl, daß das dumme Ding auch noch nicht merkt, welchem Schicksale es entgegen geht."

„Aha! jetzt erkenne ich die dicke Frau wieder! vorwärts, jetzt geht's an, also passe wohl auf, Kürbisflasche, daß wir uns über den Handstreich verständigen," rief Nicolas; — „ich will die Alte und Junge in mein Boot mit der Klappe nehmen, Du folgst mir im andern so nahe wie möglich und gibst wohl Acht, stets gleich mit mir zu rudern, damit ich mich mit einem einzigen Sprung in Dein Boot retten kann, sobald ich in dem meinigen die Klappe ziehe und es sinken lasse."

„Sei ohne Sorgen," versetzte die Schwester, „es ist ja nicht das erstemal, daß ich rudere, nicht wahr?"

„Vor dem Ertrinken fürchte ich mich nicht, Du weißst ja, wie ich schwimme," entgegnete Nicolas, „allein wenn ich nicht zeitig genug in's andere Boot springen könnte, möchten sich die Weibsleute, wenn sie sich gegen das Ertrinken sträuben, an mich anklammern und dafür danke ich schönstens! — ich habe nicht Lust mit ihnen eine Reise unter das Wasser zu machen."

„Die Alte winkt uns mit dem Taschentuche, sie sind Beide schon am Ufer drüben," sagte Kürbisflasche.

„Nun schnell vorwärts, in's Boot, Mutter," rief

Nicolas, den Nachen losbindend; „Ihr müßt zu mir in's Boot mit der Klappe treten, damit die Weibsleute nichts merken, und Du, Kürbisflasche, spring in's andere und brauche Deine Arme recht, Mädchen, rudere tüchtig! — Sieh', nehm' hier meinen Bootshaken und lege ihn neben Dich, er ist so scharf wie eine Lanze und dürfte uns wohl zu Statten kommen, jetzt auf und davon," rief der Bandit und legte ein langes Stangenruder mit einem langen spitzen Eisen in das Boot, wo Kürbisflasche stund.

Ein paar Minuten später stießen die beiden Boote drüben an's Ufer, wo Madame Seraphin und Marien-Blüth schon seit mehreren Minuten warteten. Die Wittwe des Hingerichteten stieg aus und entfernte sich.

Während Nicolas sein Boot an einem Pfahl befestigte, der am Ufer eingetrieben war, trat Madame Seraphin auf ihn zu und flüsterte ihm eiligst und leise in's Ohr: „gib vor, daß Madame Georges uns erwarte! — Wir haben uns ein Wenig verspätet, mein Junge, nicht wahr?" setzte sie dann laut hinzu.

„Ja, meine wackere Dame," versetzte Nicolas, „Madame Georges hat schon mehrmal nach Ihnen gefragt."

„Sehen Sie nun, bestes Jüngferchen, daß wir Madame Georges treffen werden," rief Madame Seraphin und drehte sich nach Marien-Blüth um, die trotz ihres Vertrauens doch ein gewisses Bangen gefühlt hatte, als sie der Wittwe, Calebasse und Nicolas in die unheimlichen Gesichter geblickt. — Als sie aber Madame Georges erwähnen hörte, beruhigte sie sich wieder und entgegnete:

„Ich bin ebenfalls recht gespannt darauf, die gute Madame Georges wieder zu sehen; glücklicherweise dauert ja die Fahrt nicht lange."

„Ach, was wird das der guten Dame für Freude machen!" rief die alte Heuchlerin, dann wandte sie sich wieder an Nicolas mit den Worten:

„Kommt, guter Freund, schiebt Euer Boot noch ein Bischen an's Ufer, daß wir einsteigen können." — Und leise fügte sie hinzu: „die Kleine muß unter allen Umstän-

den umkommen! . . . sollte sie wieder über's Wasser empor kommen, so stoßt sie nur wieder hinunter."

„Schon gut!" erwiderte Nicolas leise, „haben Sie nur nicht bange; wenn ich Ihnen das Zeichen gebe, so reichen Sie mir die Hand . . . . . 'S ist Alles vorbereitet, sie soll allein untersinken und Sie haben gar nichts zu fürchten."

Ohne weder von der Schönheit, noch von der Tugend Marien-Blüth's gerührt zu werden, reichte er ihr mit viehischer Gleichgültigkeit die Hand, die das junge Mädchen leicht umfaßte, um sorglos in's Boot zu treten.

„Nun, meine wackere Dame, beliebt's jetzt?" fragte Nicolas Madame Seraphin und wollte ihr ebenfalls die Hand bieten.

War es nun Ahnung, Argwohn oder nur die Furcht, nicht schnell genug aus dem Boote springen zu können, worin Nicolas und die Jodlerin fuhren, wenn dieses untersank, — genug, die Haushälterin des Notar Ferrand wich scheu zurück und sagte:

„Fahrt nur fort, guter Freund! ich habe keinen Platz mehr in diesem Boote und will lieber mit der Jungfer da fahren."

Mit diesen Worten trat sie zu Kürbisflasche in deren Boot.

„Meinetwegen denn," erwiderte Nicolas, warf seiner Schwester noch einen bedeutsamen Blick zu und stieß dann rasch vom Lande.

Sobald die Haushälterin im Boote stund, folgte die Schwester seinem Beispiel.

Die Wittwe blieb aber bei diesem ganzen Auftritte gleichgültig und unbewegt in tiefen Gedanken versunken auf der Anhöhe des Ufers stehen und blickte fortwährend stier nach Martial's Fenster hinüber, das man zwischen den Pappelbäumen vom Ufer aus unterscheiden konnte.

Inzwischen glitten die beiden Boote, deren eines Marien-Blüth und Nicolas, das andere aber Calebasse und Madame Seraphin trug, langsam durch den Strom.

XII.

Glückliches Wiederfinden.

Ehe wir dem Leser die Entwicklung des Drama kund thun, welches sich mit Nicolas versenkbarem Boote zutrug, müssen wir noch einmal im Laufe unserer Erzählung umkehren.

Eine kurze Weile bevor Marien-Blüth das Gefängniß von St. Lazere verlassen, war auch die Wölfin aus demselben entlassen worden.

Vermöge der Empfehlungen der Madame Armand und des Direktors, welche das wilde Mädchen für ihr wackeres Betragen gegen die Waterloo belohnen wollten, hatte man der Geliebten Martial's gnädig die wenigen Tage erlassen, welche noch an ihrer Strafzeit fehlten.

Es war unterdessen im Busen dieser seither verworfenen, unzähmbaren und tief gesunkenen Dirne eine vollständige, heilsame Aenderung vor sich gegangen. Da ihrer Phantasie beständig das Gemälde des friedlichen harten und einsamen Lebens vorschwebte, welches ihr Marien-Blüth geschildert hatte, war die Wölfin mit einem tiefen Abscheu für ihr seitheriges Leben erfüllt worden. Ihr einziges Ziel, ihr ganzer Lebenszweck war nun, sich mit Martial in den tiefsten Schooß der Forsten zurückzuziehen. Diese fixe Idee, gegen welche sich früher alle ihre alten bösen Triebe vergebens empört hatten, erfüllte sie nunmehr ganz, nachdem sie sich selbst in eine andere Abtheilung des Gefängnisses hatte bringen lassen, um nur von der Jodlerin getrennt zu sein, deren zunehmender Einfluß über sie, ihr wahrhaft bange gemacht hatte.

Um diese rasche und aufrichtige Bekehrung zu bewerkstelligen, die durch den ohnmächtigen Kampf ihrer Gefährtinnen gegen ihre eigenen schlimmen Gewohnheiten und Triebe noch bestärkt und bekräftigt worden war, hatte sich

Marien=Blüth ganz dem Antriebe ihres eigenen gesunden Verstandes überlassen und es sich folgendermaßen ausgedacht:

Die Wölfin ist ein leidenschaftliches, heftiges Geschöpf, allein sie liebt ihren Martial glühend und muß nun mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, das schmachvolle Leben zu verlassen, dessen sie sich zum erstenmale schämt, um sich ganz ausschließlich diesem rohen, wilden Manne zu widmen, dessen Neigungen sie unbedingt theilt — diesem Manne, der die Einsamkeit eben so aus innerm Antriebe, als in der Absicht sucht, dem Strafgerichte zu entgehen, das über kurz oder lang über seine verbrecherischen Verwandten verhängt werden muß.

Vermittelst dieser Gründe, die sie sich aus jener oben geschilderten Unterredung mit der Wölfin entnommen hatte, hatte also Marien=Blüth, indem sie der wilden Liebe und dem entschlossenen Charakter dieses Geschöpfs eine löbliche Richtung gab, eine verlassene Dirne in ein ehrliches Weib verwandelt. — Ich wußte wohl, daß schon der Gedanke der Wölfin, Martial zu heirathen, sich mit ihm in die Forste zurückzuziehen und dort unter Arbeit und Entsagung auf ähnliche Weise das Leben zu fristen, nur der Wunsch eines ehrbaren Weibes sein könne.

Im festen Vertrauen auf die Unterstützung, welche Marien=Blüth im Namen ihres unbekannten Wohlthäters ihr versprochen hatte, wollte die Wölfin jetzt ihrem Geliebten diesen löblichen Vorschlag machen, — freilich nicht ohne die bittere Furcht vor einer abschlägigen Antwort, denn als die Jodlerin sie dazu bewog, über ihre Vergangenheit zu reden, hatte sie ihr ja auch zugleich das Bewußtsein ihrer wahren Lage gegenüber von Martial gegeben.

Kaum war die Wölfin in Freiheit, so war ihr einziger Gedanke, ihren Schatz wieder aufzusuchen, wie sie ihn nannte. Sie hatte schon seit mehreren Tagen keine Nachrichten mehr von ihm empfangen und hoffte ihn jetzt auf der Isle du Ravageur zu finden, und war entschlossen, falls er nicht zu Hause sein sollte, ihn dort zu erwarten.

Sie miethete deßhalb einen einspännigen Miethwagen, den sie reichlich bezahlte, und ließ sich so rasch wie möglich nach der Brücke von Asnières hinausbringen, die sie etwa eine Viertelstunde vor dem Zeitpunkte erreichte, wo Madame Seraphin und Marien-Blüth, die den Weg von der Barriere her zu Fuße zurückgelegt hatten, bei dem Gypsofen am Flußufer anlangten.

Falls Martial nicht kommen sollte, um die Wölfin in seinem Boote nach der Insel hinüberzuführen, wollte sie sich an einen alten Fischer wenden, der in der Nähe der Brücke wohnte — an den schon mehrmals erwähnten Vater Ferot.

Schlag vier Uhr Nachmittags hielt also ein kleines Cabriolet am Eingang einer engen Gasse des Dorfes Asnières. Die Wölfin gab dem Kutscher ein Fünffranken-Stück, schwang sich mit einem einzigen Satze aus dem Wagen und begab sich eiligst ngch der Wohnung des Vaters Ferot, des Fährmannes. Die Wölfin hatte ihre Sträflingskleidung mit einem Kleide von dunkelgrünem Merino, einem rothen Shawl mit Palmen nach Cachemir-Art und einem mit Bändern verzierten Tüllhäubchen vertauscht. Ihre dichten krausen Haare waren nicht einmal ausgekämmt, denn in ihrem wilden Eifer, Martial wieder zu sehen, hatte sie mehr Eile als Sorgfalt auf ihre Toilette verwendet; nach einer so langen Trennung hätte jedes andere Mädchen als sie, sich für dieses erste Zusammentreffen gewiß die Zeit genommen, sich herauszuputzen; — die Wölfin aber kümmerte sich wenig um solche zarte Rücksichten und wollte vor Allem nur bloß ihren Schatz so schnell als möglich wiedersehen.

Dieser ungestüme Drang entsprang nicht allein aus jenem Drang leidenschaftlicher Liebe, welcher zuweilen solche Mädchen bis zum Wahnsinn steigert, sondern noch mehr aus dem Bedürfniß, Martial den heilsamen Entschluß anzuvertrauen, den sie in ihrer Unterredung mit Marien-Blüth gefaßt hatte.

Die Wölfin erreichte bald das Haus des Fischers

und traf den Vater Ferot, einen Greis mit weißen Haaren, mit dem Ausbessern seiner Netze beschäftigt vor der Thüre sitzend.

Sobald sie ihn von weitem gewahrte, brach sie in den Ruf aus:

„Euer Boot, Vater Ferot — nur schnell, recht schnell.“

„Ah! Sie sind's, Jungfer, gesegneten guten Tag!“ rief der Alte, „haben sich schon lange nicht mehr hier Außen bei uns sehen lassen.“

„O ja,“ versetzte die Wölfin, „doch nur schnell Euer Boot, fahrt mich nach der Insel hinüber.“

„Blitz! das ist wie verhert,“ entgegnete der Alte, „für heute ist's unmöglich, gute Jungfer ....“

„Warum denn?“ rief das Mädchen.

„Mein Junge ist mit dem Boot nach St. Ouen hinübergefahren, wo heute ein Schifferstechen ist,“ erwiderte Vater Ferot; „auf dem ganzen diesseitigen Ufer von hier bis zum Hafen ist kein Boot mehr aufzutreiben.“

„Donnerwetter! das ist ärgerlich!“ rief die Wölfin mit dem Fuße stampfend und mit geballten Fäusten.

„Wahrhaftig, so wahr ich lebe, es thut mir leid, daß ich Euch nicht auf die Insel hinüber fahren kann, denn ohne Zweifel ist's einstweilen noch schlimmer mit ihm geworden.“

„Mit wem denn?“ rief die Wölfin erschrocken.

„Je nun, mit Martial,“ versetzte der Fischer.

„Wie? sprecht Ihr wahr? ist mein Mann krank?“ rief das Mädchen erschrocken und packte den Fischer am Kragen seiner Blouse.

„Wissen Sie es denn noch nicht?“ fragte dieser erstaunt.

„Martial wäre krank?“ wiederholte die Wölfin.

„Ja doch, ja,“ erwiderte der Alte, „aber zerreißen Sie mir nur meine Blouse nicht, geben Sie sich doch nur zufrieden.“

„Und seit wann ist er denn krank?“ fuhr die Wölfin fort.

„Seit zwei oder drei Tagen," war die Antwort.

„Das ist nicht wahr, er würde es mir geschrieben haben," erwiderte sie.

„Ja, wenn er noch schreiben könnte," meinte der Fischer.

„Wie meint Ihr das, Vater Ferot, er wäre zu krank, um zu schreiben? — Ihr wißt gewiß, daß er noch auf der Insel ist?"

„Laßt mich nur ausreden," erwiderte der Alte; „denkt Euch nur, heute morgen begegne ich der Wittwe Martial . . . . . wenn wir uns sonst treffen, müssen Sie wissen, weiche ich ihr auf eine ganze Straßenlänge aus, denn ich mag nicht mit ihr zusammentreffen."

„Aber was macht denn mein Schatz! mein Martial?" drängte die Wölfin immer ungestümer.

„Ei, so lassen Sie mich doch ruhig weiter reden," sprach Vater Ferot weiter; „als ich mich so mit der Wittwe auf einmal unter vier Augen sah, wollte ich ihr nicht mehr ausweichen, sie sieht so schlimm drein, daß ich mich unwillkührlich immer vor ihr fürchte; — wo ist denn euer Sohn Martial? fragte ich sie, man sieht ihn ja schon seit zwei Tagen gar nicht mehr; ist er denn nach der Stadt gegangen? . . . . . Darüber blickte sie mich mit ein Paar Augen an, mit Augen sage ich Ihnen, die mich umgebracht hätten, wenn sie Pistolen gehabt hätten."

„Weiter! weiter! Ihr spannt mich ja auf die Folter!" drängte die Wölfin.

Vater Ferot nahm bedächtlich eine Prise und fuhr dann fort:

„Sie sind ein kluges Mädchen, Wölfin, wenn Sie mir versprechen wollen, gegen Jedermann zu schweigen, so will ich Ihnen Alles sagen, was ich weiß."

„Wenn's meinen Martial angeht, so verspreche ich Euch Alles, redet nur schnell."

„O ja," fuhr der Fischer gemächlich fort, „Martial ist ein guter Kerl, obwohl bisweilen ein Tollkopf, und es wäre wahrlich Schade, wenn ihm durch seine alte Vettel

von Mutter oder seinen Taugenichts von Bruder etwas Schlimmes widerführe."

„Aber was geht denn vor?" rief die Wölfin ungeduldig," so redet doch in's Teufelsnamen."

„Laßt nur meine Blouse los," rief der Alte, „wenn Ihr mich immer so unterbrecht und mir die Kleider zerreißt, komme ich nie zu Ende."

„Herr Gott! was braucht man da für Geduld," rief die Wölfin.

„Versprecht mir also gegen Niemanden davon Etwas zu erwähnen," fuhr der Fischer fort; — „ich muß Euch also zunächst sagen, daß Martial mehr als je mit seiner Familie verfeindet ist, und wenn sie irgend einen bösen Anschlag gegen ihn ausführten, sollte es mich gar nicht wundern. Deshalb thut mir's auch Leid, daß heute mein Boot nicht zur Hand ist, denn wenn Sie auf diejenigen rechnen, die auf der Insel drüben sind, so können Sie noch lange warten; Sie wissen ja wohl, daß Nicolas und noch mehr die nichtswürdige Calebasse nicht am besten auf Sie zu sprechen sind."

„Ich weiß es wohl," versetzte das Mädchen, „aber sagt mir nur endlich in's Teufelsnamen einmal, was Euch heute frühe Martial's Mutter zur Antwort gab."

„Nur Geduld," erwiderte der Alte — „wie ich also heute Morgen die Wittwe Martial traf, sagte ich zu ihr, wo steckt denn Martial? ist er denn in die Stadt gegangen? schon seit zwei Tagen liegt sein Boot dort drüben am Pfahl und man sieht ihn gar nicht mehr — darüber sieht mir die Wittwe in's Gesicht wie ein Basilisk und erwiderte mir: drüben liegt er krank auf der Insel und wird wahrscheinlich nicht mehr aufkommen — halt! dachte ich bei mir selbst, wie soll denn das zugehen, 's ist ja kaum drei Tage her, daß ich . . . . heda! halt, wo wollt Ihr denn hin," unterbrach er sich selbst, „wo Teufels läuft sie denn jetzt hin?"

Die Wölfin glaubte nämlich das Leben Martial's von Seiten seiner Verwandten bedroht, verlor vor Entsetzen, Wuth

und Schreck den Kopf und stürzte, ohne weiter auf den Fischer zu hören, unaufhaltsam dem Ufer entlang, nach der Brücke hin.

Um nachfolgenden Auftritt zu verstehen, sind hier einige topographische Erläuterungen unerläßlich:

Die Insel liegt nämlich dem linken Ufer des Flusses näher, als dem rechten, von wo aus Marien-Blüth und Madame Seraphin sich eingeschifft hatten.

Die Wölfin befand sich auf dem linken Ufer.

Ohne besonders hoch zu sein, erhob sich doch die Insel soweit über den Spiegel des Flusses, daß man von keinem Ufer aus über sie hinweg nach dem jenseitigen blicken konnte, auf diese Weise hatte Martial's Geliebte ebenso wenig bemerken können, wie die Jodlerin sich einschiffte, als die drei verbrecherischen Glieder der Familie Martial die Wölfin zu sehen vermochten, die in diesem Augenblick längs dem jenseitigen Ufer hinlief.

Wir müssen endlich dem Leser noch in's Gedächtniß zurückrufen, daß das Landhaus des **Dr.** Griffon, worin nun zeitweilig der Graf von St. Remy wohnte, in der Nähe des Ufers und zwar nahe bei der Furth stund, wo die Wölfin jetzt eben athemlos ankam.

Diese war, ohne sie zu bemerken, an zwei Personen vorübergeeilt, die am Ufer spazieren gingen und nun, über ihr verstörtes Aussehen betroffen, sich rasch umwandten, um ihr von Ferne zu folgen. — Diese beiden Personen waren der Graf von St. Remy und der **Dr.** Griffon.

Die Wölfin hatte nicht sobald die Gefahr erfahren, worin ihr Geliebter schwebte, als sie unaufhaltsam dem Orte zueilte, wo sie ihn in Gefahr wußte. Je näher sie aber der Insel kam, desto mehr dachte sie an die Schwierigkeit, hinüber zu gelangen. Sie durfte, wie schon der alte Fischer ihr gesagt hatte, nicht darauf rechnen, irgend ein fremdes Boot zu treffen, und von der Familie Martial kam gewiß Niemand, um sie abzuholen.

Athemlos, mit funkelnden Augen und hochgerötheten Wangen blieb sie jetzt der Inselspitze gegenüber stehen, die hier eine kleine Krümmung nach dem Lande zu beschrieb.

Durch die entblätterten Aeste der Weiden und Pappeln sah die Wölfin nun von Ferne das Dach des Hauses, wo ihr Martial vielleicht jetzt in den letzten Zügen lag....

Bei diesem Anblick stieß sie ein wildes Brüllen aus, riß Halstuch und Haube herab, streifte ihr Kleid herunter, daß sie nur noch den Unterrock anbehielt, warf si. unerschrocken und ohne Zögern in den Fluß, ging so lange sie noch Boden fand, und schwamm dann, als ihr dieser unter den Füßen wich, kühn nach der Insel hinüber. . .

Es war ein Anblick voll wilder Kraft und spannenden Interesse's: — so oft die Wölfin die kräftigen Arme rührte, wallte ihr dichtes, langes Haar, das sich bei ihren heftigen Bewegungen aufgelöst hatte, wie eine dunkelbraune Mähne ihr um den Kopf.

Den Blick fest und glühend, unaufhaltsam auf Martial's Haus gerichtet, hätte man, ohne die Verzerrung ihrer Züge, in welchen ihre ganze Seelenangst sich wiederspiegelte, glauben können, die Geliebte des Wilddiebes wolle nur im Wasser spielen, so leicht, frei und keck bewegte sie sich in demselben. Ihre weißen, sehnigen Arme, die sie ihrem Geliebten zu Ehren tättowirt hatte, zertheilten mit wahrhaft männlicher Kraft die Wogen, die über sie wegspühlten und feuchte Perlen über ihre nackten Schultern und ihren festen, vollen Busen spritzten, der halb in der Fluth begraben, wie der schönste Marmor glänzte.

Auf einmal ertönte vom jenseitigen Ufer der Insel ein entsetzlicher, verzweiflungsvoller Schrei, — ein Schrei, wie ihn nur ein Mensch im Todeskampfe ausstößt. . . .

Schaudernd hielt die Wölfin inne . . .

Mit der einen Hand über dem Wasser sich haltend, schleuderte sie mit der andern ihr dichtes nasses Haar zurück, und horchte, da ertönte wieder ein neuer Schrei — weit schwächer als der vorige, aber krampfhaft flehentlich aus athemloser, halb erstickter Brust . . .

Dann versank Alles wieder in das vorige tiefe Schweigen.

„Martial! mein Mann! mein Schatz!" rief die Wölfin, und ruderte aus allen Kräften weiter.

In ihrem Schreck und in ihrer Verwirrung hatte sie Martial's Stimme zu hören vermeint. —

Der Graf und der Doktor, an welchen die Wölfin so schnell vorübergeeilt war, hatten ihr nicht schnell genug zu folgen vermocht, um sich ihrem tollen Vorhaben zu widersetzen. Sie langten gerade in dem Augenblick der Insel gegenüber an, wo die beiden entsetzlichen Schreckensrufe ertönten; nicht minder erschreckt als die Wölfin blieben sie stehen — als sie diese so unerschrocken gegen den Strom ankämpfen sahen, glaubten sie, die Wölfin habe jenen Hülferuf ausgestoßen, und riefen unwillkührlich:

„Die Unglückliche wird ertrinken!"

Ihre Furcht war unbegründet — Martial's Geliebte schwamm wie eine Fischotter... nur noch ein Paar Ruderschläge, und das muthige Mädchen landete am jenseitigen Ufer.

Hier konnte sie wieder festen Fuß fassen, und hielt sich, um besser an's Land steigen zu können, an einen der Pfähle, mit denen die ganze Spitze der Insel hier eingedämmt war; als auf einmal vom Strome fortgerissen, längs dieser Pfähle langsam der Körper eines jungen Mädchens in Bauerntracht dahergeschwommen kam, den nur noch seine aufgeblähten Kleidungsstücke über dem Wasser hielten . . . .

Mit Gedankenschnelle klammerte sich die Wölfin mit der einen Hand an einen der Pfähle, und ergriff plötzlich im Vorüberschwimmen mit starker Hand jene Frau beim Rocke... sie zog die Unglückliche so heftig zu sich her und gegen die Pfähle herein, daß sie diese zwar rettete, aber einen Augenblick unter den Wasserspiegel hinunterzerrte, obwohl der Fuß an diesem Orte noch Boden fand.

Mit ungewöhnlicher Kraft und Gewandtheit begabt, zog die Wölfin die Jodlerin (denn diese war die Ertrinkende) in die Höhe, obwohl sie sie noch nicht erkannt hatte, nahm sie wie ein Kind auf ihre starken, sehnigen Arme,

that noch ein paar Schritte vorwärts, und legte sie endlich mit Schonung auf den grasbewachsenen Uferrand der Insel nieder.

„Muth, meine wackere Frau! nur Muth! wir kommen Euch rasch zu Hülfe!" rief Herr von St. Remy der Wölfin zu, welcher mit Herrn Doktor Griffon Zeuge dieser kühnen Rettung gewesen war, „wir wollen nur über die Brücke von Asnières, um zum Boote zu kommen!"

Beide eilten nun aus allen Kräften der Brücke zu.

Die Wölfin hatte jedoch den ermunternden Zuruf des Grafen nicht vernommen.

Wir müssen es hier wiederholen, daß man vom rechten Seineufer aus, wo Nicolas, Calebasse und ihre Mutter nach Verübung ihres abscheulichen, frevelhaften Anschlages sich befanden, wegen der Erhöhung und wellenförmigen Gestalt der Oberfläche der Insel nicht sehen konnte, was auf der andern Seite derselben vorging.

Da Marien-Blüth, nachdem sie von der Wölfin so heftig in den Bereich des Pfahlwerks herniedergezogen worden, auf einen Augenblick untergesunken war, um wenigstens für die Augen ihrer Mörder nicht wieder zu erscheinen, so mußten diese ihr Schlachtopfer für todt und von den Wellen verschlungen halten.

Wenige Minuten später trugen die Wellen einen andern halbversunkenen menschlichen Körper an der Wölfin vorüber, ohne daß diese ihn bemerkte . . . .

Dieß war der Leichnam der Madame Seraphin, der Haushälterin und Mitschuldigen des Notars Ferrand — sie war todt, mausetodt, wie man im gemeinen Leben sagt.

Nicolas und Calebasse hatten nicht minderes Interesse als der Notar, diese Zeugin und Mitschuldige ihres neuen Verbrechens verschwinden zu machen; — kaum hatte daher, als Nicolas die Klappe geöffnet, das Boot, worin Marien-Blüth sich befand, zu sinken begonnen, als Nicolas in den Nachen seiner Schwester hinübersprang, worin sich Madame Seraphin befand, das Fahrzeug in heftiges Schaukeln brachte, und alsdann, den Augenblick wahr-

nehmend, wo die Haushälterin wankte, sie kopfüber in den Fluß schleuderte, und ihr noch einen tüchtigen Schlag mit dem Bootshaken auf den Weg gab . . . .

* * *

Athemlos und keuchend kniete die Wölfin neben Marien-Blüth auf dem Rasen, sammelte ihre Kräfte wieder, und schickte sich an, die Züge der Frau zu mustern, welche sie dem Tode entrissen hatte.

Man denke sich ihre Ueberraschung und Freude, als sie in der Unglücklichen ihre Gefährtin vom Gefängnisse her erkannte, — dieselbe Gefährtin, die einen so heilsamen und raschen Einfluß auf ihr Schicksal ausgeübt hatte . . .

Vor Freude und Rührung vergaß die Wölfin einen Augenblick lang ihren Freund Martial.

„Jodlerin!" rief sie, beugte sich zu ihr herab, und betrachtete, auf Händen und Füßen liegend, mit aufgelöstem, wirr um den Kopf hängendem Haar, das unglückliche Mädchen, das fast leblos auf dem Grase lag. Wie sie so bleich, regungslos, mit halb geöffneten starren glanzlosen Augen auf dem Boden ausgestreckt war, ihr blondes Haar feucht um ihre Schläfe hing, der Mund mit den blauen Lippen halb offen stand, und ihre Arme mit den schon erstarrten eisigen Händen schlaff herniederhingen, . . . hätte man sie für bereits todt halten können.

„Die Jodlerin!" wiederholte die Wölfin, — „welch' ein Zufall! Ich mußte sie also retten, als ich eben meinen Mann, meinen Schatz besuchen, und ihm sagen wollte, was mir die Kleine zu Liebe und zum Possen gethan; — armes Mädchen, muß ich Dich so wieder finden, Dich, die Du mich mit Deinen Worten und Versprechungen zu meinem kühnen Entschluß veranlaßt hast, den ich eben meinem Martial mittheilen will — liebliche Kleine, Du bist nun todt... doch nein! nein!" rief die Wölfin plötzlich, und beugte sich noch näher zu Marien-Blüth herab, als sie einen kaum bemerkbaren Hauch den Lippen der Ertrunkenen entströmen spürte, — „nein, nein, großer Gott!

sie athmet ja noch — ich habe sie vom Tode gerettet — es ist das erste Mal, daß ich Jemanden rette, ach! das thut wohl — das erquickt einen! — aber nun zu meinem Schatz, ich muß ihn auch retten, vielleicht röchelt er schon in diesem Augenblick, seine Mutter und Geschwister wären wohl im Stande, ihn umzubringen; ich kann aber doch die Kleine nicht hier lassen, ich will sie mit mir nehmen, und meinem Martial zeigen, oder ich zerschlage Alles, bringe Alles um, o ich fürchte weder Bruder, noch Schwester, noch die Mutter, wenn es sich um meinen Mann handelt."

Dabei sprang die Wölfin empor, nahm Marien-Blüth in ihre Arme, und trug sie davon.

Ihre Bürde war so leicht, daß sie nach dem Hause hinspringen konnte, denn sie zweifelte nicht, daß trotz ihrer boshaften Verstocktheit doch Mutter und Tochter sich beeilen würden, der armen Marien-Blüth Beistand zu leisten.

Als Martial's Geliebte auf dem höchsten Punkt der Insel angekommen war, von wo aus man beide Ufer der Seine überschauen konnte, hatten sich Nicolas und Kürbisflasche bereits entfernt, sie begaben sich eilends zu Roth-Arm, da sie überzeugt sein zu dürfen glaubten, daß ihr Doppelmord glücklich vollzogen sei.

In diesem Augenblicke erhob sich ein Mann aus dem Gebüsch in einer der Buchten des Ufers, das der Gypsofen von der Landseite her verdeckte, und entfernte sich aus seinem Verstecke, nachdem er dem ganzen entsetzlichen Auftritte mit angewohnt hatte, ebenfalls mit der Ueberzeugung wie die Mörder, daß das Verbrechen vollstreckt sei . . . . Dieser andere Augenzeuge war der Notar Jakob Ferrand. —

Eins von Nicolas Booten schaukelte noch, an einem Pfahl des Ufers festgebunden, an derselben Stelle, wo Madame Seraphin und die Jodlerin sich eingeschifft hatten. Kaum hatte Jakob Ferrand den Gypsofen im Rücken, um nach Paris zurückzueilen, als Herr v. St. Remy und der Dr. Griffon plötzlich über die Brücke von Asnières eilten und auf die Insel zuschritten, wohin sie sich mit

Hülfe von Nicolas Boot, das sie schon von Weitem gesehen, begeben wollten. —

Als die Wölfin an der Thüre des Hauses der Martial ankam, fand sie zu ihrer größten Ueberraschung dieselbe verschlossen.

Schnell legte sie die noch immer ohnmächtige Marien-Blüth in der Sommerlaube nieder und schritt auf das Haus zu. Sie kannte ja das Fenster von Martial's Zimmer. — Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie auf einmal gewahrte, daß die Laden des Fensters mit starken Eisenplatten beschlagen und von außen durch zwei Eisenstangen versperrt waren.

Ahnungsvoll errieth die Wölfin einen Theil der Wahrheit, stieß einen rauhen, weitschallenden Wuthschrei aus und rief alsdann aus allen Kräften: „Martial! Martial! mein Mann! mein Schatz!" Alles blieb stumm und keine Antwort erschallte. Entsetzt über dieses Schweigen, streifte die Wölfin rings um's Haus, wie ein wildes Thier, das schnüffelnd und brüllend den Eingang des Baues sucht, wo sein Männchen eingeschlossen ist.

„Martial! mein Mann! bist Du da? gib mir Antwort, mein Schatz!" rief sie von Zeit zu Zeit und schüttelte voll Wuth an den Gitterstäben des Küchenfensters, pochte an der Thür und stampfte wider die Mauer.

Auf einmal ließ sich als Antwort ein dumpfes Geräusch aus dem Innern des Hauses vernehmen.

Die Wölfin schauderte und lauschte gespannt.

Das Geräusch verstummte wieder.

„Martial hat mich gehört, ich muß hinein zu ihm," rief sie, „und müßte ich die Thüre mit meinen Zähnen ausnagen." Von Neuem stieß sie ihr wildes Wuthgeheul aus und ein Paar Schläge von innen, die dumpf an Martial's Fensterladen dröhnten, antworteten ihrem wüthenden Brüllen.

„Er ist da, er ist zu Hause," rief sie plötzlich und blieb unter dem Fenster ihres Geliebten stehen, „ich reiße im Nothfall das Eisenblech mit den Nägeln hinweg, ich will, ich muß hinein."

Da bemerkte sie auf einmal eine hohe Leiter, die hinter dem Laden des Erdgeschosses lehnte; als sie heftig den Laden bei Seite riß, um die Leiter packen zu können, fiel der Schlüssel zu Boden, den die Wittwe auf dem Fenstersims versteckt hatte.

„Ob er wohl aufmacht," sagte die Wölfin und versuchte den Schlüssel in's Schloß der Hausthüre zu stecken, „dann könnte ich ja in's Zimmer hinauf! — Glückauf! er paßt!" rief sie dann mit wilder Freude; „Martial, mein Schatz, Du bist gerettet!"

Als das Mädchen in die Küche trat, schlug das dumpfe Angstgeschrei der Kinder an ihr Ohr, die, im Keller eingeschlossen, laut um Hülfe riefen, als sie den seltsamen Lärm oben vernahmen.

Da die Wittwe geglaubt hatte, daß in ihrer Abwesenheit von der Insel Niemand in's Haus kommen werde, hatte sie sich begnügt, Franz und Amandine doppelt einzuriegeln und den Schlüssel im Schlosse stecken lassen. Als die Wölfin ihren Kerker öffnete, eilten Bruder und Schwester schnell aus dem Keller herauf.

„Ei Du bist's, Wölfin!" rief Franz vergnügt, als er sie erkannte, „komm, rette unsern Bruder Martial, sie haben ihn schon seit zwei Tagen in seinem Zimmer eingesperrt und wollen ihn verhungern lassen."

„Er ist doch nicht verwundet?" rief die Wölfin erschrocken.

„Nein, ich glaube nicht," gab Franz zur Antwort.

„Ha, ich komme zu gelegener Zeit!" rief die Wölfin und eilte nach der Treppe, allein kaum hatte sie einige Stufen erstiegen, so hielt sie plötzlich ein und rief:

„Beinahe hätte ich die arme Jodlerin vergessen, mach' schnell Feuer auf den Heerd, Amandine, und Du, Franz, trage mit ihr das junge Mädchen herein, das draußen in der Sommerlaube liegt und nahezu ertrunken wäre! — Schnell, Franz, gib mir eine Axt, eine Eisenstange und Dein großes Holzbeil, daß ich bei meinem Schatz oben die Thüre einschlage."

„Dort liegt die große Holzart, allein sie ist zu schwer für Dich,“ erwiderte der Knabe, indem er das gewichtige Werkzeug herbeischleppte.

„Zu schwer?“ rief die Wölfin spottend und riß den schweren Eisenklotz leicht an seinem langen Stiele empor, den sie unter andern Umständen vielleicht kaum vom Boden hätte heben können.

Dann sprang sie eilends die Treppe hinauf und wiederholte noch den beiden Kindern den Befehl, die arme Jodlerin hereinzubringen und an das Feuer des Heerds zu setzen.

In ein Paar Sätzen war die Wölfin am Ende des Ganges, wo Martial's Zimmer lag.

„Frisch auf, mein Schatz, die Wölfin ist da!“ rief sie, die schwere Axt schwingend, und schmetterte sie muthig gegen die Thüre.

„Sie ist von außen zugenagelt;“ rief Martial mit schwacher Stimme von innen, „suche die Nägel herauszuziehen.“

Alsbald warf sich das Mädchen im Gang auf die Kniee und arbeitete mit der Schärfe de᷈ Axt und ihren Fingernägeln, die sie sich abriß und mit den Händen, welche sie sich gräßlich zerfleischte, so lange, bis sie aus den Bohlen und der Thürverkleidung mehrere ungeheuere Nägel gerissen hatte, welche die Thür versperrten; endlich flog die Thüre, nach einem tüchtigen Ruck mit der Axt, auf, und Martial sank bleich, mit blutenden Händen, fast ohnmächtig in die Arme der Wölfin.

XIII.

Die Wölfin und Martial.

„Endlich sehe ich Dich wieder . . . . endlich habe ich Dich und lasse Dich nicht mehr los!“ schrie die Wölfin

mit wilder Freude und voll unaussprechlicher Zufriedenheit, indem sie Martial mit den Armen auffing und an ihr Herz drückte, dann half sie ihm oder trug ihn vielmehr beinahe zu einer Bank hin, die auf dem Gange stand. Martial blieb ein paar Minuten halb ohnmächtig und fast besinnungslos und suchte sich von diesem letzten Stoße zu erholen, der seine erschöpften Kräfte beinahe vollends aufgezehrt hatte.

Die Wölfin rettete ihrem Geliebten gerade in dem Augenblicke, wo er verzweiflungsvoll und kraftlos sich dem Tode nahe fühlte, nicht sowohl in Ermangelung von Lebensmitteln als vielmehr, weil er aller Luft beraubt war, die sich in dem kleinen Zimmerchen, das weder ein Kamin noch sonst einen Ausgang hatte, nicht mehr erneuern konnte, weil die heimtückische Kürbisflasche mit wahrhaft teuflischer Bosheit es beinahe hermetisch verschlossen hatte, indem sie alle Ritzen und Spalten an Fenstern und Thüre mit alten Lappen sorgfältig verstopfte.

Schwindelnd vor Freude und Furcht, mit Thränen umflortem Blick kniete die Wölfin vor ihrem Geliebten und belauschte ängstlich jede leise Bewegung, die über sein Gesicht hinzog.

Dieser schien sich allmählig zu erholen, als er in langen Zügen wieder eine reine gesunde Luft athmete. Nach einigen leichten Fieberschauern erhob er das schwere Haupt und öffnete mit einem tiefen Seufzer wieder die Augen.

„Martial, ich bin's, Deine Wölfin!" rief das Mädchen, „sprich wie geht Dir's?"

„Besser," versetzte er mit schwacher Stimme.

„Mein Gott! was willst Du denn? soll ich Dir Wasser oder Essig geben?" rief sie ängstlich.

„Nichts, gar nichts!" erwiderte Martial, der sich mehr und mehr wieder erholte, „gieb mir nur Luft, Luft! nichts als frische Luft."

Auf die Gefahr hin, sich die Fäuste zu verletzen, zerschlug die Wölfin vier Scheiben eines Fensters, das sie nicht hätte öffnen können, ohne einen schweren Tisch bei Seite zu schieben.

„Jetzt kann ich wieder athmen, mir wird leichter, die Besinnung kehrt mir zurück," sagte Martial, der sich wieder ganz erholt hatte. Auf einmal aber rief er, als ob er sich nur noch des Dienstes erinnere, den seine Geliebte ihm geleistet, mit einer Aufwallung, einer unaussprechlichen Freude:

„Ohne Dich, meine tapfere Wölfin, wäre ich todt."

„Je nun, wie befindest Du Dich jetzt?" erwiederte diese.

„O! mir ist weit besser," gab er zur Antwort.

„Hast Du Hunger?" fragte sie weiter.

„O nein! erwiderte er, „mir ist noch so schwach, was mir am heftigsten zusetzte, war der Mangel an frischer Luft. — Auf's Letzte glaubte ich ersticken zu müssen und das war gräßlich, entsetzlich!"

„Und wie geht Dir's nun?" fragte sie.

„O ich lebe wieder auf," erwiderte er, „mir ist, als erstünde ich vom Grabe und das verdanke ich nur Dir, Dir allein."

„Aber was hast Du denn an den Händen? Du lieber Gott! wie sie gehackt sind! — Wer hat denn das gethan?"

„Als Nicolas und Kürbisflasche nicht mehr wagten mich zum zweitenmale offen anzugreifen," entgegnete Martial, „hatten sie mich in mein Zimmer eingemauert, um mich hier Hungers sterben zu lassen; — ich wollte sie hindern, meine Läden zuzuriegeln und dabei hat mich die Schwester mit dem Beil in die Hand gehackt."

„Dies Ungeheuer!" rief das Mädchen voll Haß und Abscheu, „sie wollte die Leute glauben machen, Du seiest an einer Krankheit gestorben; Deine Mutter hatte schon das Gerücht verbreitet, daß Du auf den Tod darnieder liegst. — Denk Dir nur, mein Schatz, es war Deine eigene Mutter!"

„Sprich mir nicht von ihr," sagte Martial mit Bitterkeit; als er dann aber zum erstenmal den seltsamen Aufzug und die triefenden Gewänder der Wölfin bemerkte, rief er erschrocken aus:

„Was ist Dir begegnet, Deine Haare triefen, — Du bist im Unterrock und auch dieser ist ganz naß!“

„Was thut's,“ rief die Wölfin triumphirend, „bist ja doch Du gerettet.“

„Aber sage mir nur, warum Du so naß bist?“ fragte er sie ängstlich.

„Ich wußte Dich in Gefahr und konnte kein Boot finden, da warf ich mich schnell in den Fluß und schwamm herüber; o Deine armen Hände, laß sie mich küssen — Du bist krank — die Ungeheuer, o daß ich nicht hier war!“

„O meine tapfere Wölfin!“ rief Martial mit Enthusiasmus, „Du tapferstes aller tapfern Wesen.“

Stolz zeigte die Wölfin ihren tättowirten Arm, auf welchem verschiedene Worte mit unzerstörbarer Schrift standen und rief: „Hast Du mir nicht selbst hieher geschrieben: Tod allen Feigen!“

„Du bist ein wackeres, unerschrockenes Mädchen,“ rief Martial entzückt, „aber der Frost schüttelt Dich ja, Du zitterst.“

„Doch nicht vor Kälte,“ erwiderte sie.

„Gleichviel; — geh' hier hinein, Wölfin, nimm den Mantel der Calebasse und hülle Dich darein, ich verlange es.“

Die Wölfin sprang in die offene Kammer der Kürbisflasche, nahm ihren Mantel aus schottischem Zeuge von der Wand und hüllte sich darein.

„Herrliches Mädchen, um meinetwillen setztest Du Dich der Gefahr aus zu ertrinken,“ wiederholte Martial und blickte mit wildem Stolze auf seine Geliebte.

„Im Gegentheile,“ erwiderte sie, „ein armes liebes Mädchen wollte ertrinken, aber ich rettete sie, als ich an der Insel landete.“

„Wie, Du hast auch sie gerettet und wo ist sie denn?“

„Unten bei den Kindern, die sie pflegen,“ versetzte das Mädchen.

„Und wer ist denn das junge Mädchen, Wölfin?“ forschte Martial weiter.

„Mein Gott!“ erwiderte sie, „wenn Du wüßtest,

welch' ein Zufall! welch' ein glückliches Ereigniß! — Sie ist eine meiner Gefährtinnen von St. Lazare, ein ganz außerordentliches Wesen. . . Denke Dir nur, daß ich sie eben so sehr liebte und haßte, weil sie mir zugleich Glück und Tod in die Seele gelegt hatte. . . . und zwar um Deinetwillen . . . ."

„Wie soll ich das verstehen?" rief er.

„Höre mich nur weiter," erwiderte sie, dann sprang sie plötzlich kopfschüttelnd in die Höhe und rief: „Nein, nein, — ich kann Dir's nicht sagen, ich werde es nie wagen. . ."

„Und was denn?" fragte er betroffen.

„Ich wollte eine Bitte an Dich richten," entgegnete sie, „und deshalb kam ich eigentlich heraus, — als ich von Paris wegging, wußte ich ja noch nicht, daß Du in Gefahr seiest."

„Wohlan denn," sprach er, „laß mich Deine Bitte hören."

„Ich bin nicht so keck," wiederholte die Wölfin.

„Wie, Du wolltest es nicht wagen, nachdem Du so viel für mich gethan hast?" sagte er in tadelndem Tone.

„Eben deshalb wage ich's nicht," versetzte sie, „es würde sonst aussehen, als verlange ich einen Gegendienst von Dir."

„Einen Gegendienst?" fragte Martial, „bin ich denn nicht noch immer in Deiner Schuld? Hast Du mich nicht damals Tag und Nacht so treu und sorglich verpflegt, als ich vor einem Jahre krank darniederlag?"

„Dafür bist Du ja mein Schatz, Martial," gab sie zur Antwort.

„Eben weil ich Dein Schatz bin und ewig, ewig bleiben werde, so wahr ich Martial heiße, solltest Du auch offen mit mir reden," erwiderte Martial; „für mich gibt es kein anderes Weib in der Welt mehr, als Dich, und magst Du auch das oder jenes gewesen sein, so ist das nur meine Sache, — ich liebe Dich, Du liebst mich und ich verdanke Dir zweimal mein Leben. — Siehst Du, seit Du im Gefängniß bist, bin ich gar nicht mehr wie frü-

her . . . ich bin ein ganz anderer Mensch geworden, ich habe über mich selbst nachgedacht und Du darfst auch nicht mehr werden, was Du früher warst . . . .“

„Was willst Du damit sagen, Martial,“ rief das Mädchen hastig und voll freudiger Ahnung.

„Ich werde Dich jetzt nicht mehr verlassen,“ erwiderte er, „aber auch Franz und Amandine, meine beiden jüngeren Geschwister, müssen bei mir bleiben, von nun an muß ich gleichsam Elternstelle an ihnen vertreten. — Das legt mir nun Pflichten auf, verstehst Du mich wohl, und deshalb muß ich ein ordentlicher Mensch werden und getreulich für sie sorgen . . . . man wollte sie zu vollendeten Gaunern machen, allein, um sie zu retten, führe ich sie mit mir davon.“

„Und wohin denn?“ fragte die Wölfin.

„Noch weiß ich selbst nicht,“ erwiderte er, „jedenfalls aber so weit wie möglich von Paris weg.“

„Und was soll aus mir werden?“ entgegnete sie.

„Dich nehme ich ebenfalls mit,“ versetzte Martial.

„Wie, ich darf mit Dir? ich soll Dich nicht mehr verlassen?“ rief das Mädchen voll freudiger Ueberraschung, denn sie konnte kaum an ein solches Glück glauben.

„Nein, meine tapfere Wölfin, wir trennen uns nie wieder,“ betheuerte der junge Mann; — „Du mußt mir die Kinder erziehen helfen, ich kenne Dich ja, ich will, daß meine kleine Amandine ein ehrliches, ehrbares Mädchen werde, rede ihr in diesem Sinne zu, so weiß ich schon, daß Du für sie eine brave, tüchtige Mutter werden wirst. — Wir wollen als ehrbare Tagelöhner leben, liebes Mädchen, gieb nur Acht, wir werden schon Beschäftigung finden und dann arbeiten wie die Neger . . . . wenn nur die armen Kinder nicht so nichtswürdig werden, wie Vater und Mutter. — Man soll mir und ihnen nicht mehr zu Schimpf und Schande nachrufen, daß wir Kinder eines Hingerichteten seien, — wir wollen nicht mehr die Straßen passiren, wo man Dich kennt, — aber was ist Dir denn, Mädchen? was hast Du denn?“

„Martial," rief die Wölfin schluchzend, „ich fürchte, daß mich die Freude toll macht.

„Und weshalb denn?" rief er.

„Nein, es ist zu viel, ich kann es nicht ertragen," rief sie. — „Siehst Du, was Du da eben zu mir sagst, das wollte ich . . . — nein, ich glaube fast, daß es mir Glück gebracht hat, die Jodlerin gerettet zu haben."

„Aber was hast Du denn?" fragte Martial.

„Sieh, mein Schatz!" erwiderte sie mit Freudenthränen, „eben das, was Du jetzt von mir verlangst, wollte ich selber Dir vorschlagen."

„Paris zu verlassen?" fragte er.

„Allerdings," fuhr sie hastig fort, „ich wollte Dir vorschlagen, mit Dir in die Wälder zu gehen, wo wir ein kleines hübsches Häuschen bekommen würden und Kinder, die ich so sehr lieben würde. — Ach Du solltest sehen! wie gerne die Wölfin die Kinder hätte, womit ihr Schatz sie beschenken würde; doch nein," versetzte sie zitternd, „ich darf Dich alsdann nicht mehr Schatz nennen, Du mußt mein Gatte werden, denn nur unter dieser Bedingung würden wir die Stelle erhalten."

Martial blickte seinerseits der Wölfin erstaunt in's Gesicht, denn er verstand nicht, was sie sagen wollte.

„Von welcher Stelle sprichst Du da?" fragte er.

„Von einer Stelle als Wildhüter, die Du erhalten sollst," gab sie zur Antwort.

„Ich? wer sollte sie mir denn geben?" fragte er.

„Je nun, die Gönner des jungen Mädchens, der ich das Leben gerettet habe," entgegnete die Wölfin.

„Aber sie kennen mich ja gar nicht," sagte Martial.

„Was thut's," erwiderte das Mädchen, „ich habe der Kleinen bereits von Dir erzählt und sie will uns ihrem Gönner empfehlen."

„Aber wie hast Du mich denn ihr geschildert?" forschte Martial weiter.

„Ganz so, wie Du bist," antwortete sie, „Du kannst gar nicht glauben, wie schnell man im Gefängniß sich

einander nähert, und das junge Mädchen war so sanft, so artig, daß ich mich fast wider Willen zu ihr hingezogen fühlte; ich habe alsbald errathen, daß sie nicht zu unsers Gleichen gehöre."

„Wer ist sie denn?"

„Ich weiß es nicht und kann's auch nicht begreifen," gab die Wölfin zur Antwort, „aber in meinem ganzen Leben habe ich nichts Aehnliches gehört noch gesehen. Sie versteht's wie eine Fee zu lesen, was unsereins auf dem Herzen hat. Als ich ihr sagte, wie sehr ich Dich liebe, hat sie sich darum unserer so warm angenommen; — sie ist dran Schuld, daß ich mich über mein früheres Leben schäme und sie hat mir darüber keine Vorwürfe gemacht; denn Du weißt ja, wie ich diese aufgenommen haben würde, sondern hat mir ein Leben voll Arbeit und Mühe geschildert, das aber ganz nach meinem Geschmacke war und das ich mit Dir in der Tiefe der Forste verbringen dürfe; nur solltest Du, wie sie meinte, anstatt ein Wilddieb, ein Wildhüter werden und ich statt Deiner Geliebten, Deine eigentliche Frau sein. Wir sollten dann Kinder haben, so fromm und so schön wie Engelein, die Dir entgegen sprängen, wenn Du Abends mit Deinen Hunden von der Streife im Walde zurückkämst; die Kleinen würden Dir dann die Flinte abnehmen und die Jagdtasche, und mit uns vor der Thüre unsers Häuschens zu Nacht essen unter dem frischsten, klarsten Nachthimmel und unter den schönen hohen Bäumen; . . . und wir würden uns dann so glücklich, so friedlich niederlegen . . . — Was soll ich Dir weiter sagen, fast wider Willen mußte ich ihr zuhören und war wie behert. — Ach daß Du sie gehört hättest, wie sie so hübsch und so niedlich erzählte, daß man nahezu glaubte, man könne Alles, was sie so schildere, mit Händen greifen; wahrhaftig, mir war, als träumte ich mit wachen Augen."

„Ja, ja, das wär ein hübsches Leben und ganz nach meinem Wunsche," sagte Martial, nachdenkend und mit einem Seufzer; — „der arme Franz ist zwar noch nicht

von Grund aus verdorben, allein er ist lange genug um Nicolas und die Kürbisflasche gewesen, als daß ihm nicht die gesunde Luft der Wälder besser wäre, als die der Städte — Amandine würde Dir in der Haushaltung zur Hand gehen, und ich wäre gewiß ein so guter Wildhüter, als irgend wer, da ich ein gefürchteter Wildschütz war. — Wenn ich dann Dich zur Hausfrau hätte, wackere Wölfin und daneben noch ein paar hübsche Kinder, wie Du sagst, was würde alsdann noch zu unserm Glück fehlen? . . . Hat man sich einmal an den Wald gewöhnt, so ist man darin wie zu Hause und empfände nicht Langeweile, wenn man auch hundert Jahre dort lebte. — Doch sieh, ich bin ein Thor. Du hättest mir ein solches Leben nicht schildern sollen . . . wenn nichts daraus wird, hat man sich nur umsonst gefreut."

„Ich ließ Dich nur gehen," erwiderte die Wölfin, „weil Du gerade so sprachst, wie ich zur Jodlerin. — Sieh, als sie mir ein solches Feenmährchen vormalte, sprach ich zu ihr: Wie Schade, Jodlerin, daß die Luftschlösser, wie Ihr sie nennt, nicht lautere Wahrheit sind. — Weißt Du aber auch, was sie mir darauf geantwortet hat," setzte die Wölfin mit freudiger Regung hinzu.

„Nein," erwiderte Martial.

„Wenn Dich Martial heirathet und ihr Beide versprecht, ein ehrbares Leben zu führen, so verbürge ich mich dafür, ihm diesen Platz zu verschaffen, nach dem er sich so sehr sehnt, sobald ich aus dem Gefängniß entlassen werde," gab sie mir zur Antwort.

„Ich soll also eine Wildhütersstelle erhalten?" fragte Martial.

„Ei freilich," erwiderte seine Geliebte.

„Du hast Recht, 's ist nur ein Traum," sagte er, „wenn es nun diese Stelle zu erhalten nichts brauchte, als Dich zu heirathen, meine tapfere Wölfin, so würde ich es wahrlich schon morgen thun, wenn ich die Mittel auftreiben könnte; denn sieh, von heute an bist Du meine Frau, meine eigentliche Frau, und ich will, daß Du mich in Zu=

kunft nur Deinen Gatten nennst, als ob uns der Maire zusammengegeben hätte."

„Wahrlich!" rief das Mädchen, „die Jodlerin hatte Recht, es macht einen wahrlich stolz sagen zu können: mein Gatte. — Martial, Du sollst sehen, was für ein Weib, was für eine Hausfrau und Mutter Deine Wölfin sein wird. . . ."

„Aber diese Stelle?" fragte Martial, „glaubst Du denn wirklich? . . ."

„Wenn die arme kleine Jodlerin nicht Recht haben sollte," erwiderte die Wölfin, „so müßte sie sich nur in ihren Gönnern getäuscht haben, denn sie schien mir wahrhaftig selbst an Das zu glauben, was sie mir prophezeihte. — Ueberdem hat mir erst heute, als ich aus dem Gefängniß entlassen war, die Aufseherin gesagt, daß die Gönner der Jodlerin recht reiche, angesehene Leute, ihre Entlassung aus dem Gefängnisse erzweckt hätten; das beweist doch genugsam, daß sie mächtige Wohlthäter hat und wohl wird halten können, was sie uns zusagte."

„Blitz! wir vergessen uns ja ganz," rief Martial und stand plötzlich auf.

„Weshalb denn?" fragte seine Gattin.

„Sagtest Du nicht, das junge Mädchen sei unten krank und vielleicht dem Tode nahe? und anstatt ihr zu helfen, sitzen wir hier oben und plaudern."

„Beruhige Dich nur," erwiderte die Wölfin, Franz und Amandine sind ja um sie und wären wohl schon längst heraufgekommen, wenn Gefahr für sie vorhanden wäre! — Allein Du hast Recht, wir wollen zu ihr hinuntergehen, denn Du mußt sie sehen, der wir vielleicht unser ganzes Glück und unsere Zukunft verdanken."

Auf den Arm der Wölfin gestützt, stieg Martial in's Erdgeschoß hinunter. Ehe wir diese Beiden in die Küche treten lassen, wollen wir vorerst erzählen, was seitdem vorgegangen, seit die Wölfin Marien-Blüth der Pflege der beiden Kinder anvertraut hatte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Pariser Mysterien ein Sittengemälde aus der neuesten Zeit

Bd.: 16/18

Stuttgart (1843)

L.eleg.g. 16 t-1,4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10572913-1